
Alfred Manes
Ins Land der sozialen Wunder



Alfred Manes

# Ins Land der sozialen Wunder



*** Im Riverina-Distrikt von Neusüdwales**

(Eine charakteristische australische Landschaft mit Eukalyptusbäumen und Schafen)

# Ins Land der sozialen Wunder

## Eine Studienfahrt durch Japan und die Südsee nach Australien und Neuseeland

Von

Alfred Manes

Zweite, unveränderte Auflage



Mit 125 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen vom Verfasser und Anderen sowie einer Karte

Berlin 1912
Ernst Siegfried Mittler und Sohn
Königliche Hofbuchhandlung
Kochstraße 68—71

# Zum Geleit.

## Für die erste Auflage.

Dies Buch sollte weder lediglich eine Reisebeschreibung werden, wie man sie als gebildeter, weltumsegelnder Mitteleuropäer üblicherweise drucken läßt, noch will es als ein wissenschaftliches Fachwerk über die sozial-radikalen Antipodenländer angesehen sein. Es möchte vielmehr von beiden etwas an sich haben; es möchte Ergebnisse nationalökonomischer Forschung in einer auch dem Laien verständlichen leichten Form bieten, die Kenntnis von dem uns so wenig vertrauten Australien und Neuseeland verbreiten helfen und das Interesse für jene Erdteile wecken, in denen reisen zu dürfen einer der heißesten Wünsche meines Lebens war.

Die hier wiedergegebenen Bilder sind, falls nichts anderes bemerkt ist, nach Originalaufnahmen des Verfassers, sofern sie aber mit einem Sternchen versehen sind, nach Aufnahmen angefertigt worden, die dem Verfasser von den in jeder Beziehung höchst entgegenkommenden Regierungsbehörden Neuseelands und Australiens oder von anderer durchweg bei den Abbildungen verzeichneter Seite zur Verfügung gestellt worden sind.

Den vielen lieben Freunden in all den fernen Ländern, von denen dieses Buch erzählt, sei auch hier Gruß und Dank entboten!

Berlin W. 50, Pragerstr. 26.
Im Herbst 1910.

A. M.

## Für die zweite Auflage.

Seit Erscheinen der ersten Auflage dieses Buches vor noch nicht einem Jahre ist das Interesse an Australasien unverkennbar gewachsen und man kann mit Bestimmtheit sagen, daß dieses noch ganz erheblich steigen wird. Nicht nur werden jene fernen Länder durch die bevorstehende Eröffnung des Panamakanals an weltwirtschaftlicher Bedeutung zunehmen und uns näher rücken; sie zeigen sich auch fast von Tag zu Tag als ein immer mehr ins Gewicht fallender Faktor für die große Politik wie die Sozialpolitik der europäischen Länder. Je größer die rasch vorwärts schreitende Unabhängigkeit Australiens und Neuseelands vom britischen Mutterlande wird, je lauter aus jenen dünn bevölkerten Ländern der Ruf nach weißen Ansiedlern ertönt, je schärfer die bemerkenswerten Regierungsleistungen der dort zur Herrschaft gelangten Arbeiterparteien hervortreten, desto stärker werden wir uns gerade in unserem Vaterlande mit den vernachlässigten Antipodenstaaten beschäftigen müssen.

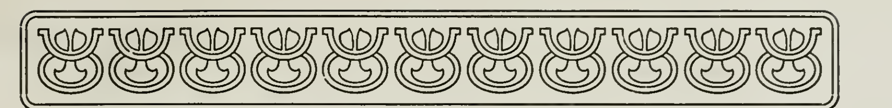
Eine angenehme Pflicht ist es mir, auch an dieser Stelle allen den zahlreichen Kritikern meines Buches herzlichst zu danken, welche nicht nur in den deutschen Zeitungen und Zeitschriften, sondern auch in der englischen wie in der australischen, in der neuseeländischen wie in der japanischen Presse meinem Bemühen, das Land der sozialen Wunder und die Reise dorthin zu schildern, viel mehr Lob und Anerkennung gezollt haben, als ich mir je träumen ließ.

Berlin W. 50, Pragerstr. 26.
Im Sommer 1911.

**A. M.**

### Zu berichtigen:

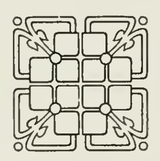
Seite 183: Zeile 19 von oben (statt „angebracht") lies: „unangebracht".
„ 206: „ 1 von unten unter dem Bild zu lesen: „Schafschur".
„ 212: „ 5 von unten (statt Australien) lies: „Australiens".
„ 248: „ 5 von oben (statt Kisten, Wein) lies: „Kisten Wein".

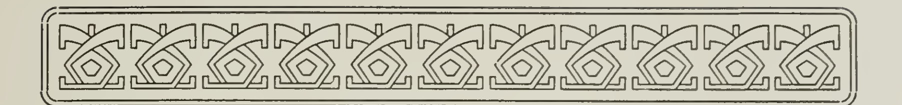


# Inhaltsverzeichnis.

## Erster Teil: Die Fahrt.

## Zweiter Teil: Soziale Studien.





# Erster Teil: Die Fahrt.

## I. Kapitel.

## Vorbereitung, gute Ratschläge und Abschied von Europa.

Meine Abfahrt von Berlin in früher Morgenstunde des 11. Februar 1909 stand äußerlich unter dem Zeichen des englischen Königsbesuchs: in festlichem Schmucke prangten die Straßen, und die Zeitungen brachten ausführliche Berichte über der englischen Majestät Erlebnisse und Eindrücke. Dies Zeichen deutsch-englischer Annäherung, das sich in den offiziellen Reden und dem herzlich gehaltenen Willkommensgruße der Berliner Presse ausdrückte, nahm ich als gute Vorbedeutung für eine freundliche Aufnahme während der Reise und für den Erfolg meiner Studienfahrt, die mich zweimal um die halbe, vorzugsweise englische Welt, und nach acht Monaten zurück nach Berlin bringen sollte.

Der geistreiche französische Plauderer Marcel Prévost hat in einer seiner unlängst veröffentlichten Skizzen ausnahmsweise einmal nicht über die Frauen, sondern über etwas anderes Angenehmes, nämlich das Reisen, geschrieben und der Überzeugung Ausdruck gegeben, daß die Vorbereitung zur Reise und die Erinnerung daran das Schönste sei. Ich kann mich ihm nur insofern anschließen, als ich Vorbereitung und Erinnerung als schön bezeichne, den Superlativ aber bildet doch die Reise selbst.

Meine Vorbereitung für die Studienfahrt nach Neuseeland und Australien, Länder, die mich schon als jungen Studenten wegen ihrer äußerst fortgeschrittenen Sozialgesetzgebung interessierten, hat

im Grunde genommen jahrelang gedauert; denn neben anderen aus dem weiten Rahmen der Staatswissenschaften herausgegriffenen Spezialgebieten war es Australasien, das ich durch Studium aller mir irgendwie zugänglichen Schriften darüber zu begreifen suchte. Immer wieder war der Plan einer Reise dorthin gefaßt worden, unzählige Male hatte ich eine ganze Bibliothek von Fahrplänen aller in Betracht kommenden Schiffslinien und Eisenbahnen durchblättert, große Programme ausgearbeitet, Reisebeschreibungen gelesen, so daß mir das Land und die Fahrt dorthin, noch ehe ich dort gewesen, vertrauter war als manche Provinz des deutschen Vaterlandes. Ein reiches Lager der recht umfangreichen australasischen Sozialgesetze hatte sich im Laufe der Zeit bei mir angesammelt und war von mir bereits zwecks Abfassung eines Buches über die Arbeiterversicherung in Australien und Neuseeland durchgesehen worden. Ausschließlich an Hand der Literatur, der Gesetzgebung und der Parlamentsberichte hatte ich in diesem Buche die soziale Fürsorgetätigkeit im fünften Erdteil behandelt und es beendet, trotz aller Bedenken, die mir hinsichtlich einer Veröffentlichung auftauchten, ehe ich selbst in den Ländern gewesen wäre. Nachdem ich an Ort und Stelle alle in dem Buche dargelegten Verhältnisse studiert habe, kann ich nur sagen, daß ich eine Revision meiner durch das Studium aus der Ferne gewonnenen Auffassungen fast in keiner Richtung vorzunehmen mich genötigt sehe. Und ich empfehle infolgedessen als beste Art einer eingehenden Reisevorbereitung, ein Buch über das Land zu schreiben, in welchem man noch nicht gewesen ist.

Ein solches Unterfangen findet vielleicht eher Gnade vor den Augen und der Feder gestrenger Kritiker. Denn unter ihnen gibt es manche, die der Meinung sind, um über ein Land schreiben zu können, müsse man dort sein ganzes Leben zugebracht haben, sodaß eigentlich Reisebeschreibungen erst aus dem Nachlaß verstorbener möglichst alt gewordener Verfasser veröffentlicht werden dürften. Es liegt mir nun durchaus fern, jedes Globetrotters Buch verteidigen und empfehlen zu wollen, aber ich möchte doch der ganz bescheidenen Überzeugung Ausdruck geben, daß ein wohlvorbereiteter Reisender, der die Länder, die er durchquert, aus der über sie veröffentlichten wissenschaftlichen Literatur kennt, ein offenes Auge und eine gute

Auffassungsgabe hat, dazu mit den richtigen Empfehlungen ausgerüstet ist und die Möglichkeit besitzt, zahlreiche gut orientierte Persönlichkeiten zu sprechen, in einer kurzen Zeit viel mehr sehen, viel treffendere Eindrücke sammeln kann, als mancher, der Jahr und Tag in einem Lande nur vegetiert. Auch die Momentphotographie hat ihre große Bedeutung, namentlich wenn der, welcher sie ausübt, nicht völliger Laie ist. Wer den Wert der Momentphotographie aber nicht anerkennt, für den ist dieses Werk nicht geschrieben.

Der Plan dieses Buches ist, die Fahrt nach Australasien in aller Kürze zu skizzieren und möglichst nichts von dem zu bieten, was man in Meyers Weltreiseführer oder in anderen bekannten Reisehandbüchern geschildert findet; nur persönliche Eindrücke wollte ich wiedergeben, jeden wissenschaftlichen Apparat habe ich absichtlich im ersten Teil dieses Buches beiseite gelassen.

Unter allen Erziehungsmitteln für den modernen, gebildeten Menschen scheint mir keines auch nur annähernd so rationell und von so tiefgreifender Bedeutung wie eine Weltreise. Abgesehen von dem vollen Verständnis für die Verschiedenheiten der Rassen, des religiösen Empfindens, der wirtschaftlichen Ideale, der politischen Strömungen, lernt der intelligente Reisende mehr, als er es jemals zu Hause vermag, andere Auffassungen verstehen und würdigen, wird ruhiger im Urteil, vorsichtiger in der Kritik, liebevoller in der Behandlung selbst nicht sympathischer Mitmenschen, kurz in jeder Beziehung abgeklärter. Man schicke alle, die offiziell oder insgeheim die große Politik machen, ein Jahr lang um die Welt, und ich wette, das Ergebnis der Reise wird sein, daß 95 % aller internationalen Verwicklungen auf diese Weise mit einem Schlage beseitigt werden. Es wäre ein lehrreiches Kapitel, könnte man feststellen, welchen Einfluß auf die internationale Politik und Gesetzgebung das Zusammenleben und der gemein-



Abfahrt aus dem Hafen von Marseille

same Gedankenaustausch von Reisenden gehabt hat, die sich an Deck desselben Ozeanriesen viele Wochen lang befanden.

Über die Kosten einer solchen Weltfahrt herrschen in weiten Kreisen ganz falsche Vorstellungen. Das einzige, was ich unverhältnismäßig teuer fand, waren die Trinkgelder auf den deutschen Schiffen. Im übrigen habe ich mich eigentlich fast immer, abgesehen vielleicht von Ägypten, darüber gewundert, wie gering der Unterschied zwischen den Kosten des Lebens in Berlin und auf der Reise ist. Ich habe tatsächlich eingesehen, daß es möglich ist, unterwegs billiger zu leben als zu Hause, ohne daß man sich irgendwelche Entbehrungen auferlegen muß. Ein Billet I. Klasse für eine Reise um die Erde — gleichviel welche Route oder welche Schiffahrtsgesellschaften man wählt — kostet durchschnittlich 3000 Mark. Dafür kann man ungefähr vier Monate an Bord der schönsten Schiffe mit voller Verpflegung leben, also mit 25 Mark pro Tag; auf dem Lande kostet dieselbe, einer Mastkur bedenklich nahe kommende vortreffliche Verpflegung allein nicht viel weniger. In Übereinstimmung mit vielen anderen Reisenden glaube ich sagen zu dürfen, daß man bei einer sieben bis zwölf Monate dauernden Reise, alle Ausgaben inbegriffen, auch die Reisen auf dem Festlande, 40 Mark pro Person und Tag rechnen muß, während für zwei Personen je 35 Mark anzusetzen wären. An Ausgaben für mein Gepäck, das auf der Hinreise aus zwei großen und einem kleinen Zinkkoffer, einem gewöhnlichen Kabinenkoffer und zwei Handtaschen bestand, auf der Rückfahrt sich aber um mehrere Koffer, Kisten und Bündel, Deckstühle und -tische vermehrte, hatte ich während der ganzen acht Monate meiner Reise für Fracht einschließlich aller sonstigen Transportkosten nebst Versicherung nicht über 300 Mark zu zahlen, da die Schiffahrtsgesellschaften in bezug auf Gepäck äußerst entgegenkommend sind.

Einige weitere nützliche Winke möchte ich demjenigen auf den Weg mitgeben, der die gleiche oder eine ähnliche Weltreise vor hat. Ich weiß aus eigener Erfahrung, wie wertvoll es sein kann, in irgend einer zunächst ganz unwichtig scheinenden Reiseangelegenheit eine praktische Anleitung bekommen zu haben.

Ein wichtiges Kapitel für den Weltreisenden sind Empfehlungen. Man kann davon zu viel mitnehmen, aber nie genug. In zahlreichen Gegenden der Welt besteht die Möglichkeit, Land und Leute kennen zu lernen, ja selbst an Land überhaupt Unterkunft und Verpflegung zu finden nur, wenn man mit ausreichenden Empfehlungen versehen ist. Das gilt namentlich für die Südsee und Australasien. In gar manchen Südseeküstenorten ist weder Fuhrwerk noch ein Boot gegen Geld zu haben, sondern nur durch die Liebenswürdigkeit europäischer Ansiedler, an die man empfohlen ist. Am wertvollsten sind private Empfehlungen, ausgestellt von Personen aus dem betreffenden Lande, also z. B. Empfehlungen an Australier von Australiern. Amtliche Empfehlungen können von Wert sein, sind es aber nicht immer.

Eine nicht geringe Sorge für den Weltreisenden ist die Frage, in welcher Weise er am besten und am sichersten überall, wo er hinkommt, Geld erhält. Die üblichen Wege, einen gewöhnlichen Kreditbrief auf bestimmte Plätze oder einen Weltkreditbrief sich ausstellen zu lassen, oder Zahlungsscheine eines Reisebureaus, insbesondere von Cook mitzunehmen, bieten alle nichts Vollkommenes, schon wegen der Gefahr, daß beim Verlust der Papiere allzu leicht ein Unbefugter die Geldbeträge erheben kann. Ich kann mich nicht genug darüber wundern, daß man die Photographie nicht in den Dienst des so verbreiteten Kreditbriefsystems gestellt hat. Nichts wäre einfacher, als auf einen Kreditbrief das Porträt des Inhabers in der Weise anzubringen, daß jede mißbräuchliche Benutzung ausgeschlossen wäre. Freilich dürfte man sich dann keinen Ferienbart wachsen lassen.

Was werden dem Reisenden, der abseits von der allgemeinen Heerstraße um die Erde zieht, nicht alles für Gefahren und Unannehmlichkeiten vorausgesagt. Ich kann nur aus meiner Erfahrung mitteilen, daß ich mich lediglich zweimal unsicher fühlte. Das war bei der Abreise aus Europa in der Hafengegend von Marseille und bei meiner Rückkehr im Hafen von Neapel. Selbst bei den Kannibalen hatte ich niemals das Bedürfnis, einen Revolver in der Tasche zu haben, so wenig wie ich Verwendung für die große Spritze voll Zacherlin fand, die ich neben vielem anderen unnötigerweise mitgenommen hatte. Das erste und einzige beißende Insekt

konstatierte ich auf der Rückkehr durch Italien in einem europäischen Schlafwagen erster Klasse am Tage des wegen Ferrers Ermordung veranstalteten Generalstreiks.

Nicht vergessen werden darf ein Wort über die Seekrankheit. Ich bin zwar auf diesem Gebiet vollständiger Laie, habe dieses mal de mer noch nie am eigenen Leibe oder Halse verspürt, habe aber die feste Überzeugung erlangt, daß die Angst vor der Krankheit und die Energielosigkeit in zahlreichen Fällen die eigentlichen Ursachen der Seekrankheit, wenigstens auf den großen Ozeandampfern, sind. Aber selbst von ihr geplagte Personen gewöhnen sich überraschend schnell an die übermütigsten Bewegungen des Schiffes. Es gibt kein besseres Mittel gegen die Seekrankheit immun zu werden, als eine recht lange Seefahrt an Bord eines schönen großen Dampfers zu unternehmen.

Die beste Vorbereitung für eine große Reise sind viele kleinere Reisen. Nur durch praktische Erfahrung lernt man jene Reisetechnik, die unbedingt dazu gehört, sich den notwendigen Humor, jene Gleichgiltigkeit und ein Stück Fatalismus anzueignen, die erforderlich sind, auch zweifelhafte Genüsse einer längeren Abwesenheit von Hause gern und willig zu ertragen. Nur die Erfahrung bringt einem auch eine gewisse Kunst des Umgangs mit Menschen aller Rassen, aller Völker, aller Gesellschaftsklassen bei, die Routine, weder allzu schnell zu vertraulich mit Reisegenossen zu werden, noch auch ihnen gegenüber ein gar zu unnahbares Wesen zu zeigen. Der Umgang mit reisenden Menschen ist eine Kunst für sich und namentlich an Bord eines Schiffes bei langen Seereisen ein schwieriges Kapitel. Viel Selbstbeherrschung, Taktgefühl, Zurückhaltung und doch Höflichkeit gehören dazu, mit den Menschen auszukommen, die man nun Tag für Tag auf denselben schwimmenden Brettern immer wieder trifft.

Eine ganz bestimmte Gestaltung des Verkehrs unter den Bordgenossen läßt sich wahrnehmen. Zunächst bleibt jeder für sich isoliert. Nach einigen Tagen ist das Eis gebrochen: im Rauchzimmer, im Damensalon, bei Tisch, im Turnsaal hat man Bekanntschaften gemacht; es bilden sich kleine Gruppen. Mit Hilfe des Oberstewards versucht man sich über die Mitreisenden zu unterrichten, man spricht

sich über alle erdenklichen Gegenstände aus, schließt Freundschaft, die Gruppen werden größer, man treibt allerhand Decksport zusammen, spielt des Abends im Rauchsalon und fühlt sich sehr behaglich in intimer Unterhaltung. Die zweite Woche zeigt schon ein anderes Bild: es kommt zu allerhand offenen und versteckten Reibungen, diese oder jene Klatscherei gibt zu mehr oder minder erregten Auseinandersetzungen Anlaß. Aber nach der etwas eintönigen Freundschaft der ersten Woche nimmt man die abwechslungsreiche aufregende Feindschaft der zweiten gern mit in Kauf, zieht sie jedenfalls der dritten Woche vor, in der gar mancher und manche der lieben Bordgenossen stumm und steif aneinander vorübergehen und sich gegenseitig ignorieren; und in der vierten Woche freut man sich darauf, nun endlich von den meisten Menschen los zu kommen, mit denen ein unglücklicher Zufall einen auf dasselbe Schiff zusammengebracht hat.

Das ist so der typische Verlauf der Schiffsfreundschaften auf langen Reisen, sofern man noch ein Neuling im Weltumsegeln ist. Der erfahrene Globetrotter weiß, wie schnell an Bord Freundschaft geschlossen und wieder gelöst wird, er hat eine gewisse Witterung dafür, wer gleich ihm ein erfahrener Weltumsegler ist; er ist in der richtigen Weise zurückhaltend und schließt sich nur an seinesgleichen enger an. Er hat dennoch Stoff genug zur Zerstreuung, sofern Temperatur und Stimmung ihm solche wünschenswert machen; denn es gibt keine indiskretere Einrichtung als einen vollbesetzten Ozeandampfer, und wer auch nur ein bischen Psychologe ist, kein anormales Hörorgan hat und auch im Dunkeln zu sehen, eventuell Schattenbilder zu deuten vermag, der kann seine helle Freude daran haben, die Menschen in ihrer Liebe und ihrem Haß auf hoher See zu studieren. Der ganz Raffinierte fängt erst nach zwei Wochen an Bekanntschaften zu schließen, nachdem er mit oder ohne Willen Lebensbeschreibung und Naturgeschichte jedes einzelnen Mitreisenden zu hören bekommen hat.

Unbegreiflich ist es mir stets erschienen, wie man sich einen Ozeandampfer als Aufenthaltsstation für die Hochzeitsreise auswählen kann; denn wie gesagt, es gibt nichts Indiskreteres als solch ein Schiff. Nur der Wunsch, zur Unterhaltung und Belustigung



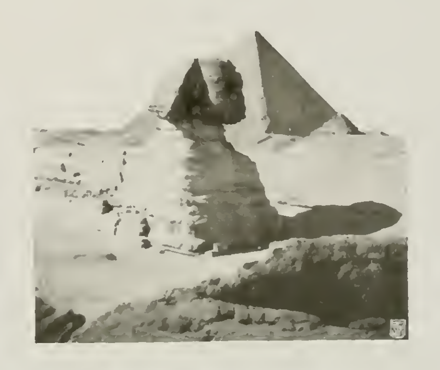
Auf dem Weg zu den Pyramiden

der übrigen Mitreisenden beizutragen, kann doch nicht die Absicht derer sein, die hier ihre Flitterwochen verleben.

Ein gewaltiger Unterschied besteht im Leben an Bord eines besetzten und eines leeren Schiffes. Auf der Hinfahrt nach Ostasien war der Dampfer überfüllt; auf der Rückfahrt von Australien nach Europa waren wir nur sieben Passagiere erster Klasse. Bei so wenigen fühlt man sich als Alleinherrscher an Bord, hat den Eindruck, auf einer komfortabeln Privatyacht zu sein, wird unglaublich verwöhnt durch die Menge der dienenden Geister, die stets zur Verfügung stehen, durch die Aufmerksamkeit des Oberstewards, die sich bis auf die individuelle Gestaltung der reichhaltigen Speisekarte erstreckt. Man kann sich die beste Kabine des Schiffes auswählen, je nach Wind- und Wetterverhältnissen umziehen, kurz, man ist nicht wie auf einem überfüllten Dampfer nur eine Nummer und hat nicht, wie hier, Tag und Nacht auf die Masse der anderen nicht immer sympathischen Reisenden Rücksicht zu nehmen, von denen man den Eindruck empfängt, daß diese selbst sich bemühen, so rücksichtslos als möglich zu sein. Ein überfüllter Dampfer, er mag noch so komfortabel eingerichtet sein, bildet eine nicht zu beschreibende Qual, namentlich dann, wenn man die enge Kabine mit anderen zu teilen hat, womöglich zu dritt in einem kleinen Raum schlafen muß, wie es auf den englischen Schiffen die Regel bildet. Die beiden anderen Kabinengenossen brauchen gar nicht etwa seekrank zu sein, es ist auch nicht einmal erforderlich, daß der eine schnarcht; es genügt einfach ihre Gegenwart, selbst wenn sie an sich durchaus angenehme und rücksichtsvolle Menschen sind, um denjenigen manchmal der Ver-

zweiflung nahe zu bringen, der nun einmal daran gewöhnt ist, sein eigner Herr, wenigstens in seinem Schlafzimmer, zu sein. Man denke nur, daß beim Ankleiden oder Ausziehen lediglich Raum für einen der drei Zusammengepferchten vorhanden ist, daß häufig genug nur eine Waschgelegenheit zur Verfügung steht und man dann darüber Vereinbarungen treffen muß, wer sich zuerst waschen darf, wer sich zuletzt die Zähne putzt usw. Die allerengste, dunkelste und am schlechtesten gelegene Kabine, wenn man Alleinherrscher darin ist, bleibt unbedingt einer größeren und gut gelegenen vorzuziehen, die man mit anderen zu teilen hat.

Von dieser Auffassung ausgehend, habe ich es nicht verschmäht, auf der Reise nach Ostasien in dem Ammenzimmer zu logieren. Das war um so angenehmer, als der Vorraum zu diesem glücklicherweise zu beruflichen Zwecken nicht benutzten Lokal das geräumige Kinderzimmer bildete, und die Kinder halten sich bekanntlich an Bord überall da auf, wo nicht „Kinderzimmer" angeschrieben steht. Diese Kinder an Bord! Man kann ein großer Kinderfreund sein, an Bord wird man unter allen Umständen, auch ohne daß man empfindliche Nerven hat, Neomalthusianer in der schroffsten Form. Ein einziges Kind genügt, um das ganze Schiff fortgesetzt in Empörung zu halten. Ein ungezogener Bengel ist ausreichend, um zweihundert Passagiere, die nach der Hauptanstrengung des Tages, der großen Mahlzeit, sich behaglich in ihren Deckstühlen dem Schlummer hingeben, alle zehn Minuten von neuem aufzuwecken. Aber wer nur einmal die fürchterlichen Verwünschungen gehört hat, welche die glückliche Mutter eines solchen Bengels auf denjenigen Passagier ausschüttet, der sich über ihren Sprößling, bekanntlich stets nicht nur das schönste, sondern auch das gescheiteste und bescheidenste Kind, beschwert hat, der duldet lieber schweigend, um nicht die Flut der Verwünschungen auch auf sein armes Haupt herniederprasseln zu fühlen. Ein Kapitän



Sphinx und Cheops-Pyramide

hat immer Kinder und steht daher ausnahmslos auf seiten der Mutter, schon aus Ritterlichkeit.

Es ist ein unangenehmes Kapitel: Das Kind im Leben des Schiffes . . . . .

Die erste Station auf meiner Weltreise war Frankfurt a. M. und hier begegnete mir gleich das erste Reiseabenteuer, die Verwechslung meines schönen neuen Hutes. Da es aber offenbar in der ganzen übrigen Welt, durch die ich streifte, so zerstreute Mathematiklehrer wie in meiner lieben Vaterstadt nicht mehr gibt, blieb diese Verwechslung die einzige, und nicht die geringste Kleinigkeit meines nicht gerade bescheidenen Gepäcks kam mir auf der Reise abhanden.

Ein zweiter unglücklicher Zufall traf mich in Frankfurt: trotz wochenlanger Vorherbestellung einer Fahrkarte hatte ich das sehr zweifelhafte Vergnügen, in ein enges, besetztes, vierbettiges Schlafkupee gedrängt zu werden, wie man es nur in den alten Schlafwagen zweiter Klasse zu treffen pflegt. Es fiel mir daher äußerst schwer, mich immer wieder daran zu erinnern, daß ich in einem Luxuszug erster Klasse reiste. Die ganze Fahrt von Frankfurt nach Marseille überlegte ich mir ohne Ergebnis, worin denn eigentlich die Gegenleistung der Internationalen Schlafwagen-Gesellschaft dafür besteht, daß man außer einem Billet erster Klasse einen teuren Zuschlag zu zahlen hat. Noch nicht einmal eine Waschtoilette befand sich in dieser Luxuskabine, so daß man gezwungen war, in dem am Ende des Wagens befindlichen engen, vornehmlich für andere Bedürfnisse bestimmten Raum seine Reinigung vorzunehmen. Dabei beträgt der Zuschlag für die Benutzung eines Schlafwagens z. B. von Rom bis Mailand fast das Doppelte wie beispielsweise für die Benutzung eines solchen zwischen den australischen Hauptstädten Sydney und Melbourne, und doch ist die Nacht in Europa nicht länger als in Australien. Auch in bezug auf das von derselben internationalen Gesellschaft zur Verabreichung gelangende Essen in vielen Speisewagen und in bezug auf seinen Preis könnte man mancherlei Vorbildliches auf den australischen, wie auch auf den neuseeländischen Bahnen studieren. Und so entstand mein erster Beschwerdebrief, der glücklicherweise auch der letzte war; denn nirgend-

wo außerhalb Europas hatte ich auf einer Eisenbahn berechtigten Grund zur Klage.

Dieses alte Europa hat, mögen auch seine Bewohner die übrigen Erdteile kultiviert haben, überhaupt nicht zu viel Anlaß, allzu stolz auf alle Einrichtungen seines Verkehrswesens zu sein. Gar manches kann es hierin sogar vom fünften Erdteil lernen. Das gilt für manche Schiffahrtslinie und für manche Bahn. So oft ich auch den englischen Kanal durchkreuzt habe, niemals hatte ich das Glück, Passagier eines Schiffes zu sein, das auch nur annähernd die vorzüglichen, hochmodernen, in jeder Beziehung komfortablen Einrichtungen des Dampfers hatte, der mich von der Nordinsel Neuseelands zur Südinsel, von Wellington nach Lyttleton brachte. Diese Strecke entspricht ungefähr derjenigen von Hoek nach Harwich. Aber Neuseeland zählt nur eine Million Einwohner, und der Reiseverkehr ist hier ein weit geringerer als der zwischen England und dem europäischen Kontinent.

Bei klarem Winterwetter ging es durch Frankreich, nichts mahnte daran, daß der Süden immer näher rückte, nichts lenkte von dem gelegentlich etwas wehmütigen Gedanken eines Verlassens der Heimat, der Lieben und der Liebsten für viele Monate ab. Einförmige Gegend, leere Bahnhöfe, gleichgiltiges Reisepublikum, bis der Zug in den wenig imposanten alten Bahnhof von Marseille einläuft.

Obwohl ich schon früher viele Reisen unternommen, die meisten Länder Europas durchstreift hatte, nach den Vereinigten Staaten und Kanada, nach den Kanarischen Inseln und Madeira gekommen war, so war mir doch Südfrankreich fremd geblieben, und mit den größten Erwartungen betrat ich Marseille. Daß diese schmutzige, dunkle, unfreundliche Hafenstadt die zweitgrößte Frankreichs ist, wollte mir kaum glaublich scheinen. Der ungeheure Unterschied zwischen der größten und der zweitgrößten Stadt Frankreichs ist gerade dem aus Deutschland Kommenden ganz unfaßbar; denn wir haben Provinzstädte, die in mancher Beziehung fast so hauptstädtisch sind wie Berlin. Wie ganz anders Marseille, das nur dann Schönheit zeigt, wenn man es verläßt und hinausfährt nach Corniche und Prado. Eine herrliche Strandpromenade bietet sich hier, mit südlicher Vegetation und einem wunderbaren Ausblick auf das aus der Entfernung so schöne Marseille und das Meer.

Mäßig besetzt fährt bei trübem Wetter der Norddeutsche Lloyd-Dampfer „Schleswig“ aus dem Hafen von Marseille. Die See ruhig wie ein Bayerischer Binnensee. Langsam nimmt das Schiff seinen Weg. Seine Personenladung ist fast ausschließlich englischen Ursprungs und scheint recht monoton; fast nur Ehepaare sind an Bord.

Vorüber geht es an zahlreichen Dampfern aller Nationalitäten. Mit wunderbarer Majestät steigt der purpurrote Ball der Sonne in einen farbenprächtigen Mantel gehüllt in die See. Das letzte Stück französischer Küste hinter Toulon verschwindet. Es läutet zum ersten Diner. Die an Bord der deutschen Schiffe übliche Mastkur beginnt.

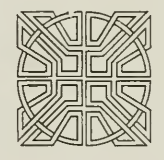


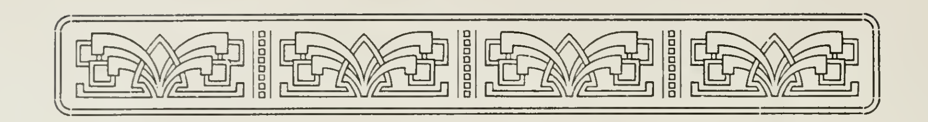
Ein Fellachendorf bei Kairo

Der nächste Vormittag brachte das sehr interessante Bild der Durchfahrt zwischen Korsika und Sardinien. Stundenlang sieht man in mehr oder weniger großer Deutlichkeit und Nähe die Küste dieser völlig steril scheinenden Felseninseln ohne Gras und Halm. Hoch oben auf Korsika das Felsennest Bonifacio. Als wie in das Gestein hineingehauen hebt es sich plastisch vom Hintergrund der hohen Schneeberge ab. Lautlos, fast bewegungslos gleitet das Schiff durch das Mittelmeer weiter; und in der ersten Dämmerung ist der Hafen von Neapel erreicht. Von 4 Uhr früh ab war ich auf Deck, trotz der empfindlichen Kälte, um die Einfahrt nach Neapel, um den Vesuv zum ersten Male zu schauen. Gerade beim Hervorbrechen des ersten hellen Wolkenscheins legte die „Schleswig“ Anker und verweilte etwa sechs Stunden in Neapel.

So eindrucksvoll die Einfahrt gewesen war, so reizvoll gestaltete sich die Ausfahrt um die Mittagszeit. Das sich immer mehr weitende Bild des neapolitanischen Golfes, im Hintergrund die terrassenförmig sich auftürmende große Stadt, der imposante Vesuv, aus dessen höchster Spitze fortgesetzt kleine Rauchwölkchen emporsteigen, bieten ein großartiges Gemälde.

In finsterer Nacht fuhr der Dampfer an der sizilianischen Küste entlang, und von dem kurz vorher zerstörten Messina war nichts anderes zu sehen als ein schmaler Lichterschein — es war das letzte Bild von Europa.





## II. Kapitel.

# An den Pyramiden vorbei zu den Geishas.

Die Fahrt mit der „Schleswig“ durch die stille See bei empfindlich kaltem Wetter blieb ohne bemerkenswerte Ereignisse bis zur Landung an der afrikanischen Küste, die sich als ein langer grauer Strich von fern her zu erkennen gab und erst belebte, als das Schiff ganz nah vor Alexandrien war.

Ein durch seinen Lärm und seine Buntheit imponierender Empfang wird dem Fremden in Alexandrien zuteil. Man hat hier sofort Gelegenheit, sich an die Ruhe der Orientalen zu gewöhnen und lernt schnell Geduld; denn endlos dauert es, bis die Einschiffung vonstatten gegangen, das Gepäck befördert und durch die Zollrevision gebracht ist. Während fast alle Passagiere des Dampfers den bereitstehenden Extrazug nach Kairo benutzten, zog ich es vor, die Nacht in Alexandrien zu bleiben. Diese Extrazüge haben überall die Eigentümlichkeit, daß zwar jeder Passagier einen Platz findet, aber auch jeder einzelne Platz seinen Passagier erhält, während ich am anderen Tage, dem Faschingsdienstag, weit bequemer nach Kairo gelangte.

Am Vormittag wanderte ich durch die Straßen von Alexandrien; eine lebhafte Hafenstadt recht europäischen Gepräges. Am frühen Nachmittag war ich bereits in Ägyptens Hauptstadt. Die drei Stunden lange Bahnfahrt ist mit ihren ethnographisch und landschaftlich eigenartigen Bildern äußerst unterhaltend: Palmen und Kamele, Fellachen und Lehmdörfer, die aussehen, als habe man dort Torf gestochen, der Nil und im fernen Dunst zwei Kartenhäuschen, die Pyramiden.

Zwar blieb mir recht wenig Zeit für Ägypten, da ich hier nur von der Ankunft der „Schleswig“ bis zur Abfahrt der „Goeben“ knapp anderthalb Wochen verweilen konnte, aber ich bin doch außerordentlich froh, diesen Aufenthalt auf afrikanischem Boden genommen zu haben. So war meine ganze Reise eingerahmt zwischen Pyramiden und Forum Romanum, mit dessen Besuch die Weltfahrt schloß; und ich hatte die Möglichkeit, die menschliche Kultur von den ersten Anfängen, die wir kennen, bis hinein in die Entwicklung des demokratisch-sozialistischen Zukunftsstaates zu verfolgen.

Fastnacht war's, als ich in Kairo eintraf. Schon einmal, vor vier Jahren, hatte ich einen afrikanischen Karneval erlebt, in Santa Cruz de Teneriffa. Darunter und unter alten Erinnerungen aus den Balkanstaaten, wo ich vor vierzehn Jahren geweilt, litt natürlich der Eindruck der ägyptischen Hauptstadt. Aber trotzdem riß mich das ungeheuer bunte, lärmende, immer wieder aufs neue fesselnde Leben und Treiben Kairos hin. Namentlich das Straßenleben bietet Tag für Tag und Stunde für Stunde neue Anregungen. Immer wieder wanderte ich durch die Bazare und wurde dessen nimmer müde. Einen originellen Führer hatte ich während meines ägyptischen Aufenthalts — Mahmud Hassan hieß er, und vor Jahren war er in Treptow Ausstellungssubjekt oder -Objekt gewesen, so daß er staunenswert gut berlinisch sprach. Unter Hassans Führung besichtigte ich die obligatorischen, im Reisehandbuch mehr oder minder besternten Sehenswürdigkeiten, die Moscheen und Gräber der Kalifen, die Pyramiden, die Sphinx und vieles andere. Der Eindruck aller dieser Bauwerke war zunächst lange nicht so großartig, wie ich erwartet hatte. Es war wohl noch zu kurz her, daß ich in Rom gewesen war; die Erinnerung wirkte noch zu stark nach. Man sollte mit dem entgegengesetzten Ende beginnen: erst Ägypten sehen, dann Italien — das scheint mir nicht nur historisch die richtige Reihenfolge zu sein.

Einer der eindrucksvollsten Ausflüge der ganzen Reise war nach dem Kairo benachbarten Bedrachein. Schon die Fahrt dorthin bot eine Fülle von Anregung: die zur Arbeit eilenden Fabrikarbeiter, die Bauern und Bäuerinnen, die Viehtreiber, die Kamelführer, das alles



Ägyptische Bäuerinnen nahe Kairo

ergab ein wunderbar belebtes Bild. Von Bedrachein ging es auf einem Esel durch prächtige Palmenwälder, durch Beduinendörfer, reich an ethnographischen Eigentümlichkeiten, nach Sakkara. Die eigenartige Bewässerung der Felder mit Nilwasser, ihre intensive Bebauung fesselten die Aufmerksamkeit; die etwas eintönige Landschaft wurde belebt durch zahlreiche Fußgänger, Vertreter und Vertreterinnen aller möglichen Volkstypen. Häufig glaubte ich Gestalten aus dem alten Testament zu begegnen; besonders malerisch nahmen sich die Mädchen und Frauen aus, die in schön geformten Krügen, die sie meisterhaft auf dem Kopf balanzierten, das kostbare Wasser beförderten. Bald trabten wir durch die Stille der Wüste. Immer wieder andere Töne und Farben. Ein überraschendes Vielerlei im Einerlei des Sandes. Von der Stufenpyramide, an der wir vorbeiritten, von den verschiedenen Mastabas mit den wunderbaren Reliefs müssen Leute erzählen, die mehr von altägyptischer Kultur verstehen als ich. Für mich war der vorherrschende Eindruck der des Staunens darüber, daß das Leben vor sechs- oder siebentausend Jahren im wesentlichen auch nicht anders als heute verlief. Dieselben Freuden und dieselben Leiden hatten die Menschen damals wie wir sie heute haben; das zeigen diese Reliefs, auf denen das Leben der alten Ägypter wiedergegeben ist: Essen und Trinken, Streit und Krankheit, Tanz und Aberglaube, Frauen und Tiere — alles das findet sich hier in immer wieder überraschender Deutlichkeit künstlerischer Ausführung. Nie erkannte ich klarer, welche enorme Bedeutung doch der Totenkult für die Kultur überhaupt besitzt. Was wüßten wir von vergangenen Jahrtausenden und Jahrhunderten ohne diese, namentlich bei den Ägyptern stark ausgebildete Verehrung der Toten!

In einer Bretterbude, um die ein Rudel feiger Wüstenhunde herumstrolchte, wurde das mitgebrachte Frühstück verzehrt, gewürzt

durch die Unterhaltung mit den intelligenten, als Eseltreiber dienenden Beduinenführern. Wie polyglott und geschäftsgewandt diese Kerle sind, geht schon daraus hervor, daß sie ihrem Esel jedesmal einen Namen geben, der dem Nationalheros des betreffenden Reiters entspricht. Als man mich als Deutschen erkannt hatte, nannte man meinen Esel — Bismarck.

Die Rückkehr ging vorbei an der Statue des Ramses, aufs neue durchquerten wir Palmenwälder und Dörfer, und nachdem wir wieder zwei Mal auf recht primitiver Fähre über den Nil gesetzt waren, kamen wir nach Helouan. Die Abenddämmerung rückte heran. In herrlich rötlich-gelber Färbung zeigen sich im Hintergrund die Sandberge der Wüste, davor schreiten in majestätischer Stille und Würde Kamelkarawanen: bei der überraschend klaren Luft eines der beliebtesten Objekte für die Kamera des Amateurphotographen. Hätte Ägypten so viele Kamele und so viele Pyramiden, wie es Films gibt, die diese Objekte zeigen, so könnte man damit einen beträchtlichen Teil Afrikas bedecken.

Die übrigen Tage meines Aufenthalts in Kairo verbrachte ich mit Ausflügen nach Heliopolis und Gesireh, namentlich aber mit Promenaden, die mich immer wieder in das Volksleben der inneren Stadt führten. Stundenlang saß auch ich gleich den übrigen Hotelgästen auf der Terrasse, wo die englische Musikkapelle ihre Weisen ertönen ließ, und beobachtete die in fast ununterbrochener Reihenfolge vorüberkommenden Aufzüge. Beerdigungen und Hochzeiten, im äußeren Gepräge, auf den ersten Blick wenigstens, kaum von einander zu unterscheiden — bei diesen wie bei jenen ist ein wüster Lärm die



Des Verfassers erster Wüstenritt

Hauptsache — aus Mekka heimkehrende Pilger, die, wenn möglich, noch lärmender nach Hause geleitet werden, und in diesem ganzen Wirrwarr doch Ordnung, hervorgezaubert von der ausgezeichneten englischen Polizei; sie ist neben den ägyptischen Schutzleuten allgegenwärtig. Ab und zu fährt auch der Griff eines Polizisten zwischen die Legion der Straßenhändler, die sich am Fuß der Hotelterrasse bemühen, die Fremden mit allem Möglichen, Waren, Tieren, Menschen, zu beglücken. Postkarten, meist aus Deutschland oder Frankreich stammend, wenn auch ägyptische und andere Nuditäten enthaltend, Straußfedern, Schals mit Silberstickerei, echte Elfenbeinfächer aus deutschen Zelluloidfabriken und andere Kostbarkeiten werden einem unaufhörlich angeboten, unablässig wehrt man ab, und wenn man sich am Abend in sein Zimmer begibt, hat man doch einen ganzen Tisch voll mit mehr oder minder überflüssigem Kram gekauft, an dem man sich aber nach der Heimkehr, sobald er in dem schon mehr als überladenen Zimmer prangt, immer wieder erfreut.



Bewässerung der Felder mit Nilwasser

Als besonders interessantes Studium empfehle ich einem strebsamen Volkswirtschaftler das der Preispolitik in den ägyptischen Bazaren. Er kann hier beispielsweise kennen lernen, wie dieselben imitierten, wahrscheinlich aus Pforzheim stammenden orientalischen Schmucksachen, oder die aus Paris gebürtigen, als echte Haremsarbeit bezeichneten bunten Decken, je nach der Nationalität des Kauflustigen, je nach der höheren oder geringeren Zahlungsfähigkeit, auf die ihn der Verkäufer schätzt, einen verschiedenen Wert darstellen. Er kann weiterhin ermitteln, daß in diesen Bazaren eine merkwürdige Gleichschätzung der Währungseinheiten aller Länder herrscht: wofür dem Landeskundigen sechs Franken abverlangt werden, dafür werden dem Amerikaner sechs Dollars oder gar ein Vielfaches dieser Summe abgenommen.

Am 1. März brachte mich der Mittagszug nach Port Said; aber mein Gepäck wäre um ein Haar auf einem englischen Dampfer

nach Europa zurückgegangen, weil die dienstfertigen, klugen Beamten der ägyptischen Eisenbahn das Gepäck auf den drei Minuten vorher abdampfenden Extrazug geladen hatten, der unmittelbaren Anschluß an einen nach England fahrenden Dampfer hatte. Auf nichts muß man auf einer Weltreise peinlicher achten, als auf sein Gepäck; man soll sich niemals von ihm trennen.

Port Said ist wiederholt als die Hölle auf Erden beschrieben worden, und dem, der nicht weiter nach Osten kommt, muß es in der Tat so scheinen, als habe sich hier der Auswurf des Auswurfs ein Stelldichein gegeben. Aber trotzdem bietet Port Said selbst dem Reisenden, der die Notwendigkeit einer Lex Heinze für Ägypten nicht unaufhörlich praktisch studieren will, viel des Interessanten. Der gewaltige Schiffsverkehr, der sich hier an der Eingangspforte zum Suezkanal abspielt, die Passagiere aller dieser Dampfer, die während des Aufenthalts in die Stadt kommen, wo man, wie vielleicht nirgends sonst, alle Sprachen der Welt je nach der Flagge des passierenden Dampfers hört, die weit ins Meer hinausgebauten Anlagen, auf denen sich stolz das Denkmal von Ferdinand Lesseps erhebt, lassen das Primitive, Provisorische der ganzen Stadtanlage vergessen.

Der Norddeutsche Lloyddampfer „Goeben" traf um 3 Uhr mittags ein und lichtete um 8 Uhr abends die Anker.

Langsam glitt das Schiff hinein in den Suezkanal und noch langsamer fuhr es hindurch. Stundenlang lag es an mehreren Ausweichestellen fest, und gab uns sowohl bei Tag wie auch bei Nacht, da der ganze Kanal elektrisch beleuchtet ist, Gelegenheit, die monotone Landschaft gründlich zu erfassen. Rechts Wüste, links Wüste, dazwischen ein wenige Meter breiter, ab und zu von einem Dampfer belebter Kanal. So sieht die Fahrt zwischen zwei Weltteilen hindurch aus. Erst wenn die in Angriff genommene Erweiterung des Kanals durchgeführt sein wird, kann der zeitraubende Aufenthalt an den Ausweichestellen in Wegfall kommen. Die Kanalverwaltung ist dauernd bemüht, die Durchfahrtsverhältnisse zu verbessern. Überall trifft man auf Baggermaschinen, die ununterbrochen in Tätigkeit sind, überall sieht man auch Arbeiter mit der bei dem sandigen Gelände höchst schwierigen Uferbefestigung beschäftigt; offenbar ver-

sucht man die verschiedensten Systeme, keins scheint sich aber durchaus zu bewähren.

Zahlreiche Dampfer begegnen uns, darunter auch das Schwesterschiff der „Goeben", die „Lützow", und von einem Dampfer zum anderen begrüßt man sich begeistert.

Immer weiter zieht die „Goeben" ihre Straße. Je näher wir Suez kommen, umsomehr verwischt sich das Eintönige des Bildes. Aus der reichen Tierwelt, die am Kanal haust, beleben zahllose Flamingos die Landschaft, malerisch zeichnen sich vom Hintergrund die in rötliche Farbe getauchten Ausläufer des Sinai ab, davor die Wüste und auf der anderen Seite die Häuser von Suez. Kurz vor der Stadt bot sich uns das interessante Schauspiel eines Karawanenlagers. Etwa 60 Kamele mit ihren Führern kauern im Sande; den Tieren, die kaum an ein Entlaufen denken, sind mit arabischer Grausamkeit die rechten oder linken Vorderbeine festgebunden.

Das Rote Meer, dessen Durchfahrt am Sonntag, 7. März, vollendet war, hat nicht gehalten, was ich von ihm zu erwarten mich berechtigt glaubte: es war weder rot, noch war die Luft besonders heiß; im Gegenteil, selten nur habe ich ein so hellblaues Meer gesehen wie das Rote und die Wärme überstieg kaum die eines normalen Julitages in Berlin. Dazu kam durchweg eine erfrischende Brise, und auch die leichte weiße Tropenkleidung hat die Fahrt angenehm gemacht. Die See war spiegelglatt und die Seekrankheit schien auf ewig gewichen zu sein. Viel




An Bord der „Goeben"

Abwechslung im Einerlei der Fahrt bot mir meine Schreibmaschine, die ich hier zu tippen erlernte, und mit der ich mich täglich stundenlang an Deck unterhielt, ohne daß dabei andere Mitreisende zu kurz gekommen wären.



Ein Segelboot nahe Aden

An stillen Mondabenden sitze ich mit einem meiner Reisegefährten, einem Charlottenburger Architekten, in einer lauschigen Ecke; wir lösen soziale Probleme, über die man selbst im Roten Meer verschiedener Meinung sein kann.

Die Inselgruppe der zwölf Apostel und die Insel Perim werden passiert, ein trostloser Felsenplatz mit einem einzigen Baum und einer Signalstation von Lloyds, die alle Schiffe nach London meldet. Am Abend ist Aden erreicht.

Die Einfahrt in den Hafen bot ein eigentümlich malerisches Bild. Die Sonne ging gerade unter, der Mond kam silbern leuchtend hinter den hohen Felsen hervor, doch machte die ganze Szenerie mehr den Eindruck einer Theaterlandschaft, als den freier Natur. Ein großer Ostafrikadampfer begegnet uns gerade bei der Einfahrt, ein englisches Kriegsschiff folgt ihm, dann nähert sich uns das schlanke lange Ruderboot der Agentur, gerudert von schwarzen, phantastisch in weiße Tücher eingehüllten Somalis. Bald trifft in der inzwischen hereingebrochenen Dunkelheit eine Anzahl kleiner Boote ein, in denen die sehr jungen Händler ihre Federn, Zigaretten, Schmucksachen, Jagdtrophäen und tausend andere Dinge heranbringen. Ein lustiger Handel beginnt. Man läßt die Kerle zwar nicht an Bord, und als sie es doch versuchen, werden sie mit einem Strahl kalten Wassers empfangen, doch gewandt und geschickt wie die Katzen klettern sie allen Abwehrversuchen zum Trotz am Schiff empor und schwingen sich, ehe man es vermutet und sie hindern kann, aufs Deck. Die anderen, die auf ihren Booten geblieben sind, befestigen ihre Waren an einem Seil, dessen Ende sie auf das Verdeck werfen.

Dabei machen sie aber zwischen den einzelnen Schiffsklassen einen großen Unterschied: den Passagieren der dritten geben sie ihre Waren erst nach Empfang des Geldes, während die der ersten sogar eine Auswahlsendung erhalten.

Hoch ist inzwischen der Mond am Himmel aufgestiegen und beleuchtet im Hintergrund das Felseneiland mit seinen zahlreichen Häusern, die vornehmlich militärischen Zwecken dienen. Eine Reihe Kargotender ist herangekommen und bringt Säcke mit Kaffee, Kisten mit Proviant.

Und auf einmal, ohne daß man eigentlich recht weiß, woher sie aus dem Dunkel der Nacht auftauchten, sind gegen fünfzig Schwarze an Deck und führen primitive Tänze auf, bei denen eine wüste Schreierei und das Klatschen in die Hände die Hauptsache zu sein scheint.

Heute widmet man sich dem Diner nicht mit der gleichen Hingebung wie sonst. Ein Teil der Passagiere zieht es vor, die kulinarischen Genüsse dem interessanten Hafenbilde zum Opfer zu bringen, das sich nur an wenigen Stellen der Erde in gleicher Farbenpracht und gleicher Bewegtheit dem Auge bietet.

War das Rote Meer hellblau gewesen, so erschien der Indische Ozean, durch den wir nun segelten, stundenlang in hellgelber Farbe. Zum Glück hatten wir einen Zoologen an Bord, der auf der Durchreise nach der Südsee begriffen, feststellte, daß es sich um abgestorbene Algen handelte, die in ungeheuren Mengen, soweit wir sehen konnten, an der Oberfläche des Meeres lagerten. Daraus erklärte sich auch der üble Geruch, welcher aufs unangenehmste vom Meer zu uns emporstieg. Außer diesen toten Algen bot die Fahrt durch den Indischen Ozean noch viel anderes Interessantes, insbesondere durfte ich mich der Bekanntschaft eines neuen Mitreisenden erfreuen, der in Aden, aus Ostafrika kommend, unseren Dampfer bestiegen hatte und nach Siam wollte. Ein Amerikaner war es, über 60 Jahre alt, der seit 36 Jahren zu seinem Vergnügen um die Welt reiste. Er hatte sie, wenn ich nicht irre, schon acht Mal nach allen Richtungen umwandert und nun war er im Begriff seine neunte Rundfahrt anzutreten. Er sprach mit mir bereits über seine zehnte Reise, auf der er auch nach Neu-Guinea kommen wollte, eines der wenigen

Gebiete, das er noch nicht beglobetrottert hatte. Der gute Mann war ein Unikum, ein lebendes Weltreisehandbuch. Er sagte mir aus dem Kopf die Abfahrtzeit der Züge in Neuseeland und gab mir eine Fülle ausgezeichneter Anweisungen, für die ich ihm auch an dieser Stelle meinen herzlichsten Dank ausspreche. Hoffentlich, teuerster Mr. Zinn, habe ich noch einmal die Ehre, Ihnen auf Ihrer zwölften Weltreise zu begegnen! Auf den von mir ausgesprochenen Wunsch, auch ich möchte so häufig um die Welt reisen können, gab er mir nur den einen Rat: „Heiraten Sie nicht, junger Freund, und bleiben Sie wie ich überzeugter Junggeselle und Ehefeind." Geben Sie dem Manne recht, verehrte Leserin?

Doch weiter zu anderen interessanten Dingen, die sich während unserer Fahrt über den Indischen Ozean ereigneten. Eines Morgens stoppte plötzlich unser Schiff. Wer wach war, eilte in seinen Pyjamas, wenn er männlichen, oder in einem malerischen Negligé, wenn er weiblichen Geschlechts war, an Deck, und hier sah man, daß ein kleines Segelboot, das nicht allzuweit von uns entfernt lag, einen roten Lappen als Notsignal gehißt hatte. Von dem Segler aus eilte ein Ruderboot zu uns herüber. Wir erfuhren, daß es sich um Araber handelte, die von der Küste Ceylons seit mehreren Tagen entfernt, durch die vollständige Windstille planlos auf dem Meere herumtrieben und weder ihr Ziel erreichen noch nach Hause zurückkehren konnten; auch hatten sie keine Eßvorräte und kein Trinkwasser mehr. Unser Kapitän zeichnete auf ihre mangelhafte Karte die Stelle ein, wo sie sich befanden, gab ihnen Nahrung und Wasser, und nach zwanzig Minuten Aufenthalt ging es weiter in flotter Fahrt Ceylon entgegen.

Am Sonntag, den 15. März, traf die „Goeben" in der Morgendämmerung im Hafen von Colombo ein. Schon um 6 Uhr ertönte das Wecksignal des Trompeters, da viele Passagiere die Absicht hatten, einen Ausflug nach Kandy zu unternehmen, einem hochgelegenen Ort, der durch seinen tropischen Pflanzenwuchs und die Schönheit seiner Lage berühmt ist. Ich zog es vor, mich in Colombo selbst umzusehen, umsomehr, da mir seit meiner Schulzeit die dortigen Eingeborenen, die Singhalesen, als eine besonders schöne und stattliche Rasse in Erinnerung waren.

In dem Augenblick, in dem ich in Colombo ans Land ging, fühlte ich, trotzdem es ganz kurz nach Sonnenaufgang war, zum erstenmal echte heiße Tropenluft. Ein heißer dumpfer Hauch entströmte dem Boden, den Bäumen, den Häusern und nahm sofort den Kopf befangen; und als erst gar die Sonne höher stieg, da konnten weder Tropenhelm noch Tropenschirm vor starker Mattigkeit und Abgespanntheit, vor Kopfschmerz und Übelkeit retten. Aber überraschend schnell gewöhnt man sich an das tropische Treibhausklima, namentlich, wenn immer wieder nach kurzem Aufenthalt an Land eine erfrischende Seefahrt möglich ist.

Während die Europäer in Ceylon zwischen 10 und 4 Uhr ihr Haus gar nicht verlassen, stört die farbige Bevölkerung in der Eingeborenenvorstadt Pettah keine Sonnenhitze. Sie tragen auch keinen Tropenhelm, wohl aber einen starken Tropenschirm.

Ein buntes Völkergemisch zeigt sich hier in Pettah mit seinen recht schmucken Straßen. Zunächst fällt einem auf, daß die Männer ein höchst feminines Aussehen haben, dadurch, daß sie langes schwarzes Haar haben und ein langes Tuch sich rockartig um die Lenden schürzen. Im Haar befestigen sie auch häufig einen Kamm. Dazwischen sieht man Inder mit dem Turban, Araber mit dem Burnus, Mohammedaner mit einem Fez bedeckt und Parsen, die durch eine hohe gelbe Mütze erkennbar sind. Während die Männer den Oberkörper häufig nicht bekleiden, tragen die Frauen mit Koketterie und Grazie ein ihre auffallend schönen Formen stark hervortreten lassendes dünnes Jäckchen. Die Kinder laufen ganz nackt herum, höchstens haben sie ein als Feigenblatt dienendes kleines herzförmiges Silberstückchen umgebunden, das äußerst originell aussieht. Eigentümlich ist die Sitte, kleine Kinder nicht wie bei uns auf dem Arm oder wie in Japan auf dem Rücken, sondern auf der Hüfte reitend zu tragen.

Auffällig ist in Colombo die große Ordnung und Sauberkeit, die schon dadurch erzielt wird, daß die Stadt selbst in dem Eingeborenenviertel sehr weitläufig angelegt ist. Die Häuser sind hier nur einstöckig, nach der Straße zu offen, aber zum Schutze gegen die sehr intensiv strahlende Sonne verhängt. Trotz der Lebhaftigkeit des Verkehrs herrscht vollständige Ruhe, die nach dem wüsten Lärm in Kairos Straßen doppelt wohltuend auf den Fremden wirkt. Die

Polizei ist ebenso gut organisiert wie gefürchtet und dem Europäer in jeder Beziehung behilflich. Als ich nach der Ankunft auf die Post ging, um meine Briefe aufzugeben und die einheimischen Marken zu kaufen, begleitete mich ein Polizist, der seine Aufmerksamkeit für mich so weit steigerte, daß er mir sämtliche Marken anfeuchtete, aufklebte und außerdem dafür sorgte, daß ich von den manchmal etwas aufdringlichen Straßenhändlern nicht belästigt wurde.


Markt in Colombo

Sehr befremdlich berührt den Reisenden zuerst der Anblick der Rikschas, kleiner, einsitziger, zweirädriger Wägelchen, die von Kulis gezogen werden. Der Mitteleuropäer gewöhnt sich anfangs schwer an diese Umwertung der Menschenwerte, und es widerstrebt ihm, einen Menschen als Zugtier zu benutzen. Man lernt aber einsehen, wie leicht die Arbeit dieses Zugmenschen ist, und wie wir bei uns in zahlreichen Gewerben und Industrien den Menschen weit mehr als Vieh behandeln und herabwürdigen. Wenn man dann zu dieser Erkenntnis gekommen ist, vertraut man sich gern den sehr nett aussehenden und flott laufenden Vehikeln an, die außerdem den Vorzug haben, sehr billig zu sein, denn die Stunde kostet nur eine halbe Rupie, nach unserem Gelde etwa 65 Pfennige. Während unserer Spaziergänge und Rundfahrten in Rikschas und Droschken, die ich mit meinem alten Globetrotterfreunde gemeinsam machte, begegneten wir überall gut aussehenden deutschen Soldaten in Kaki gekleidet; sie gehörten zu einem Ablösungstransport, der von Tsingtau kam und nach Hause unterwegs war. Unsere Entdeckungsreisen durch Colombo führten uns auch auf den Fisch- und Fruchtmarkt, auf dem wunderbares Obst feilgeboten wird. Wir Schiffspassagiere bedauerten allgemein, daß statt der duftenden Ananas aus Ceylon immer noch Äpfel

und Mandarinen aus Bremen zu den Mahlzeiten auf unserem Dampfer gereicht wurden. Zu Mittag speisten wir im ganz herrlich gelegenen Gall Face Hotel am Meeresstrande und lernten uns hier an die numerierte Speisekarte gewöhnen. Die servierenden Farbigen verstehen nämlich von Colombo an nicht mehr die Sprache der Gäste, und man hat zum Zweck einer Verständigung deshalb den Ausweg gefunden, jede auf der Karte angegebene Speise zu numerieren. Hat man eine Auswahl getroffen, so zeigt man dem schwarzen Diener nur die Nummer, welche das Gericht auf der Karte aufweist oder drückt durch Fingersprache die Nummer aus, die man zu vertilgen wünscht.

Nach Tisch besichtigten wir das europäische Viertel mit seinen geschmackvollen Villen und Gärten, die tropische Pracht zeigen. Schließlich statteten wir noch dem Museum einen sehr lohnenden Besuch ab und begegneten dort zahlreichen mehr oder minder nackten Eingeborenen, die für uns nicht weniger interessante Ausstellungsobjekte waren, als die Sehenswürdigkeiten, die das Museum aufwies. Auf der Rückfahrt überraschte uns der erste tropische Regen. Um 6 Uhr trafen wir wieder auf dem Dampfer ein, der eine Stunde später die Anker lichtete, wie bisher von See und Wetter begünstigt.

Immer weiter zog die „Goeben" ihre Straße. Abend für Abend fast bot der Sonnenuntergang wie das Aufgehen des Mondes einen herrlichen Genuß. In immer wechselnden wunderbaren Farben tauchte der glühende Sonnenball ins Meer und brachte über uns alle, die wir still versunken dem schönen Naturschauspiel zusahen, eine melancholische Stimmung; nie denkt man so intensiv seiner Lieben und Liebsten als zu dieser Abendstunde!

Am Mittag des 17. März kam Land in Sicht: es war die Nordküste von Sumatra. Am Nachmittag des folgenden Tages landeten wir in Penang, nachdem kurz vorher die „Prinzeß Alice" des Lloyd freudig begrüßt an uns vorübergedampft war. Die Einfahrt in den Hafen der Insel Penang ist sehr schön; man glaubt von einer großen, rings von Wäldern umgebenen, sanft ansteigenden Bucht umgeben zu sein. Die Dampfyacht der Agentur führt uns ans Land. Mein alter amerikanischer Globetrotter ist wieder mein getreuer

Cicerone. Ein ausnahmsweise statt von einem Kuli von einem Pferde gezogener Wagen bringt uns durch das Villenviertel nach dem Botanischen Garten. Schon der Weg dahin ist herrlich; ringsherum schön gepflegte Gärten mit tropischen Bäumen, fast alles in chinesischem Stile angelegt, da Penang von sehr vielen Chinesen



**Chinesische Typen**

bewohnt wird. Diese erste Begegnung mit chinesischer Kultur berührte mich höchst sympathisch, ein Eindruck, der noch erhöht wurde, als wir auf der Rückfahrt in dem chinesischen Geschäftsviertel umherstreiften. Penang ist eine ganz junge, unter englischer Verwaltung stehende Stadt; hieraus erklären sich auch die breiten, wohlgepflegten Straßen und die trotz des Gewühls stets aufrechterhaltene Ordnung und Sicherheit. Am Marktplatz sammelt sich der Hauptverkehr. Nun besichtigen wir einige Läden, die sich im Dunkel der Nacht

sehr malerisch ausnehmen, und überall in den nach der Straße zu offenen Verkaufsräumen beobachten wir fleißig arbeitende Chinesen. Mit einem Deckstuhl, einigen billigen silbernen Schmucksachen und den unvermeidlichen schlechten Ansichtskarten beladen, treten wir den Rückweg an. Bei der Überfahrt mit einem der bunten eigenartigen malayischen Ruderboote nach der stolz daliegenden „Goeben" bot sich uns noch ein herrliches Naturschauspiel: die durch das Ruder bewegten Wellen leuchteten hell auf, als würden sie aus dem Meeresgrunde elektrisch beleuchtet, während der Himmel über uns gleichzeitig durch fortgesetzte Blitze wie illuminiert schien.

Das bereits überfüllte Schiff bekommt abermals Zuwachs, der in der zweiten Klasse und in den Kojen der Maschinisten untergebracht werden muß. Bis 2 Uhr nachts wird unser Dampfer beladen und gelöscht. Die große Hitze macht das Schlafen unmöglich. Ich sitze bis $^1/_2$ 3 Uhr auf Deck, blicke hinüber nach den Lichtern des Strandes und hinauf in den feurigen Himmel und denke an die Heimat, von der mich eine immer größere Strecke trennt.

Zwei Tage später, bei Sonnenaufgang, fahren wir in die enge Bucht ein, in der Singapore liegt. Die vielen dicht bewachsenen, auf allen Seiten herumliegenden Inselchen erinnerten mich an die Schären auf der Fahrt nach Stockholm. Die Hafeneinfahrt ist äußerst schwierig; ein beredtes Zeugnis davon geben die zahlreichen den Hafen sperrenden Wracks.

In aller Morgenfrühe unternahm ich eine Rundfahrt durch Singapore. Ich habe von meiner Kindheit an so viel von dieser Stadt gehört, daß ich mich nun, vielleicht weil ich etwas Besonderes erwartete, recht enttäuscht fühlte. Das kleine Penang, das mir vorher kaum dem Namen nach bekannt war, bot viel mehr des Interessanten. Auch die schönen Villen der Europäer liegen in Singapore sehr weit draußen, während man sie in Penang in nächster Nähe hat, infolgedessen macht dieses einen wohlhabenderen und behaglicheren Eindruck als jenes.

Außerordentlich bedauert habe ich es, daß es mir nicht möglich gewesen ist, einen Ausflug von Singapore aus nach Johore zu machen; denn meine Beziehungen zum Herrscherhause dieses Malayenstaates sind sehr alte und intime. Ich darf mich rühmen, als kleiner

Junge der Gespiele des jetzigen Sultans gewesen zu sein, der zusammen mit anderen Prinzen in Begleitung seines Vaters lange Zeit in Frankfurt a. M. gegenüber dem Hause meiner Eltern wohnte.

Dem obligaten Regen, der in Singapore herniederrieselte, und dem der üppige Pflanzenwuchs auf der Malayeninsel zu verdanken ist, hatten wir das zweifelhafte Vergnügen zuzuschreiben, daß die „Goeben" erst am Sonntagmorgen die Anker lichtete, weil die Ladung während des Regens nicht gelöscht werden konnte.

Nach einigen Tagen hat unser Schiff den südlichsten Punkt der Fahrt erreicht und nun steuert es vom zweiten Grade an den Kurs nach Norden. Zwischen Hongkong und Shanghai war die tropische Glut der Sonne erloschen und Temperatur und Vegetation ähnelten unserer deutschen. Die See lag nicht mehr bewegungslos, sondern zeigte sich in aller Wildheit, ein Umstand, den ich ausnutzte, um endlich einmal an Deck etwas ungestört zu arbeiten, da sich die meisten Passagiere in die Kabinen verkrochen. Auch die Schiffsgesellschaft war eine andere geworden. Die Deutschen bildeten jetzt merkwürdigerweise das Übergewicht, da die Engländer in großer Zahl in Singapore und Hongkong zurückgeblieben waren. Auch Japaner hatten wir nun außer in der dritten, jetzt in der ersten Klasse an Bord, unter ihnen einige vornehme Japanerinnen in ihrer kleidsamen Puppentracht.



Chinesische Fechter

Hongkong hat einen ganz außerordentlich anziehenden und nachhaltigen Eindruck auf mich gemacht. Landschaftlich wie volkspsychologisch und ökonomisch bietet es eine Fülle von Anregungen.

Das Gesamtbild ist ein gutes, gleichviel, ob man die Straßen, wie wir es bei unserer Ankunft taten, bei Nacht durchstreift und dabei die fleißigen Chinesen bis Mitternacht in ihren Läden arbeiten sieht, oder ob man sich bei Tag in aller Ruhe dem Studium des Straßenlebens und des Gewerbebetriebs hingibt. Hongkong zeigt wenigstens stellenweise eine Vereinigung von geradezu amerikanischem Baustil, englischer Organisationsvirtuosität und chinesischer Rührigkeit. Hervorragend an Geschmack und Billigkeit sind vor allem die Erzeugnisse der Gold- und Silberschmiede sowie die Elfenbeinschnitzereien. Ich habe denn auch — trotz aller Wohlfeilheit — meine Reisekasse stark in Anspruch genommen.

Terrassenförmig, an Madeira erinnernd, steigt die Stadt an und bietet namentlich am Abend, wenn Tausende von Lichtern den Berg illuminieren, einen entzückenden Anblick. Die ganze Insel, die übrigens den größten Hafen der Welt bildet, wenn man die Zahl der passierenden Schiffe zugrunde legt, ist auch strategisch von ungeheurer Wichtigkeit. Jedes Fleckchen ist zu Befestigungszwecken ausgenutzt; aber dennoch paart sich dabei stets die Schönheit mit der praktischen Zweckmäßigkeit der Befestigungswerke, die dem flüchtigen Beschauer nicht ohne weiteres auffallen. Von besonderen Eigentümlichkeiten der Stadt seien die kleinen Hausboote erwähnt, auf denen ganze Chinesenfamilien in fürchterlicher Enge hausen, ferner die zahlreichen primitiv und doch ganz genial betriebenen Gewerbe, die man, da auch hier die Läden nach der Straße zu offen sind, studieren kann. Die Beförderung geht in Hongkong wieder mittels Rikschahs und mit Tragstühlen vor sich und ist spottbillig. Wohin



Chinesische Geschäftsstraße

man kommen mag, in die Hauptstraßen oder in die verrufensten Stadtviertel, die übrigens namentlich von Europäerinnen und Amerikanerinnen bevölkert sind, hat man das Gefühl absoluter Sicherheit, außer wenn man einem Trupp europäischer Matrosen zu begegnen das Unglück hat.

Am Freitag, den 27. März, verließ die „Goeben" wieder die Stadt, die alle anderen, welche wir auf unserer Fahrt bisher berührt hatten, an imposantem Treiben weit übertrifft.

Als wir uns, der ostasiatischen Küste entlangsegelnd, Shanghai näherten, ich mithin etwa vier Wochen seit meiner Abreise von Europa an Bord gewesen war, bemerkte ich, wie stark der lange Aufenthalt auf See bereits meine Nerven, meine Sinne, mein Fühlen beeinflußt hatte. Ich war eigentlich nur noch ein Automat, der auf das Wecksignal des Trompeters am Morgen, auf das Läuten der Schiffsglocke, die zu den verschiedenen Mastessen rief, reagierte und in Schlaf fiel, wenn ich auf meinem Deckstuhl saß oder in meine Ammenkoje kroch. Im übrigen hatte ich das Gefühl, im Nirwana zu sein. Ich vegetierte nur, ich lebte nicht mehr. Hatte ich einmal eine helle Stunde, dann wünschte ich mir geradezu eine Aufregung, eine schwere Sorge herbei, um aufgerüttelt zu werden. Sie sollte erst kommen, als ich in Japan ans Land ging und hier die Post fand, welche über Sibirien während der letzten Wochen aus Europa an mich abgegangen war; sie brachte mir vier Trauernachrichten. . . . . .

Am Vormittag des 29. März gegen 9½ Uhr warf die „Goeben", nachdem sie noch glücklich über die Barre jenseits der Yangtsemündung gelangt war, zwei Stunden von Shanghai entfernt, im breiten Yangpu Anker. Ein schlanker Tender lieferte uns um 11½ Uhr am Bund ab, einer Geschäftsstraße europäischen Charakters, mit ganz modernen Bauten. Unter ihnen ragen namentlich die Bankgebäude hervor, die es dem Ankommenden ganz unmöglich machen zu glauben, daß er im Reich der Mitte — in China — ist. Um so nachdrücklicher wird der Reisende mit Auge, Ohr und Nase aber dessen inne, sobald er aus dem europäischen Viertel nach China-Town hinausgelangt. Ein Führer geleitete uns durch die engen Gassen, vorbei an zahllosen Kaufläd chen zu einem alten Teehause, idyllisch gelegen, inmitten stinkender Kloaken, zu wunderschönen Teegärten, zu einem Tempel mit grausigen Götterbildern, wo man

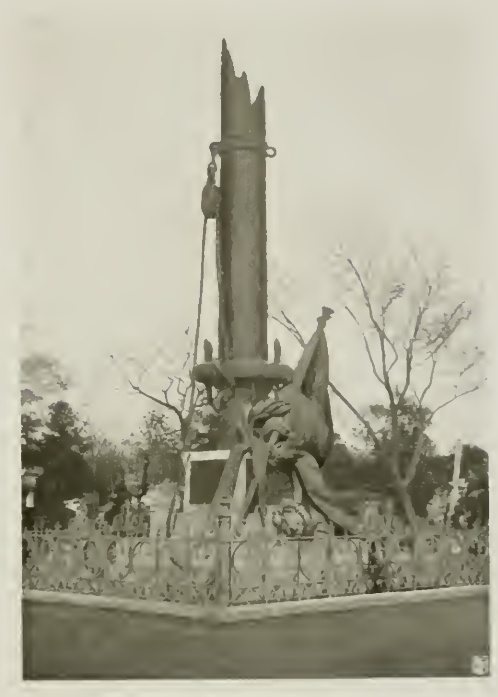
gerade lebende Karpfen, Papierschnitzel und allerhand andere Dinge den Göttern zum Opfer brachte. Die Masse der Eindrücke, die in der Chinesenstadt auf uns einstürmen, läßt sich kaum wiedergeben. Eine vollkommen fremde Welt tut sich uns hier auf, ein neues ungewohntes Bild verdrängt das andere.

Zurückgekehrt in die europäischen Stadtteile, beginnt zunächst eine Rundfahrt zu den vielen Postämtern, welche die verschiedenen Staaten in Shanghai haben: ein chinesisches, ein deutsches, ein französisches, ein englisches, ein russisches, ein japanisches Postamt befinden sich hier. Jedes gibt andere Marken aus, und wem wäre nicht, wenn er selbst kein Sammler ist, von sammelwütigen Freunden auf die Seele gebunden worden, hier in Shanghai, wie in anderen Orten, des Markenalbums zu gedenken. Es ist vielleicht nicht ohne Interesse, wenn ich mitteile, daß der Ankauf je eines Stücks aller im Kurs befindlichen Postwertzeichen der 19 Staaten, die ich berührte, etwa dreihundert Mark kostete.

Mehrere europäische Stadtteile lassen sich in Shanghai unterscheiden und bilden geradezu selbständige Gemeinden. Bald verstehen die Polizisten nur chinesisch, bald nur englisch, bald nur französisch. Wir aber wenden uns in ein gutes deutsches Wirtshaus und verzehren hier in einem gemütlichen Zimmer deutsches Brot, deutsche Wurst, deutsches Bier. Dann unternehmen wir eine Wagenfahrt in die Umgebung von Shanghai, durch die belebten Straßen, in große chinesische Kaufhäuser, wo für manche liebe Freundin seidene Blusen und andere schöne Dinge eingekauft werden. Als uns der Tender am Abend zum großen Dampfer zurückbringt, fehlt es nicht an Unterhaltungsstoff. Jeder einzelne Passagier ist bepackt und jeder sucht den anderen mit Berichten darüber, wie billig er eingekauft hat, zu übertrumpfen.

Die Nacht über bleibt der Dampfer noch liegen. Als wir in der Frühe des nächsten Tages an Deck gehen, sehen wir uns umgeben von französischen, amerikanischen, japanischen Kriegsschiffen, Flaggensignale und Salute werden gewechselt, von den verschiedensten Kriegsschiffen klingt Musik zu uns herüber, allerhand Manöver werden ausgeführt, und während wir uns in deren Studium ver-

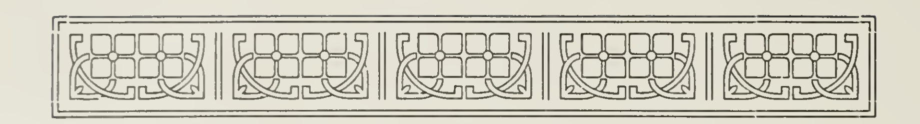
senken, löst die „Göben“ ihre Anker, um uns von der chinesischen Küste hinüberzubringen zur japanischen.



Denkmal für die 1896 Gestrandeten des deutschen Kanonenbootes „Iltis“ in Shanghai

Bei der Abfahrt von Shanghai bekamen wir noch die traurige Nachricht vom Tode des Generaldirektors des Norddeutschen Lloyd Dr. Wiegand. Die Flagge der „Göben“ senkte sich auf Halbmast; dieselbe Trauerkundgebung wird ungefähr zur gleichen Stunde auf allen Meeren der Erde vonstatten gegangen sein, aber im übrigen hat der Tod dieses hervorragenden Mannes, der den Norddeutschen Lloyd zur größten Blüte gebracht hat — so pietätlos auch diese Feststellung erscheinen mag — in dem ganzen Riesenunternehmen so gut wie nichts geändert. Nie trat mir die Unpersönlichkeit unserer modernen internationalen Riesenunternehmungen klarer vor Augen als in dieser Stunde.





## III. Kapitel.

# Japanische Frühlingstage.

Am Abend des letzten Märztages glitt die „Göben" in die mit grünen Anhöhen umgebene, von hellem Mondschein erleuchtete Bucht von Nagasaki ein. Der japanische Lotse klettert auf Deck, der Dampfer wirft Anker, japanische Ärzte kommen an Bord und mit erstaunlicher Rücksichtslosigkeit nehmen sie unter völliger Ignorierung des deutschen Arztes eine Untersuchung der Passagiere vor, öffnen auch ohne weiteres die Kabinen der Damen. In Reih und Glied tritt alles an; eine genaue Volkszählung an Bord findet statt. Wir haben 220 Mann Besatzung, 110 Passagiere, davon die Hälfte in der ersten, 15 in der zweiten, 40 in der dritten Klasse.

Schon vor 7 Uhr am Morgen des 1. Aprils leuchtete die japanische Sonne in die engen Kabinenfenster und lockte mich hinaus an Deck, wo ich die lieblichen Anhöhen, an deren Abhang Nagasaki liegt, im Frühlingsglanze bewundern konnte. Der erste Eindruck, den ich von Japan bekam, war der einer überraschenden Niedlichkeit und Buntheit der Berge, der Häuser, der Menschen. Unzählige Boote, mit Kohlen beladen, umschwärmten unseren Dampfer und selbst die Männlein und Weiblein, welche die Kohlen in die Laderäume des Schiffes beförderten, erschienen mir niedlicher, sauberer, bunter als irgendsonstwo. Größte Ordnung herrschte in dem anscheinenden Durcheinander der Boote; Einladen, Ausladen, Abfahren, alles geschah bei dem Heere der japanischen Kuli nach dem Kommando eines Aufsehers. Weiße Kopftücher hatten sich die

Arbeiter und Arbeiterinnen umgebunden, und in sauberen kleinen Körbchen beförderten sie die Kohlen von Hand zu Hand, vom Boot ins Schiff. Mit unglaublicher Schnelligkeit wanderten dann die leeren Körbe wieder von Hand zu Hand zurück, um gerade so schnell neu gefüllt zu werden. Ich hätte nie geglaubt, daß man so sauber Kohlen laden kann.

Ein japanisches Sampanboot bringt mich an Land, und ich studiere das Erwachen der Stadt. Die Läden der niedrigen Holzhäuschen werden geöffnet, niedliche kleine Schulmädchen in bunten Kimonos trippeln auf ihren Holzstelzen in die Schule. Auf den Docks beginnen die Niethämmer ihren Lärm und auf den japanischen Kriegsschiffen, die im Hafen liegen, setzen die verschiedensten Manöver ein. Nagasaki erzeugt hauptsächlich Schildpattgegenstände, die hier zu überraschend billigen Preisen verkauft werden, ebenso wie schöne Gegenstände aus Antimonmetall hier besonders billig zu haben sind.

Der Weg von Nagasaki nach Kobe führt durch die berühmte japanische Inlandsee, die wohl mit das Herrlichste bietet, was an landschaftlichen Reizen auf dieser Erde zu sehen ist. Und doch kam es mir wie eine Erlösung vor, als ich mich in Kobe von der „Göben“ trennen durfte.

Mein alter Göttinger Studiengenosse Dr. Hashimoto, den ich in seiner Eigenschaft als Delegierter der japanischen Regierung wenige Jahre vorher auf einem Kongresse in Berlin wieder hatte begrüßen dürfen, hatte es sich nicht nehmen lassen, zusammen mit zwei anderen Japanern mich an Bord zu empfangen und mich sicher und schnell an Land zu bringen. Wie er, so waren alle anderen zahlreichen Japaner, namentlich meine alten Freunde, Studiengenossen oder Schüler, insbesondere der Tokioter Arzt Dr. Miyoshi, von aufopfernder Liebenswürdigkeit und Gastfreundschaft. Keinen Schritt während meines ganzen Aufenthalts in Japan hatte ich allein zu unternehmen. Ich war stets begleitet von einem in Deutschland akademisch gebildeten, befreundeten Japaner, der mir alle Schwierigkeiten aus dem Wege räumte, mich von jeder Sorge um Unterkunft oder Beförderungsmittel befreite und als musterhafter Reiseführer mit größter Schnelligkeit, Billigkeit und trotzdem Gründlichkeit

mir die Wunder seines ideal schönen Landes zeigte. So bildete der Aufenthalt in vielen Beziehungen einen Höhepunkt meines Lebens.

Ich habe nie ein originelleres, nie ein in so mannigfacher Hinsicht anregendes Land kennen gelernt als Japan, nirgendwo auch solch herzliche Aufnahme und gleichzeitig soviel Anerkennung als Gelehrter gefunden.

Man weiß nicht, was man an Japan mehr bewundern soll: das Land oder seine Bewohner; und beim Land mehr die Natur



**Japanischer Tempelgarten**

oder die Kunst, die alte oder die neue; mehr die Erhaltung alter schöner Sitten und Kleidung oder den erstaunlichen Fortschritt in der Modernisierung vieler Dinge; und bei den Leuten in diesem Lande mehr den Frohsinn, den Gleichmut, die Harmlosigkeit oder den glühenden Patriotismus.

Besonders glücklich traf sich für mich auch der Umstand, daß ich zur schönsten Jahreszeit, zur Zeit der Kirschblüte, die selbst die Japaner jedes Jahr aufs neue in Begeisterung versetzt, nach Japan

gekommen war. Freilich gibt es auch kein anderes Volk, in dem bei arm und reich, bei hoch und niedrig ein so starker angeborener Kunstsinn gepaart mit einem so feinen Empfinden für Natürlichkeit vorhanden ist wie bei den Japanern. Der Kimono der Bauersfrau wie der Kakemono (ein künstlerisches Landschafts- oder Tierbild, zum Aufrollen eingerichtet) im Hause des Millionärs, sie beweisen beide die Richtigkeit dieser Behauptung. Überall auch die gleiche Kunst, die gleiche Virtuosität in der Selbstbeherrschung, die schon den kleinen Kindern beigebracht zu sein scheint. Es fiel mir auf, daß, wohin ich auch kam, ich nie ein Kind schreien oder weinen hörte. Stets nur lächeln diese Kinder! Wie verstehen aber auch die Mütter in Japan mit ihren Kindern zu spielen! Ich habe in keinem anderen Lande und bei keiner anderen Nation je etwas Ähnliches gesehen. Wirklich, in vielen Beziehungen könnten die japanischen Mütter allen anderen zum Vorbild dienen! Würde eine deutsche Mutter in der ersten Klasse eines Expreßzuges vor aller Welt ihrem Kinde ruhig und stolz lächelnd die Brust reichen? In Japan hält man wenigstens vorläufig noch die Ausübung und Heilighaltung dieser Mutterpflicht als etwas so Selbstverständliches, daß der Anblick niemand in Erstaunen setzt. Die fortschreitende Europäisierung des Landes wird aber auch diese schöne Sitte zur Unsitte stempeln; denn die Japaner sind leider so verblendet, daß sie nicht nur die hohe Kultur Europas, sondern gerade auch dessen Mißbräuche nachzuahmen suchen.

Japan erschien mir nicht nur als ein Land der aufgehenden Sonne, sondern auch als ein Land, in dem einem das Herz aufgeht. Ich begreife den Dichter Hearn, der ganz Japaner ward, und wundere mich nur darüber, daß er nicht Schule gemacht hat. Nur Eines darf man in Japan nicht studieren, wenn man sein Entzücken nicht verlieren will: wie die große Masse des arbeitenden Volkes lebt, die inneren politischen, finanz- und sozialpolitischen Angelegenheiten. Soziale Fürsorge gibt es nämlich überhaupt nicht!

Das Lächeln der Japaner, welches mir besonders bei den Kindern auffiel, zeichnet bekanntlich auch die Erwachsenen in allen Lebenslagen aus. Das japanische Lächeln ist die japanische Weltanschauung, ist die japanische Moral und die japanische Ästhetik;

die ganze Selbstbeherrschung, Selbstzucht, Aufopferungsfähigkeit für das Vaterland und die Familie verbergen sich dahinter. Außerordentlich wirkungsvoll und ergreifend ist diese Nationaleigenschaft der Japaner in dem Lengyelschen Drama „Taifun“ wiedergegeben.



In einem japanischen Hotel

Es wäre verwegen von mir, wollte ich auch nur den Versuch unternehmen, die Schönheiten des japanischen Landes im einzelnen zu schildern, die Denkmäler der Kunst vergangener Jahrhunderte und unserer Zeit zu beschreiben; ich bescheide mich damit, ganz kurz den Reiseweg anzudeuten, den ich genommen habe und den ich jedem flüchtigen Besucher des Landes angelegentlichst empfehle.

Die Hafenstadt Kobe hat, worüber man sich kaum wundern wird, ähnlich wie Tokio und Yokohama einen halbwegs europäischen Charakter, und bietet nur wenig des Interessanten.

Eine halbstündige Bahnfahrt brachte mich nach Osaka, das nicht mit Unrecht das japanische Venedig genannt wird. Eine große, lebhafte Handels- und Industriestadt, die im großen und ganzen ihr rein japanisches Gepräge bewahrt hat, wenngleich ein Teil der Stadt europäische Steinhäuser und Parkanlagen aufweist. Etwa dreißig Japaner, höhere Beamte von Versicherungsgesellschaften und Journalisten, empfingen mich am Bahnhof von Osaka in europäischer Tracht mit Gehrock und Zylinder mit tiefen Verbeugungen bis zur Kniehöhe; und jeder überreichte mir seine Visitenkarte. Ich war stolz, ihnen meine ebenfalls in japanischer Sprache abgefaßte Visitenkarte als Erwiderung überreichen zu können.

Schon auf der kurzen Strecke von Kobe bis Osaka hatte ich die große Bedeutung der Visitenkarte für Japan erkannt; man braucht ungeheure Mengen dieser Urkunde, da jeder Japaner eine solche vom reisenden Europäer in der Eisenbahn, im Hotel usw. erwartet, und man tut gut, wo möglich schon im voraus sich die Karte auf der einen Seite in deutscher, auf der anderen Seite in japanischer Sprache zu bestellen. Wer Gewicht darauf legt, daß die japanische Presse einen liebenswürdig behandelt, der nehme außer dieser Karte auch Photographien von seiner werten Persönlichkeit mit und beglücke mit diesen das Heer der emsigen, übereifrigen japanischen Journalisten, die selbst mir die Ehre erwiesen, mich zu allen möglichen und unmöglichen Tag- und Nachtzeiten zu interviewen. Da die japanische Regierung so schlau ist, den einheimischen Journalisten überall freie Bahnfahrt zu gewähren, so verbringen diese offenbar einen großen Teil ihres Lebens in den Zügen, und das bedeutet namentlich in der Nacht für sie eine nicht unerhebliche Ersparnis. Ich war erst eine kurze Reihe von Stunden im Lande, als ich bereits etwa ein halbes Dutzend mal um Karte und Bild gebeten worden war und um Beantwortung der Frage, welchen Eindruck Japan auf mich mache. Ich antwortete, zunächst den, daß es das Land der eifrigsten und neugierigsten Journalisten ist, und hatte infolgedessen, oder weil ich sofort gelernt hatte, in echt japanischer Manier stets ein liebenswürdiges Lächeln zu zeigen, die Genugtuung, Tags darauf schon eine ganze Sammlung japanischer Blätter zu erhalten, in welchen ich mein mehr oder minder gutes Bild, womöglich sogar mit Namenszug und einigen Spalten Lobreden über Japan wiederfand, die ich offenbar im Traum gehalten haben muß, währenddessen man mich belauschte.



Geishas

In Osaka war es, wo ich das originellste Fest, welches ich jemals erlebt habe, mitmachen durfte. Nahezu hundert Japaner, größtenteils Vertreter der Versicherungsanstalten, gaben mir zu Ehren in dem Kischi Mazukan, d. h. Fichtenhaus, ein echt japanisches Geishadiner. Die von einem schnellfüßigen Kuli gezogene Rikscha brachte mich nach langer Fahrt durch das Wirrwarr der engen, mit einstöckigen Holzhäuschen eingezäunten Straßen, worin ein reges Geschäftsleben herrschte, gegen Abend nach jenem Haus. Eilfertige Kulis zogen mir sofort meine Stiefel aus, und mit Zylinder, Frack, weißen Handschuhen und in Strümpfen betrat ich, gespannt auf die anderen Dinge, die da noch kommen sollten, die mit weichen, geflochtenen Matten bedeckten Säle. Die Einrichtung des japanischen Hauses darf ich wohl als bekannt voraussetzen. Ich erinnere daran, das ein japanisches Haus im Innern dem andern vollkommen gleicht. Die stets mit mehr oder minder fein geflochtenen Matten ausgestatteten Fußböden vertreten die Stelle der Sitzmöbel, und da man im allgemeinen mit Stiefeln nicht auf den Sitzmöbeln herumtritt, so hat man sich dieses Bekleidungsgegenstandes beim Eintritt ins Haus zu entledigen. Wenn man aber 32 Jahre lang Stiefel getragen hat und soll dann auf einmal in Strümpfen gehen und sitzen, so wird man ein unangenehm fröstelndes Gefühl auch zur Zeit des warmen japanischen Frühlings nie los. Außer den erwähnten Sitzmöbeln findet sich im japanischen Hause höchstens noch ein Kakemono, und davor eine Bronzefigur. Je nach Bedarf lassen sich die Zimmer des japanischen Hauses vergrößern oder verkleinern. Es hat nämlich im Innern keine festen Wände, sondern ausschließlich Schiebewände, deren Holzrahmen mit Papier verkleidet sind, so daß jeder dem Raum die gerade beliebte Größe geben kann.

So sah es auch in dem Festhause, dem vornehmsten Speisehaus Osakas, aus. Die anwesenden Japaner hatten fast alle ihre malerische Nationaltracht angelegt, die, abgesehen von dem Kimono, der dunkelbraun oder grau gehalten ist, aus einem Umhang (Haori) besteht, der stets das Familenwappen trägt. Der Hals ist frei, die Füße sind bedeckt mit dicken, schuhartigen Strümpfen (Tabi), die unseren Babyhandschuhen ungefähr gleichen; nur wenige waren in europäischer Kleidung erschienen. Nach Vorstellung und Be=

grüßung wanderten wir in den großen Speisesaal. In Hufeisenform war die Tafel gedeckt, d. h. es waren so viele dünne Kissen (Ftong) auf den Fußboden gelegt, als Teilnehmer vorhanden waren, und vor jedem stand ein Tischchen etwa in Form und Höhe unserer Fußschemel. Mir war in der Mitte der Querseite der Ehrenplatz (Osen) eingeräumt worden und in Anbetracht meiner steifen europäischen Beine, die an das Niederkauern nach japanischer Sitte noch nicht gewöhnt waren, hatte man mehrere Kissen übereinander für mich bereit gelegt. Der neben mir sitzende Präsident Kataoka, der mir auch schon von seinem Besuch in Berlin bekannt war, begrüßte mich in japanischer Sprache; seine Rede wurde von einem Deutsch sprechenden Japaner übersetzt und ich hielt hierauf eine kurze Ansprache, die ich unter dröhnendem Beifall mit den japanischen Worten: „Bansai hoken, bansai Nippon" schloß. Und nun begann das Mahl.

Zahlreiche niedliche kleine Japanerinnen brachten unter fortwährenden Verbeugungen, die namentlich vor dem europäischen Ehrengast fast bis zur Erde gingen, eine Unzahl von Schüsseln, Schalen, teller- und becherförmigen Gefäßen herein, alle aus Holz oder Papiermaché hergestellt, mit den verschiedenartigsten, durchweg mir außerordentlich zusagenden japanischen Gerichten. Suppen und Fische, Hummer und Krebse, Ragouts und Gemüse, Salate und zwischendurch Süßigkeiten, Saucen und Geflügel, kurz, alles was da kreucht und fleucht, wurde in sehr niedlichen Behältern und Gefäßen mit einer entzückenden Grazie vor mir und den übrigen Gästen niedergesetzt. Immer größer wurde der Halbkreis dieser Speiseniederlagen, die sich vor uns auf der Erde auftürmten. Dazwischen erschienen wieder neue Geishas in besonders kostbaren, altertümlichen Gewändern, die durch die ungeheuren, fast überlebensgroßen, kunstfertig gebundenen Schleifen (Obi), die auf dem Rücken getragen werden und die ganze Figur bedecken, für unsere daran ungewohnten Augen einen eigentümlichen Anblick gewähren. Diese Geishas führten mit hervorragender Exaktheit und einer unnachahmlichen Grazie eigenartige Tänze auf, und dazwischen musizierten sie, indem sie sich merkwürdiger, uns ganz fremder Instrumente bedienten, auf denen sie seltsame Melodien hervorriefen. Die Tänzerinnen und Sängerinnen, die mir am besten gefielen, durfte ich,

so wurde ich von meinen Nachbarn belehrt, dadurch auszeichnen, daß ich sie aus meinem Becher Sake, das japanische Nationalgetränk, einen meist warm servierten leichten Reisschnaps, trinken ließ. Dafür hatte ich mich zu revanchieren, indem ich alsdann die Reisschale an den Mund führte. Aber nicht nur mit den Geishas, sondern auch mit zahlreichen anwesenden Gästen hatte ich dasselbe Trinkmanöver zu vollführen, und so half auch die Menge des genossenen japanischen Reisschnapses dazu, daß mir die ganze Veranstaltung noch heute als ein wunderbarer, farbenreicher Traum in Erinnerung ist. Überraschend schnell hatte ich übrigens bei diesem Mahle gelernt, statt mit Messer und Gabel mit Eßstäbchen (Haschi) zu hantieren, und wenn es gar zu langsam mit diesem ging, so half ich, wie das gut japanische Manier ist, auch mit den Fingern nach, oder setzte, wie das ebenfalls dem feinen japanischen Ton entspricht, das betreffende Gefäß an den Mund und schob mit den Stäbchen die meistens bereits zerkleinerten Speisen zwischen die Zähne.

Den Höhepunkt des Festes bildete ein Tanz der Geishas um einen großen lebenden Karpfen, den sie kirschblütengeschmückt vorführten, und dann nach wenigen Minuten roh servierten. Ich habe selten ein köstlicher mundendes Gericht, als diesen rohen Karpfen vorgesetzt bekommen, wie mir überhaupt die japanische Küche ausgezeichnet schmeckte. Sie hat nur einen Fehler, sie sättigt nicht, und deswegen möchte ich einem unserer der Entfettung dienenden Sanatorien, einmal empfehlen, für seine zahlreichen Kurgäste japanische Küche, selbstverständlich serviert von Japanerinnen, einzuführen.

Das einzige, was mich an jenem Abend wie überhaupt in Japan unästhetisch berührte, ist die Sitte des Ausspuckens beim Rauchen. Der Raucher hat ein Becken mit glühenden Kohlen vor sich, an dem er das kleine Pfeifchen, welches mit so wenig Tabak gestopft ist, daß es nur für ganz wenige Züge ausreicht, entzündet. Neben dem Kohlenbecken steht ein dünnes Bambusrohr und in dieses wird mit geradezu amerikanischer Zielsicherheit etwa so häufig hineingespuckt, als die Pfeife gestopft wird.

Es war kurz vor Mitternacht, als ich vom Fichtenhaus Abschied nahm und mit einem meiner Freunde, ehe ich in mein

europäisches Hotel zurückkehrte, ganz verschwiegenerweise in eins der vielen hundert Teehäuser mich begab, um auch die intimen Seiten des Lebens der japanischen Ehemänner kennen zu lernen. Ein japanisches Teehaus sieht außen und innen genau aus wie ein anderes japanisches Wohnhaus, nur hat es viel mehr Zimmer als regelmäßige Bewohner. Ein anständiger japanischer Ehemann hat



**Tempeleingang in Kioto**

sein Stammteehaus, wo er mehrmals die Woche vorspricht. Die Wirtin läßt alsdann die in der Nähe wohnende Freundin, Geisha, des betreffenden Besuchers holen, der in dem Teehaus außer dem dünnen japanischen Tee, sein Leibgericht — im doppelten Sinne des Wortes — findet. Ich meinerseits trug dazu bei, europäische Kultur in jenes Teehaus zu Osaka zu bringen. Es wurden zur Feier meiner Anwesenheit mehrere Geishas entboten, die hier eine eigenartige, aber für mein wenig musikalisches Ohr durchaus nicht anregende Musik vollführten. Dafür revanchierte ich mich, indem ich

den Japanerinnen, die noch nie einen Europäer von Angesicht zu Angesicht gesehen hatten und infolgedessen die Institution des Küssens nicht kannten, diese schwierige Kunst beizubringen versuchte. Ich nehme an, daß sich seitdem der Kreis ihrer Freunde beträchtlich vergrößert hat.

Von Osaka ging es weiter nach dem so ganz andersartigen Nara. An einem Feiertage langte ich hier an. Man beging ein militärisches Fest, Regimentsjubiläum, und so konnte ich das japanische Volk in seiner ungezwungenen Natürlichkeit im Freien bei Festzügen und Tänzen bewundern. Eine Beschreibung des Parks und der wundervollen Tempel in Nara findet sich in jedem Reiseführer, ebenso wie die Fülle der Sehenswürdigkeiten, welche das nahe Kioto bietet, dort geschildert ist. Hier traf ich am Abend desselben Tages ein und stieg in einem schön gelegenen Hotel ab, das auf der Höhe, mitten zwischen grünen Bergen die Stadt überragt. Kioto ist die alte Hauptstadt Japans und zeigt mehr vielleicht als irgend eine andere der größeren, von den Reisenden allgemein besuchten Städte echtes alt-japanisches Leben nicht nur in den vielen Tempeln mit ihren berühmten Denkmälern, sondern auch auf den Straßen, in den Parks, in den Gärten. Eine Fülle von Überraschungen bot mir die Besichtigung der Gewerbeausstellung. Immer von neuem staunte ich hier, wie auch später in dem vom Handelsministerium in Tokio eingerichteten Gewerbemuseum über die Vereinigung von Geschmack und Billigkeit.

Den Tag beschloß ein Besuch des Theaters, in welchem ein Kirschblütentanz vorgeführt wurde. In dem Warteraum reichten ganz kleine Mädchen, die hier Geisha lernten, unter Beobachtung uralter Gebräuche bitteren Tee mit übersüßem Zuckergebäck. Dann ging es in den eigentlichen Theaterraum. Dieser zeigt eine dreiteilige Bühne. Auf beiden Seiten saßen Musikantinnen, die mit unbeweglichen Mienen wie Automaten exakt und rhythmisch eigenartige Instrumente, eine Art Trommel und Mandoline, spielten, und ab und zu ihre hellen Stimmchen zu fremdem und doch anheimelndem Gesang erhoben. Auf der Querbühne traten Geishas auf, welche die verschiedenartigsten Evolutionen mit Fächern und Blüten vorführten.

Weiter ging es nach Tokio, das mir, abgesehen von seinen herrlichen Parks, nur wenig gefiel. Die Mischung von modern und alt ist zu unvermittelt; das allmähliche Abhandenkommen echt japanischen Charakters hat den Ort seines Reizes entkleidet. Und mehr und mehr strebt Tokio danach sich zu europäisieren; die reizenden japanischen Häuser werden abgerissen und nüchtern wirkende europäische dafür aufgebaut. Jeder der zahlreichen aus Europa zurückkehrenden Japaner bringt ein Stück europäischer Sitte, europäischen Stils in seine Heimat zurück, er sucht sich von den Gebräuchen seines Landes zu befreien, um sie mit den im Auslande erworbenen zu vertauschen und sündigt so durch die Nachahmung einer fremden Kultur gegen diejenige seines eigenen Landes.

Besonders interessant war mir der Besuch des Theaters in Tokio und hier namentlich mein Aufenthalt hinter der Bühne. „Ein Frühlingsregenschirm“ hieß das Schauspiel, das wie viele andere in Joshiwara, der japanischen Freudenstadt, spielt. Auch die Frauenrollen wurden von Männern gegeben, und zwar mit solcher Trefflichkeit und Vollendung, daß es mir fast unglaublich erschien, nicht wirklich Frauen zu sehen und zu hören. Hinter der Szene beobachtete ich dann den Aufputz der Schauspieler. Die Perücken und Gewänder sind von kolossalem Gewicht und man wundert sich, wie die kleinen zierlichen japanischen Frauen diese Last auf sich tragen können. Man geht in Japan um 12 Uhr mittags ins Theater und die Aufführung dauert ungefähr bis 8 Uhr abends. Seinen Hunger befriedigt man während dieser Zeit mit einer in Schachteln verpackten Reisspeise; auch ist das Rauchen im Theater selbstverständlich. Die Aufführungen finden auf einer doppelten Drehbühne statt, auf die Zugangsbühne gelangen die Schauspieler durch den Zuschauerraum. Der Souffleur befindet sich in schwarzer Kleidung auf der Bühne selbst.


Im Teehaus

Einer meiner Tokioter Freunde hatte den unangebrachten Ehrgeiz, in europäischem Stil liebenswürdig sein zu wollen und stellte

mir daher eine zweispännige Equipage zur Verfügung. Es war eine merkwürdige Fahrt, die ich da zurücklegte. Den Japanern ist das Pferd in ihren Straßen etwa so fremd wie uns ein Elefant als Transporttier in der Friedrichstraße vorkäme. Es gibt so gut wie keinen von Pferden gezogenen Wagen in Japan. Daher staunte man allgemein die eigenartige zoologische Erscheinung an, und wir benötigten eines Vorläufers, der die staunenden Passanten mehr oder minder höflich zur Seite schob, um alsdann immer wieder zu dem Kutscher auf den Bock hinauf zu klettern. Daß wir auf diese Weise in den engen winkligen Vierteln Tokios nicht mit Automobilgeschwindigkeit weiter kamen, ist nicht überraschend.

So zog ich es, trotz der weiten Entfernung, auch vor, als ich am Charfreitag zur Audienz beim Grafen Okuma bestellt war, mit einem Doppelgespann von Kulis mich dorthin zu begeben. Weit draußen, wohl anderthalb Stunden Rikschafahrt von meinem Hotel entfernt, verlebt der große, geistvolle Politiker, der wiederholt Minister, auch Ministerpräsident von Japan war, und der sich um die Europäisierung seines Vaterlandes außerordentlich verdient gemacht hat, seine Tage. Das Haus des Grafen, inmitten ausgedehnter, herrlicher Gärten gelegen, zerfällt in zwei Abteilungen, eine europäische und eine japanische. Die europäische ist mit prunkvollen Möbeln, die zum Teil ein Geschenk des Kaisers von China sind, ausgestattet. Hier empfing mich der Graf, der Mitte der siebziger Jahre ist, mit seinem Leibarzt; dieser diente als Dolmetscher, da der Graf nur japanisch spricht. Zufolge eines politischen Attentats — ich glaube, man hat eine Bombe auf ihn geworfen — hinkt der Graf äußerst stark. Er erzählte mir, wie er die japanische Statistik mit Hilfe des jetzt in Berlin tätigen bekannten Professors Mayet in Japan eingeführt habe, wie er auch eine landwirtschaftliche Zwangsversicherung organisiert habe, die in den Jahren 1879 bis 1892 in Kraft war, dann aber aus Gründen der Parteipolitik beseitigt worden sei. Und dann suchte er sich ausführlich über die deutsche Sozialversicherung zu orientieren, da er für deren Einführung in Japan zu wirken sich entschlossen hat. Es folgte ein Gang durch seinen Garten, ein Besuch seiner herrlichen Orchideenhäuser, in deren Mitte er sich ein kleines Arbeitszimmer eingerichtet

hat. Einige der schönsten Orchideenblüten überreichte mir der Graf nebst seinem Bild, und dann überließ er mich seinem Leibarzt und meinem Freunde Dr. Miyoshi, der mich zu ihm geleitet hatte.

Derselbe Tag brachte mir dann noch eine außerordentlich große Freude. Mein Freund und Kollege, der Professor für Versicherungswissenschaft an der Universität Tokio, Dr. Awadzu hatte mir eine Einladung der juristischen Fakultät der Universität verschafft, eine Vorlesung dortselbst zu halten, und obwohl akademische Ferien waren, so hatte ich doch die große Genugtuung, daß meine Vorlesung über die internationale Bedeutung der Versicherung von mehreren hundert Hörern besucht war, die teilweise Deutsch verstanden, teilweise der Übersetzung meines Vortrags folgten.



* Graf Okuma

Den Tag beschloß ein eigenartiges Diner im schön gelegenen Restaurant Ahornhaus (Kojokan). Die Geishas konnten sich hier im Kreise von etwa zwanzig Japanern bewegen, die ich sämtlich von früher her kannte, und die wohl alle eine deutsche Universität einmal besucht hatten, größtenteils sogar Doktoren einer deutschen Universität waren. Japanische Speisen, deutsche Studentenlieder und dazu japanische Geishas: ein unvergeßliches, gemütliches Trio.

Wie verbreitet unter den gebildeten Japanern die deutsche Sprache ist, hat mich überrascht. Nirgendwo sonst in der Welt wird deutsche Wissenschaft vielleicht so hoch geschätzt, wenn nicht gar überschätzt, wie in Japan. Es ist immerhin bemerkenswert, daß einer der

leitenden Geheimräte des Kultusministeriums, dem ich, seiner Einladung folgend, einen Besuch abstattete, zahlreiche deutsche Fachzeitschriften auf seinem Schreibtische liegen hatte und zufolge wiederholten Besuchs in Deutschland fließend Deutsch sprach. Es ist vielleicht nicht minder charakteristisch, daß ich beim Besuch des schönsten, größten Warenhauses in Tokio von einem der Besitzer ebenfalls in deutscher Sprache begrüßt wurde. Der Mann hatte in Berlin „Warenhaus studiert"! Hier in dem Tokioter Warenhause kaufte ich Nürnberger Puppen für die lieben kleinen Mädchen meiner Freunde.

Auch zu einem üppigen Diner in europäischem Stil war ich in Tokio eingeladen; die versicherungswissenschaftlichen Organisationen Japans veranstalteten es mir zu Ehren im Adelsklub. Herzliche Reden wurden hier gehalten und ich hoffe, daß ich noch manchmal Gelegenheit haben werde, mit meinen japanischen Freunden in gleich froher Stimmung zusammen zu sein.

Fast die ganze Tischrunde versammelte sich am Morgen des folgenden Tages am Bahnhof, und mit lautem dreimaligen Bansai gab man mir das Geleit, als ich nach Nikko fuhr, dem japanischen Rom.

Fünf Stunden Eisenbahnfahrt von Tokio entfernt liegt Nikko. Sofort nach der Ankunft dort ging es hoch zu Roß gemeinsam mit einem famosen Reisegefährten, der die Eigenschaft eines hervorragenden Japankenners mit dem Beruf eines Architekten und Charlottenburger Stadtverordneten vereint, in einem infolge der Halsstarrigkeit unserer Gäule nicht immer idealen Ritt hinauf ins Gebirge nach dem hochgelegenen Chuzenyisee. Im rötlichen Licht des Sonnenuntergangs erreichten wir ihn und sahen hier das wunderbare Naturgemälde: Kirschblüten im Schnee. Herrlich war die Aussicht, die wir unterwegs von dem 1400 m hohen Berge aus genossen, und auf das liebenswürdigste wurden wir in dem höchst komfortablen Seehotel aufgenommen. So gut sorgt man hier für den Reisenden, daß pelzgefütterte Pantoffeln, warme Mäntel und Wärmflaschen von den aufmerksamen Geishas gereicht werden.

In der Frühe des Ostersonntags zogen wir wieder hinunter nach Nikko. Eine weihevolle Stimmung, wie sie in den ehrwürdigen

Tempeln des japanischen Roms, wo man nicht in einförmigen Straßen, sondern in der herrlichsten Natur, zwischen uralten Riesenbäumen den Göttern Häuser der Andacht baut, kam hier über mich, wie ich sie früher im Leben noch nie empfunden hatte.

Von Nikko aus ging es am Ostermontag zurück über Tokio nach Miyanoshita. Gleich hinter Tokio zwischen den kleinen Stationen Shinagawa und Kawasaki führt der Zug viele Minuten lang durch ein Meer blühender Kirschbäume, wie ich sie in ähnlicher Fülle und Ausdehnung nirgendwo sonst in Japan zu sehen bekommen habe. So weit das Auge reicht, sieht man nichts als kleine Bäumchen über und über bedeckt mit rosa Blüten, die an Farbe unseren Pfirsichblüten gleichen, zuweilen auch ins Weißliche schimmern, während die japanischen Pfirsichbäume viel dunkler, fast lila blühen. Es ist ein Beweis japanischen Charakters, japanischen Kunstsinns, daß man große Felder mit Kirschbäumchen bepflanzt, die niemals Früchte tragen, sondern nur das Auge durch ihre herrlichen Blüten wenige Wochen hindurch — meistens in der zweiten und dritten Aprilwoche — erfreuen.




Shintatempel in Nikko

Vorbei an Yokohama, der europäischsten Stadt Japans, geht es nach Enoshima, einem auf einer Insel gelegenen idyllischen Fischerdorf, das als Seebad, wie viele der benachbarten Orte, sehr besucht ist. Von hier aus hat man einen schönen Blick auf den Stillen Ozean. Bei klarem Wetter sieht man auch den japanischen Nationalheiligen, den in unendlichen Variationen immer wieder auf japanischen

Bildern dargestellten Fuji. Die Insel, auf der Enoshima liegt, zeigt interessante Höhlenbildungen. In etwas mühseligem Bergauf und Bergab, vorbei an zahlreichen Verkaufsbuden und Teehäusern, gelangt man zu dieser Höhle. Auch wir besichtigten sie, und auf dem Wege dahin erfreuten wir uns an der ungezwungenen natürlichen Haltung der zahlreichen uns begegnenden Japaner.

Nach einem guten japanischen Mahl fuhren wir am Nachmittag nach Kozu und von da mit der elektrischen Bahn nach Yumoto. Von hier ging es mittels Rikscha stark bergauf durch schönen Wald nach unserem Endziel Miyanoshita, das, in herrlicher Berglandschaft gelegen, sich des glänzendsten Hotels erfreut, das Nippon überhaupt besitzt. Mit einem meiner guten japanischen Freunde ruhte ich hier aus von den Strapazen der letzten Tage, die mir fortgesetzt immer wieder Neues geboten, immer wieder neue traumhaft schöne Eindrücke gebracht hatten. Aber leider konnte der Ruhe nur kurze Zeit gegönnt werden; am zweiten Tage mußten wir wieder die Rückfahrt antreten. In dem kleinen Orte Kozu, dicht am Meer, feierten wir bei Sonnenuntergang auf der Veranda eines kleinen japanischen Gasthauses Abschied voneinander.

Der Nachtzug brachte mich zurück nach Kobe. Hier war ich Gast im Hause eines anderen japanischen Freundes, der mich einen Einblick tun ließ in das einfache, zurückgezogene, idyllische altjapanische Leben, das für den Mann vielleicht ideal schön, für die Frau mit irgendwelchen geistigen Ansprüchen aber nur ein Puppenheim ist. So weit ist indessen vorläufig die europäische Kultur in Japan noch nicht eingedrungen, daß die Japanerin geistige Emanzipationsbedürfnisse hätte; die japanische Frau ist im allgemeinen ein schmiegsames, liebliches, zartes Püppchen, das aber auch nichts anderes ist und nichts anderes sein will als eben nur Weibchen.

Immer wieder von neuem überraschte mich, namentlich bei meinen Besuchen in den verschiedensten Ministerien, wie viele Japaner, die sich in leitender Stellung befinden oder allem Anschein nach künftig eine solche einnehmen werden, auf deutschen Universitäten ihre Ausbildung empfangen haben. So traf ich im Eisenbahnministerium einen alten Göttinger Studiengenossen, Dr. Sugi, den Sohn eines hohen japanischen

Beamten, als Privatsekretär des Eisenbahnministers, ferner eine ganze Reihe in Deutschland ausgebildete Beamte in dem Handels- und Landwirtschaftsministerium. Gerade verblüffend ist es, mit welcher Sorgfalt man alle einschlägigen deutschen Veröffentlichungen hier verfolgt und kennt. Überall fand ich die freundschaftlichste Aufnahme, und häufig konnte ich mich davon überzeugen, daß neben schlechten europäischen Sitten, die in Japan eindringen, sich doch noch manche schöne japanische Sitte erhalten hat, u. a. die, den Gast reich zu beschenken.



**Der Fujijama, Japans höchster Berg**

So wurde mir manches reizende Andenken zuteil, bei deren Anblick ich stets zurückdenke an die schönen Tage in Nippon.

Als ich mich darüber wunderte, daß sich in den Ministerien nirgendwo ein Bild des Mikado befinde, wurde ich darüber belehrt, daß die Person des Mikado viel zu heilig sei, als daß man es wage, sein Abbild in die profanen Räume eines Ministeriums zu hängen. Gegenüber einer so hochstehenden, uns geradezu beschämenden Auffassung kann man sich nicht genug darüber wundern, in welch grauenvoll abschreckender Weise trotz aller künstlerischen Verbrämung aller japanischen Städte, in gewaltigstem Umfange natürlich die Hauptstadt des Landes, ganze Stadtteile der Prostitution gehören. Es

sind die Joshivaras, die Städte ohne Nacht, in denen Tausende japanischer Mädchen an Bordellwirte verschachert, in glänzendem Elend hausen. Hinter Holzgittern, auf einer Art Veranda in kostbaren puppenartigen Gewändern sitzend, erwarten sie hier ihre Käufer. Der Umstand, daß nach japanischem Recht als Ehebruch des Mannes nur der Verkehr mit einer anderen verheirateten Frau gilt, weist darauf hin, daß die Zahl der der Liebe dienenden Japanerinnen Legion ist. Und gerade die schönsten Häuser dienen in Japan dieser Prostitution. Aber auch das Laster zeigt die Devise, die man über alles Japanische setzen kann: Kunst und Natur ist eines nur!

Über einen Punkt konnte ich mir aus eigener Erfahrung keine Orientierung verschaffen; es ist die so häufig hervorgehobene Minderwertigkeit der Kaufmannsmoral. Ich kann nur ausdrücklich betonen, daß ich noch nie in einem Lande in gleicher Weise so echt freundschaftliche Gesinnung und liebenswürdiges Entgegenkommen wie bei meinen japanischen Bekannten und Kollegen gefunden habe. Ob man mir die großen Aufmerksamkeiten gezollt hat, weil man sich mir für allerhand Gefälligkeiten, die ich Japanern in Deutschland erwiesen hatte, revanchieren wollte, oder ob man etwa darüber hinausgehend auf meine weiteren guten Dienste in Zukunft rechnete, lasse ich dahingestellt.

In der Nacht des 15. April lichtete der schmucke „Prinz Sigismund" des Norddeutschen Lloyd im Hafen von Kobe die Anker. Ein letztes Bansai, ein letztes Auf Wiedersehen, das meinem alten Freunde Dr. Hashimoto galt, der sich während meiner ganzen Anwesenheit in Japan als mein Reisemarschall und Privatsekretär Lorbeern erworben hatte, und hinaus ging es in tiefer Nacht in die stille See.

Nach 36 Stunden wurde bereits in dem kleinen Häfen von Kutschinozu gestoppt. Der billige Kohlenpreis in diesem von europäischer Kultur kaum berührten Platze, der als Kohlenbergwerksbezirk sehr beachtenswert ist, gab Anlaß, den „Prinz Sigismund" hier reichlich mit Kohlen zu versehen. Wir Passagiere wurden wie Wundertiere angestaunt, als wir durch das dem Meeresstrand sich anlehnende, lang hingestreckte Dorf wandelten. Mitten auf der

Dorfstraße glitt unser Blick hinein in die allgemeine Badeanstalt. Vollständig ungeniert kleideten sich hier Frauen und Männer aus, duschten und badeten und konnten gar nicht begreifen, daß wir Bleichgesichter neugierige Blicke zu ihnen hineinsandten. Nicht weniger paradiesisch mutete es uns an, als wir weiter wanderten und plötzlich etwas abseits, an einer entzückenden Bucht, etwa ein halbes Dutzend schön gebauter Häuser erblickten und in den Fenstern dieser eine Fülle kleiner Japanerinnen, die unverhüllt und ungeniert, sanft lächelnd, wie es die Japanerin stets tut, uns hereinwinkten.

In eigentümlichem Kontrast zu der hier angedeuteten Ungeniertheit steht es, daß in den kleinen etwas abgelegenen Gegenden Japans die verheiratete Frau sich ihre Zähne schwarz färben muß. Sie soll, so erklärte man mir, keinem anderen Manne mehr gefallen. Und dem eigenen?

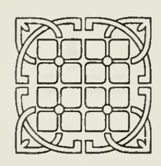
Zum zweiten Male innerhalb kurzer Zeit durfte ich die Naturschönheiten der japanischen Inlandsee genießen. Sinnend und träumend saß ich in einer Ecke auf Deck und ließ die stets wechselnden Bilder dieser entzückenden Landschaft an mir vorübergleiten. Ungestört konnte man sich allen Eindrücken hingeben, denn nur 15 Passagiere waren zwischen Japan und Hongkong an Bord, und auch die malaiischen Matrosen, die fast ausschließlich die Besatzung des Schiffes bildeten, wie die chinesischen Boys, die als Stewards tätig waren, fielen durch die absolute Lautlosigkeit, mit der sie ihrem Dienst nachgingen, in keiner Weise auf.

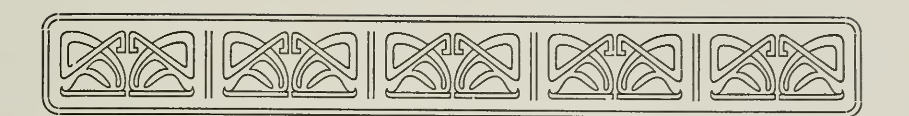
So waren es recht ruhige Tage, bis wir wieder nach Hongkong gelangten. Wir waren in dieser Woche eine glückliche Familie an Bord. Außerordentliche Anregung gab mir mein Tischnachbar, der im deutschen Chinafeldzuge so bekannt gewordene Generalquartiermeister des Grafen Waldersee, der General v. Gayl, mit dem zusammen ich nun viele Wochen durch die Gewässer der Südsee reiste und dessen Liebenswürdigkeit mir ebenso wie sein Erzählertalent in dauernder dankbarer Erinnerung bleiben wird.

Hongkong erschien so herrlich wie vier Wochen zuvor. Wie damals fuhren wir hinauf auf den steilen Peak, von dem aus wir das Panorama des wie eine geschlossene Bucht erscheinenden Hafens genossen, in welchem viele Hunderte von Schiffen wie kleine Nuß-

schalen lagen. Ein selten interessanter Anblick war es, der uns hier von der Höhe an einem Mittag um 12½ Uhr zuteil wurde. Mit großer Pünktlichkeit kam um diese Stunde ein Dampfer des Norddeutschen Lloyd aus Europa, auf der Fahrt nach Ostasien begriffen, in China an, während gleichzeitig der von Japan nach Europa bestimmte abfuhr. Unser „Prinz Sigismund" hatte als Dritter im Bunde die beiden anderen zu salutieren. Und wie vor vier Wochen, so fuhren wir auch diesmal hinaus auf die Friedhöfe in Happy Valley. Hier kann wirklich jeder nach seiner Fasson selig werden; denn nebeneinander liegen an einem Bergesabhang in herrlichem Palmenwald der katholische, der protestantische, der mohammedanische, der hindostanische und der parsische Friedhof; — davor aber dehnt sich die Rennbahn aus.

Zurückgekehrt auf das Schiff, fanden wir das Deck angefüllt mit vielen neuen Passagieren, die zum großen Teil nach Manila mitfahren wollten, und jeder hatte sich von den schönen und unglaublich billigen geflochtenen chinesischen Stühlen und Tischen einen mehr oder minder großen Vorrat mitgenommen, so daß das ganze Deck einem Korblager glich.





## IV. Kapitel.

# Über Neuguinea nach Australien.

Nach der unvergeßlich schönen Fahrt durch die japanische Inlandsee bot uns verwöhnten Seefahrern das Binnenmeer der Philippinen, das wir in der letzten Aprilwoche durchkreuzten, nicht den Genuß, den es weniger anspruchsvollen Reisenden bereitet. Wir waren auch so sehr in die Lektüre des spannenden Seekriegromans „Banzai", der zum großen Teil in der Nähe der Philippinen spielt, vertieft und hatten so viel zu politisieren über einen japanisch-amerikanischen Krieg, über die Stellung der Amerikaner auf den Philippinen usw., litten auch so stark unter der noch ungewohnten, zufolge der Windstille recht lästigen Hitze, daß wir für äußere Natureindrücke uns wenig empfänglich zeigten.

Manila bot mir keine Enttäuschung, denn meine Erwartungen von dieser Stadt, standen auf dem Nullpunkt und die Wirklichkeit belehrte mich von der Richtigkeit meiner Vorstellung. Manila, an einer sehr geräumigen Bucht gelegen, in der die Holzkähne, welche die spanische Flotte darstellten, von den Amerikanern genommen und in Grund gebohrt worden waren, zeigt auf Schritt und Tritt seinen spanischen Charakter, sei es in den Bauten, unter denen die zahlreichen Kirchen auffallen, sei es im Aussehen der Bewohner, die freilich ein ganz außerordentliches Gemisch der verschiedensten Rassen darstellen. Seltsam fremdartig wirken die Frauen der Philippinos in ihrer eigentümlichen, aus Fasern der Ananas hergestellten Kleidung: ein weitmaschiges Gewebe in heller Farbe wird stark aufgebauscht und lose um den Oberkörper gelegt. Die Stadt verrät wenig von der amerikanischen Kolonisation; meine Vermutung, daß sich das Privat-

kapital nicht recht hineintraut, vielleicht aus Furcht, die amerikanische Herrschaft werde nicht von langer Dauer sein, wurde mir bestätigt. Im allgemeinen hat man durchaus den Eindruck, in einer kleinen spanischen Stadt zu sein, fast nichts gemahnt daran, daß wir uns in Asien befinden, höchstens die Chinesen, die in vielen Straßen die Läden innehaben. Fast überall wird nur Spanisch gesprochen und so waren wir froh, daß die gut organisierten Polizisten nicht allein Englisch verstanden, sondern unsere Fragen sogar teilweise Deutsch beantworteten. Nur in bezug auf militärische Dinge, namentlich außerhalb der Stadt, wo große und starke Forts angelegt sind, und hinsichtlich der Preise, die für alle Dinge übertrieben hoch sind, erkennt man die Wirksamkeit amerikanischer Kultur. Auch Sehenswürdigkeiten hat die Stadt nur wenige aufzuweisen; Hahnenkämpfe und Tanzhäuser bieten so ziemlich die einzige Abwechslung. Die angenehmste Erinnerung, die ich von Manila habe, liegt auf kulinarischem Gebiet: der Iceecreamsoda, der dort gereicht wird, ist ein vorzüglich mundendes, sehr erfrischendes Getränk.

Was ich in der kurzen Zeit meines Aufenthalts in Manila sah und hier, sowie auf den Schiffen von Reisenden, welche die Philippinen kennen, hörte, bestärkte mich in der Überzeugung, daß wir Deutschen, wenn man uns vorwirft, wir seien schlechte Kolonisatoren, uns mit Fug und Recht stolz in die Brust werfen können und sagen, daß die Amerikaner noch viel schlechtere sind. Die Amerikaner, welche die Philippinos von Spanien befreien wollten, haben heute erreicht, daß die Eingeborenen ihnen nicht weniger ungünstig gestimmt sind, als ehemals den spanischen Herren. Eine Befreiung der Philippinos, eine Selbständigkeit der Bevölkerung, wie die Amerikaner es mit großen Phrasen als ihre Aufgabe verkündet haben, ist keineswegs festzustellen. Das Parlament, in welchem die Philppinos so viel reden dürfen als sie wollen, ist nur zum Schein da, weil im Oberhause, ohne dessen Zustimmung ein Gesetz nicht zustande kommen kann, die Amerikaner unbedingt herrschen. Es ist infolgedessen nicht erstaunlich, daß politische Verbrechen in Manila an der Tagesordnung sind. Die Amerikanerinnen, welche in die Kolonie kamen, haben die zwischen den Eingeborenen und den neuen Herren bestehende Kluft noch vergrößert; denn man stelle sich vor,

wie die verwöhnte american lady, mit ihrem fanatischen Haß gegen die Farbigen in den Vereinigten Staaten, gegen die braunen Söhne und Töchter der Philippinen Stellung nehmen. Geradezu ans Komische grenzt die Einführung amerikanischer Preise auf den Philippinen, selbst für die minderwertigsten Kleinigkeiten. Der Amerikaner scheint, auch wenn er zu den Kannibalen kommt, von dem Wahne befallen zu sein, daß auch unter diesen Leuten nur mit Dollars gerechnet werden kann.

Alle diese Verhältnisse sind übrigens in einem von S. P. Hyatt, einem amerikanischen Offizier, verfaßten Buch von geringem literarischen, aber großem kulturellen Wert „The little brown brother“ lesenswert geschildert. —

So stark sich auch der Reiseverkehr in unseren Tagen ausgedehnt hat, so entfernt auch die Punkte liegen, die man sich heute mehr oder minder häufig als Reiseziel aussucht, so sehr es immer mehr zum guten Ton gehört, einmal eine kleine Weltreise unternommen zu haben, so wenig besucht wird im allgemeinen die Südsee. Beweis genug dafür bietet schon der Umstand, daß der einzig vorhandene, sonst so vortreffliche deutsche Weltreiseführer von Meyer die ganzen Südseeinseln einfach ignoriert. Das ist aus vielen Gründen ein großer Fehler. Denn für die überwiegende Mehrzahl der deutschen Reisenden ist ja das Reisehandbuch eine heilige Schrift. Was in ihm steht, muß, namentlich wenn mit Sternchen bezeichnet, angesehen werden. Was aber das Reisehandbuch verheimlicht, gilt als zweiten oder dritten Ranges, mithin als nicht sehenswert. Ich will ganz davon schweigen, daß der deutsche Weltreisende schon aus patriotischen Gründen die Südsee nicht überspringen dürfte; liegt hier doch ein wichtiger Teil unseres Kolonialbesitzes. Auch das Argument möchte ich nicht weiter ins Feld führen, daß vorzügliche Schiffe des Norddeutschen Lloyd durch eine erhebliche, jedenfalls die weitaus interessanteste Strecke der Südsee fahren; denn man reist heutzutage fast auf allen Meeren bequemer als noch vor wenigen Jahrzehnten auf den Landwegen. Aber was am meisten lockt, das ist die Möglichkeit, in voller Sicherheit und ohne Schwierigkeit einen Blick tun zu können in das primitive Leben von Naturvölkern, ja,

wenn man will, von Kannibalen. Und ich wüßte auf dieser Erde nichts, was für den überzivilisierten Mitteleuropäer männlichen oder weiblichen Geschlechts instruktiver, reizvoller, prickelnder wäre. Freilich, auch seine Schattenseiten hat ein solcher Südseebummel, namentlich, wenn man nicht zur besten Jahreszeit ihn unternimmt. Da können Taifune und Malaria den reinen Genuß beträchtlich stören. Aber wo droht einem schließlich keine Krankheit und kein Sturm? Wer jedoch den nicht sehr großen Mut besitzt, beiden zu trotzen, der wird in der Südsee reichlichst belohnt.


Eine Karolinen-Eva auf Jap

Manila ist wohl als bester Ausgangspunkt für eine Südseefahrt zu betrachten. Von hier aus geht es am bequemsten in den deutschen Teil des Stillen Ozeans. Am dritten Tage, nachdem der Dampfer die amerikanische Besitzung verlassen hatte, erblickte ich die erste deutsche Kolonie: ein kleines, mit Kokoswäldern bedecktes Eiland, rings umgeben von Korallenriffen, an denen das Meer weithin sichtbar aufschäumt, der Sitz der Verwaltung der Westkarolinen, Jap. Hier kam ich zum ersten Male in unmittelbare Berührung mit einem Naturvolk. Der Eindruck war außerordentlich; ich werde ihn nie vergessen. Der Dampfer darf, da vor einigen Jahren ein anderer Lloyddampfer hier strandete, nicht in den engen Hafen einlaufen, kann aber wegen der großen Meerestiefe auch nicht vor Anker gehen; Bojen sind nicht vorhanden; so treibt er nahe der Hafeneinfahrt auf dem Meere herum. Die Passagiere werden in einer stark schaukelnden Pinasse an Land gebracht, die, nur 50 Tons fassend und kaum Raum für ein Dutzend Menschen bietend, doch von ihrem kühnen Führer, einem Lloydoffizier, von Singapore nach Jap gebracht worden war — ein gefährliches Unterfangen. Malerisch wirkt die Einfahrt. Man erkennt deutlich eine eigenartige bräunliche Färbung der Kokos-

palmen: sie sind durchweg krank, so daß kein Kopraexport möglich ist. Zwischen ihnen, nahe dem Strande, befinden sich die weißen, mit blumenreichen Gärten umgebenen Häuschen der wenigen Europäer, deren Aufenthalt Jap bildet; die primitiven Hütten der Eingeborenen liegen ganz versteckt. Diese, stramme dunkelbraune Gestalten, die keinen schlechten Eindruck machen, führen im allgemeinen ein faules, nur durch starke Ausschweifungen unterbrochenes Dasein mit sehr eigentümlichen Sitten, gegen die die deutsche Regierung nicht erfolglos angekämpft hat, um dem Rückgang der Bevölkerung Einhalt zu tun. Männer und Frauen wohnen getrennt, auch in der Ehe. Die Junggesellen bewohnen ein gemeinsames großes Klubhaus. Wir wandern vorbei an dem Gebäude der deutschen Verwaltung, kaufen eine Menge Karolinenmarken für die obligaten Ansichtskarten, die in dem einzigen Strandwirtshaus „Zur Kokosnuß" geschrieben werden, und streifen weiter auf gut angelegter enger Straße, an der in wilder Üppigkeit außer Palmen, Mangroven, Bananen, Brotbäume, Popeias, Ananas wachsen. Willig lassen sich die zutraulichen Eingeborenen, deren Gunst durch eine Zigarette schnell erlangt wird, in ihrem denkbar einfachsten Gewand photographieren, Männlein wie Weiblein. Jene tragen nur ein schmales Hüfttuch aus Stoff oder Gras, diese mit besonderer Grazie nur eine Art Ballettröckchen aus Gras, so daß man ihre häufig auffallend stattliche Büste und zarte Haut zu bewundern Gelegenheit hat.

Ein ganz besondere Eigentümlichkeit der Karoliner ist das Steingeld. Sie benutzen als Geld mehr oder minder große rund geschliffene Mühlsteine, die sie als glänzende Schiffer mit ihren Kanoes weit übers Meer herholen. Dieses Geld hat ein sehr großes Gewicht, kann daher kaum gestohlen werden. Die Eingeborenen stellen es deshalb ganz ruhig an der Dorfstraße auf, offenbar, um ihren Reichtum jedermann vor Augen zu führen. Da sieht man Mühlsteine von Manneshöhe und darüber, die mehrere hundert Mark Wert darstellen. Aber auch Metallgeld kennen die Karoliner, wenigstens in Jap und lassen sich für ein paar Nickelstücke ganz gerne die Holzkämme, die sie sich ins Haar stecken oder die aus Muscheln hergestellten Ohrringe oder Speere und andere Waffen abhandeln.

Davon, daß die Karolinen, die Deutschland erst 1899 gekauft hat, vorher spanisch waren, ist in Jap kaum etwas zu merken; nur gelegentlich stößt man noch auf spanische Gesichtszüge oder Sprache. Das Klima ist tropisch, feucht und heiß, aber für Europäer zuträglich, da Jap malariafrei ist. Es hat außer diesem den weiteren großen Vorzug vor den anderen deutschen Südseebesitzungen, daß es von der Welt nicht allzu abgeschlossen ist. Denn Jap ist der Endpunkt eines Kabels der deutsch-niederländischen Telegraphengesellschaft. So erfuhren wir aus Schanghai die gerade erfolgte Absetzung des Sultans. Es wird beabsichtigt, zwischen Jap und Herbertshöhe sowie anderen Orten Neuguineas, eine drahtlose Verbindung herzustellen, an der schon gearbeitet wird. Auch Samoa soll auf diese Weise mit der übrigen Welt in engere Verbindung gebracht werden. Die Beschleunigung dieser Telegraphenanlage wäre sehr zu wünschen.



Spaziergänger auf Jap

Nur kurz war der Aufenthalt in Jap. Weiter ging es durch gefährliches Fahrwasser, das unser Dampfer, ruhig und sicher von seinem Kapitän gesteuert, durchfurcht, immer näher an den Äquator.

War das Abendessen vorüber und begab man sich dann wieder auf Deck, so sah man Abend für Abend unsere englischen Mitreisenden in Entzückung über die Sternbilder geraten. Je näher wir dem Äquator kamen, desto mehr bildete die bevorstehende Veränderung der Sternbilder, vor allem das südliche Kreuz, das Gesprächsthema. Ich konnte mich eines Lächelns nicht enthalten, wenn ich immer wieder die Ohs und Ahs, Laute des Entzückens, über diese vier Sterne vernahm, die wirklich andere Sterne auch nicht im geringsten an Pracht oder Glanz überbieten. Aber die

Bescheidenheit, selbst des weitgereistesten Briten in bezug auf Naturschönheit ist geradezu rührend.

Der letzte Tag des April brachte ein großes Familienfest an Bord; es war Preisverteilung für die sportlichen Veranstaltungen, die in der ganzen Woche stattgefunden hatten. Daran schloß sich eine nicht enden wollende Kneiperei, wie überhaupt das Kneip- und Rauchzimmer bis in die frühen Morgenstunden in Benutzung zu sein pflegte und Lambeck, der chinesische Schenke, der populärste Mann an Bord war. Die Feier des 30. April war aber gleichzeitig auch eine Maifeier, da sie bis zum nächsten Morgen währte. Da stimmte man das Lied an: „Der Mai ist gekommen ....". Und ferner war es das Äquatorfest, denn in der Nacht vom 1. zum 2. Mai, von Sonntag auf Montag fuhren wir bei ruhiger See über die Linie; einige Regenschauer gingen nieder, sonst war das Passieren an nichts zu erkennen.

Der Montag führte uns vorbei an der Gruppe der Schachbrettinseln, zahlreichen mit Busch bewachsenen Atollen. Dann kamen bald die Hermits in Sicht und um 2 Uhr legten wir an der Insel Maronn an, die zum Bismarck-Archipel gehört.



Vor der Wahlenburg auf Maronn

Maronn ist mit über hundert anderen kleinen, mit Kokospalmen bewachsenen Inseln dieser Gegend Eigentum der Brüder Wahlen, junger Hamburger; ihre gastliche Wahlenburg thront auf der Höhe der einsamen, fast nur Kokospflanzungen dienenden Insel, die kaum noch ein halbes Hundert Eingeborener zählt. Um ihrerseits für die Erhaltung der Eingeborenenrasse zu wirken, haben die Wahlens eine Belohnung von 50 Rollen Tabak für jedes über drei Jahre alt werdende Kind ausgesetzt. Die Arbeiter, die zur Gewinnung der Kopra erforderlich

sind, werden aus den verschiedensten Gegenden der Südsee zusammengeholt. Noch vor Eintritt der Dunkelheit mußte der „Prinz Sigismund“ von Maronn lossteuern. Das Wrack des gestrandeten Dampfers „Johann Albrecht“, das im Hafen liegt, mahnte in dem an Korallenriffen und Atollen reichen Meere zur größten Vorsicht. Wir nahmen Abschied von der gastlichen Wahlenburg mit ihrem Motto: „Erst streben, dann leben“.

Tags darauf war nach Passieren imposanter, stark tätiger Vulkane auf den Dampierinseln die Küste von Kaiser-Wilhelms-



Strandbild von der Einfahrt nach Friedrich-Wilhelms-Hafen

Land bereits deutlich sichtbar. Immer näher heran geht es an die mit dichtem Urwald bewachsene, zu beträchtlicher Höhe ansteigende Küste. Kleine weiße Häuser werden sichtbar: Missionsniederlassungen; eine scharfe Wendung des Dampfers, und hinein geht es in die ungemein reizvolle enge Bucht, in der Friedrich-Wilhelms-Hafen liegt. Wir haben 24 Stunden Zeit und nutzen diese tüchtig aus. Ein Ruderboot bringt uns hinüber nach den Inseln Siar und Ragetta, wo wir in Eingeborenendörfern das Leben der völlig primitiv hausenden, nicht gerade durch Schönheit ausgezeichneten Bevölkerung in aller Ruhe und Gründlichkeit studieren können.

Ein anderer Ausflug geht mit Wagen durch die Kokos- und Kautschukplantagen der Neu-Guinea-Kompagnie, deren Administrator

unser liebenswürdiger Führer ist, und zurück mit Ruderboot über den schmalen Bombafluß, der reich an Krokodilen ist. Auf dem einen Ufer die Kokospalmen der Plantage, auf dem anderen nie betretener dichter Urwald, durch dessen mit Schlingpflanzen über und über bedeckte Bäume zahlreiche fremdartige Vögel fliegen. Der Reiz einer solchen Fahrt läßt sich weder durch Worte noch durch Bilder wiedergeben, so traumhaft schön ist der Eindruck. Vor Abfahrt des Dampfers fand zu Ehren des an Bord befindlichen Generals von Gayl eine Parade der schwarzen Polizeitruppe statt, die, von ihrem schneidigen schwarzen Führer deutsch kommandiert, sich recht wacker benahm.

Eine aufregende Szene erlebten wir an der Küste von Neuguinea. An einem Nachmittage, während sich alle Passagiere auf ihren Deckstühlen von der ermüdenden Ruhe erholten, wurde es auf einmal auf der Kommandobrücke lebhaft. Alle Offiziere eilten hinauf, das Tempo des Schiffes wurde verlangsamt, und mit allen zur Verfügung stehenden Fernrohren und Feldstechern blickte man hinaus auf einen schwarzen Punkt, der sich in naher Entfernung zeigte und immer größer wurde, ohne daß eine der vorhandenen Meereskarten ihn verzeichnete. Man fürchtete etwas vom Kurse abgekommen zu sein und sich einem jener gefährlichen Korallenriffe zu nähern, die auf den noch lange nicht ausreichend festgelegten Karten teilweise fehlen. Aber jener Punkt wurde schließlich als ein toter Walfisch erkannt, an welchem sich zahlreiche Fische und Hunderte von Vögeln labten, und die der pestilenzartige Geruch, den jenes tote Meerungeheuer verbreitete, keineswegs von dem leckeren Mahle vertrieb. Da anzunehmen war, daß der Walfisch in ein bis zwei Wochen vollständig aufgefressen war, so wurde eine Korrektur der Meereskarte, soweit ich instruiert bin, unterlassen.


Der Gouverneur von Neuguinea mit Familie vor seinem Hause in Herbertshöhe

Am anderen Tag fuhren wir vorbei an den Französischen Inseln und bei Peterhafen wurde ganz kurz angelegt, um die Post für die hier befindliche Station der Neu-Guinea-Kompagnie abzugeben. Zwei Weiße leben auf diesen weltabgeschiedenen Inseln, um die reiche Ernte der vielversprechenden Plantagen zu leiten. Mehrere Säcke voll Briefe und Drucksachen erhielten die Leute, so daß sie Lesestoff haben dürften, bis in ein paar Monaten wieder einmal ein Dampfer hier anlegt.

Sanft ansteigende Hügel in saftigem Grün und im grellen Glanz der heißen Tropensonne boten sich uns am nächsten Morgen: die Küste von Neupommern. Vorüber ging es an zwei erloschenen Vulkanen, Mutter und Tochter genannt, denen gegenüber die stattliche Niederlassung Herbertshöhe liegt, bis vor kurzem der Sitz des Gouverneurs von Deutsch-Neuguinea, Dr. Hahl. Zwei wegen ihrer eigenartigen Form Bienenkörbe genannte Felsen zeigen den Weg nach dem benachbarten Simpsonhafen, das wegen seiner günstigen Hafenverhältnisse inzwischen Sitz des Gouverneurs geworden ist und den alten Eingeborenennamen Rabaul wieder erhalten hat.

Die Gastfreundschaft des Chefs der alten Herrnsheimschen Niederlassung auf Matupi und des Administrators der Neu-Guinea-Kompagnie ermöglichte es uns, die nähere Umgebung von Simpsonhafen und Herbertshöhe kennen zu lernen, einen Blick in die Plantagen und das Leben der Eingeborenen zu tun. Der deutschen Südseegastfreundschaft, die geradezu sprichwörtlich geworden ist, möchte ich auch hier mit innigem Dank gedenken; ohne sie wäre das Reisen in jenen Gegenden fast unmöglich; denn beinahe nirgendwo gibt es Wagen oder Boote zu mieten und die Hotels, wo sie etwa vorhanden sind, entbehren naturgemäß bei dem sehr geringen Verkehr jeder Gemütlichkeit. So ist man ganz auf die Güte unserer Ansiedler, auf die Einladungen bei den Vertretern unserer Regierung und der Plantagengesellschaften angewiesen, die, soweit ich sie kennen lernte, von hervorragender Aufmerksamkeit waren.

Bei herrlichem Mondschein zog der „Prinz Sigismund" hinaus in die See. Lange noch blickte ich vom obersten Deck des Schiffes auf die in wunderbarer Färbung erstrahlenden Berge. Meine Gedanken aber waren recht traurig über manches, was ich in

Neu-Guinea zu hören bekommen hatte über den geringen Grad des Interesses oder Verständnisses, das man zu Hause in Deutschland für den vielleicht am meisten versprechenden Teil unseres Kolonialreiches besitzt.

Während unsere afrikanischen Kolonien immer mehr Popularität erlangen, ein weitgehendes Interesse für sie in allen Bevölkerungskreisen wahrzunehmen ist und die Kenntnis von Land und Leuten des deutschen Afrika wenigstens einigermaßen Verbreitung gefunden



**Im Einbaum an der Küste von Neuguinea**

hat, verharren breite Schichten Deutschlands nach wie vor in mehr oder minder großer Unkenntnis über die Verhältnisse des Stiefkindes unserer Kolonialpolitik, Neuguineas und der damit verbundenen Inselgruppen.

Ein wenig zu entschuldigen ist diese Tatsache dadurch, daß diese Teile unseres Südseebesitzes doppelt und dreifach so weit von Deutschlands Küsten entfernt liegen als unsere afrikanischen Kolonien. Die Zahl der Deutschen, die eine Fahrt in die Südsee unternehmen, ist daher verschwindend klein, mag auch Neuguinea für eine bedeutende Zahl von Pflanzern Aussicht genug bieten, in nicht zu langer Zeit einen tüchtigen Verdienst einzuheimsen: aus Kopra, wie aus Kautschuk, aus Kakao- und Kaffeeplantagen, wohl auch aus der Gewinnung von Gold und anderen Metallen.

Billiges fruchtbares Land harrt der Kultivierung. Dabei fehlt es nicht an guten Häfen, nicht an wasserreichen Flüssen. Aber spärlich ist durchweg die Bevölkerung und ihr Kulturzustand in den meisten Teilen der Kolonien der denkbar tiefste; ist doch das Menschenfressen noch an der Tagesordnung. Auch ist das Vordringen ins Innere außerordentlich schwierig, und das Klima ist durchweg für den Europäer nicht günstig, wenngleich man Jahr für Jahr eine Verbesserung der hygienischen Verhältnisse, wenigstens an den Hauptplätzen, wahrnehmen kann. Der größte Teil des ganzen Gebietes ist noch undurchforscht; viele Partien der Gebirgsgegend von Kaiser-Wilhelms-Land hat noch kein Weißer betreten. Zwar haben gerade in den letzten Jahren die Expeditionen wissenschaftlichen Charakters zugenommen, aber ins Innere, etwa bis an die englische Grenze, ist man noch kaum gedrungen, und so zeigt die Landkarte unseres Schutzgebiets noch viele weiße Stellen, die auszufüllen Aufgabe der künftigen Forscher bleibt. Der Verwaltung Neuguineas fehlt zu großen Expeditionen vorläufig das Geld, auch haben die Beamten dort genug mit den Geschäften zu tun, die die schon erschlossenen Gebietsteile mit sich bringen.

Eine Fülle von Problemen bietet uns Neuguinea. Das schwierigste und wichtigste zugleich ist das Bevölkerungsproblem. So verschieden auch die einzelnen Stämme des Schutzgebietes sind, sie kranken in ihrer überwiegenden Mehrzahl, wenn nicht am Rückgang der Bevölkerungsziffer, so doch an einer allzu geringen Zunahme. Von Europäern eingeschleppte Seuchen und im Lande heimische Ausschweifungen geben die Erklärung dafür, daß an zahlreichen Punkten die schwarze Bevölkerung im Aussterben begriffen ist. Gegen die, auch auf den Karolinen üblichen, die Volksvermehrung hemmenden Unsitten ist die Verwaltung mit Erfolg zu Felde gezogen. Die Krankheiten zu beseitigen bedarf die Kolonie aber eines großen Kontingents von Ärzten und Heilgehilfen. Bisher hat der Gouverneur diese umsonst verlangt. Aber auch wenn der Gesundheitszustand und die Vermehrung sich heben, ist das Problem nur teilweise gelöst; denn die Eingeborenen sind nicht überall für die Dienste auf den verschiedenen Plantagenanlagen gleich geeignet. Die Versuche, aus Queensland herübergekommene

Deutsche und gute chinesische Ackerbauer anzusiedeln, verdienen daher große Beachtung. Das Bevölkerungsproblem ist in den ungesunden Fiebergegenden ein hygienisch-sanitäres.



Ein Häuptling mit seinem Hofstaat aus der Nähe von Simpsonhafen

Die Versuche der Lösung der Finanzfrage haben vor kurzem zu einer Krise geführt. Vom Reich sind Zuschüsse, wie sie erforderlich wären, um die Kosten der Kolonie zu decken, nicht zu erwarten, da in den maßgebenden Kreisen die Ansicht vorherrscht, Neuguinea müßte sich selbst erhalten. Dieses Ansinnen wäre berechtigt, wenn die Kolonie weiter wäre und mit weniger Schwierigkeiten zu kämpfen hätte; die Forderung besteht aber einmal, daher muß der Gouverneur die Mittel zur Erhaltung der Kolonie zu beschaffen suchen, die in Berlin verweigert werden. So mußten denn Ein- und Ausfuhrzölle helfen, unter denen die Ansiedler wie die Beamten schwer zu leiden haben. Und da die früheren Zölle nicht ausreichten, um die Aufgaben zu erfüllen, wie sie zu lösen der Gouverneur mit Recht für nötig hielt, so verfügte er Mitte 1907 eine wesentliche Erhöhung namentlich auch auf alkoholische Getränke. Für die Flasche Bier waren 35 Pfennige Zoll, statt der früheren 20 v. H., zu zahlen. Der hohe Alkoholeinfuhrzoll sollte die Möglichkeit vorbereiten, den sehr verhaßten Kopraausfuhrzoll zu ermäßigen und allmählich zu beseitigen. Die höhere Besteuerung des Alkohols gab aber die Veranlassung, daß dem Gouvernementsrat von seiten der ansässigen Deutschen heftige Vorwürfe darüber gemacht wurden, er wahre nicht die Interessen der Ansiedler. Und da der Gouverneur dem nunmehr gegen die Zollerhöhung protestierenden Gouvernementsrat, der auch noch andere Wünsche äußerte, nicht entgegenkam, so legten dessen Mitglieder fast ausnahmslos ihr Amt nieder. Die An-

siedler trugen aber immerhin einen Sieg, ich glaube einen Pyrrhussieg davon, als von Berlin aus die Herabsetzung der Zölle verfügt wurde. Somit muß der Koprazoll ruhig weiter fortbestehen. Wie schlecht man in maßgebenden Kreisen über die Bedürfnisse Neuguineas unterrichtet ist, geht daraus hervor, daß man sogar in völliger Unkenntnis der maritimen Verhältnisse der Kolonie den Gouverneursdampfer für überflüssig erklärt. Hat man dabei beachtet, daß der Gouverneur, wenn er eine Inspektionsreise durch das ihm unterstellte Gebiet machen will, rund 50 000 Seemeilen durchfahren muß? Kleinere Reisen, die aber immerhin dem Seeweg Hamburg—New York an Meilenzahl gleichkommen, sind fortgesetzt vonnöten. Daß auch Inspektionen erforderlich sind, bei denen der Gouverneur 400—500 Meilen durch völlige Wildnis reisen muß, mag nur nebenbei erwähnt sein.



Unsere lieben Landsleute auf Siar

Ein klassisches Beispiel, wie die Rentabilität unserer Kolonien hintangehalten wird, ergab die letzte Etatsberatung. Von Neuguinea aus waren Mittel gefordert worden, um in der Nähe der deutsch-englischen Grenze eine Station mit einem Leiter, einem Techniker, einem Arzt, einem Heilgehilfen und einem Stellvertreter sowie einer angemessenen Polizeitruppe einzurichten, da in diesem Grenzgebiet, das der Gouverneur persönlich bereist hatte, wiederholt Goldfunde gemacht worden sind und fortgesetzt Europäer von der englischen Grenze herüberkommen und das wertvolle Metall aus unserem Schutzgebiete holen. Und was hat man in Berlin bewilligt? Einen Polizeimeister mit 20 Mann schwarzer Polizeitruppe. Dieser eine Beamte soll nun imstande sein, die schwierigen Aufgaben zu erfüllen, die gerade hier sich drängen!

Es darf bei der geringen Bereitwilligkeit, der Kolonie die erforderlichen Mittel von Reichs wegen zur Verfügung zu stellen, wirklich nicht an Lob dafür gespart werden, was die Schutzgebietsverwaltung trotzdem schon alles geleistet hat. Namentlich in


Neuguinea-Kinder vor der Schule auf Ragetta

bezug auf Wegebau, für den nur 70 000 Mark im Etat stehen, sind erstaunliche Resultate wahrzunehmen. Sie sind hauptsächlich den sehr zweckmäßig eingerichteten Frondiensten der Eingeborenen zu verdanken, die durch diese gut an Arbeit gewöhnt werden.

Von den politischen Problemen, welche uns Neuguinea zu lösen gibt, mag nur ein einziges gestreift werden; es ist die Frage der australischen Partei im Lande, die fortgesetzt gegen die Interessen der deutschen Kolonisation in der Südsee tätig ist und sich dabei sogar der deutschen Presse selbst bedient! Unter dem Deckmantel eines biederen deutschen Ansiedlers werden die haarsträubendsten falschen Nachrichten von seiten der Vertreter australischer Interessen, zu denen schmählicherweise auch Personen gehören, die nominell Deutsche sind, in deutsche wie in australische Blätter geschmuggelt. Zwei Monate dauert es, bis diese entstellten Meldungen der Verwaltung zu Gesichte kommen, zwei weitere Monate würde es dauern, bis eine Berichtigung Aufnahme finden könnte. So hat die australische Partei leichtes Spiel gegen die deutschen Interessen und kann mühelos an der Verwirklichung ihrer Pläne arbeiten, uns unseren Südseebesitz zu verekeln, damit er einst den englisch-australischen Interessenten ausgeliefert werde. Es scheint mir eine dringende Not-

wendigkeit zu sein, daß die deutschen Blätter zuverlässige ständige Berichterstatter in Neuguinea anstellen, soweit dies nicht schon der Fall ist.

Die sehr scharfe Konkurrenz, die sich die in Neuguinea bestehenden Handelsgesellschaften machen, ist zum Teil daraus zu erklären, daß die in Betracht kommenden Handelsprodukte nur noch in beschränktem Maße vorhanden sind. Es entspricht daher wohl gelegentlich dem Interesse der bestehenden Firmen, weniger aber dem



**Blick von Herbertshöhe auf die Vulkane Mutter und Tochter**

allgemeinen Interesse, die Entwicklung der Kolonie, neue Niederlassungen und Gründungen etwas hintanzuhalten.

Nichts schadet unseren Kolonien mehr, als wenn man voll Überstürzung möglichst schnell zu erreichen sucht, daß sie sich selbst erhalten. Daß das Ziel unserer Politik dahin gehen soll, ist richtig; aber auch hier heißt es etwas Geduld haben. Ein auch nur flüchtiger Besuch unserer romantischen Südseekolonien würde selbst manchen Gegner dieser Schutzgebiete zu ihrem Verehrer machen; daher sollte das Reich eine Kommission von Abgeordneten, Pressevertretern, Beamten und Gelehrten auf einige Wochen nach der Südsee entsenden; ich bin sicher, daß eine solche Expedition das Ergebnis hätte, mehr Licht und gerechtere Beurteilung in die Angelegenheiten Neuguineas zu bringen und so zur Lösung der

deutschen Südseeprobleme vorteilhaft mitzuwirken, von denen hier nur einige angedeutet werden konnten.

Ein außerordentlich befriedigendes Leben führen offenbar unsere Südseeassessoren. Sie haben eine Amtsgewalt, die zwar kaum rechtlich, wohl aber tatsächlich der eines regierenden Fürsten gleichkommt, namentlich wenn sie etwa als Vertreter des Gouverneurs tätig sind. Warum man aber für den Kolonialdienst da draußen einseitig juristisch gebildete Leute verwendet, denen volkswirtschaftliche, ethnologische und Sprachkenntnisse so gut wie ganz abgehen, haben diese mir selbst nicht beantworten können. Die ganze Juristerei, welche man als Südseeassessor benötigt, beschränkt sich im wesentlichen auf etwas Straf- und Grundbuchrecht.

Ein unerschöpfliches Gesprächsthema, das immer wieder Anlaß zur Heiterkeit gibt, ist das Pidgin-Englisch der Chinesen wie der Neuguinealeute. Dieses Pidgin-Englisch ist ein eigenartiges Gemisch aus der englischen, chinesischen, portugiesischen und einigen anderen Sprachen außer der deutschen und ist wahrscheinlich aus diesem Grunde der landesübliche Dialekt auch in den deutschen Südseekolonien, denn zu einem Pidgin-Deutsch haben wir es noch nicht gebracht. Die Eigenart dieses Südseevolapüks besteht darin, daß mit außerordentlich wenigen Worten alles ausgedrückt wird. Die beiden wichtigsten Worte des Pidgin-Englisch sind fellow und belong. Fellow wird gewissermaßen als bestimmter und unbestimmter Artikel sehr häufig einem Substantiv vorausgesetzt und belong ist die Präposition, welches jedes Zusammengehörigkeitsverhältnis ausdrückt: ein Mann heißt fellow master, mein Haus — house belong me usw.

Aber statt langer theoretischer Auseinandersetzungen will ich lieber ein kleines amüsantes Vokabularium hier anführen, das den verehrten Leser am besten über den Geist der Sprache orientieren wird.

Die Worte me wantchee soda tschopp-tschopp bedeuten,



Regierungsgebäude in Herbertshöhe

daß man möglichst schnell etwas Mineralwasser wünscht; me no savee heißt: ich weiß nicht. Das Regierungsgebäude bezeichnet der intelligente Neuguinese mit den Worten house paper, weil er zahllose papierne Verfügungen aus diesem Hause der Gewalt herauskommen sieht. Alles Weibliche wird mit mary tituliert; man nennt infolgedessen auch den Abendstern mary belong moon. Den Kopf bezeichnet man als coconut, das etwa darauf vorhandene Haar als grass, einen Beamten, der sich dieses Schmuckes nicht erfreut, bezeichnen seine Untergebenen als fellow master coconut belong him no grass. Parfüm hat die oft zutreffende Bezeichnung bottle belong stink. Etwas komplizierter bezeichnet man ein Klavier als box misses fight him he cry. Nach der Axt, die man in der Landessprache tamjig nennt, heißt die Säge brother belong tamjig. Selbst das Wort Desinfektionsapparat hat man in den Pidgindialekt zu übersetzen verstanden und nennt ihn house belong cook him laus. Beim Anblick einer schönen Frau meinte ein geistvoller Vertreter unserer schwarzen Landsleute in Simpsonhafen: eye belong me pain. Einen deutschen Forschungsreisenden, der mit Feuereifer alles was an Schilden, Speeren und sonstigen Holzsachen der Eingeborenen aufzufinden war, für das Berliner Museum sammelte, nannte man kurz und treffend master firewood, als den Mann, der Brennholz sammelt. Gott wird bezeichnet als big master topside; und als ich einen der Schwarzen, der bei einer Beerdigung mitging, fragte, was er täte, antwortete er: we plant him in. Nie vergesse ich den schmunzelnden Blick eines kannibalischen Landsmanns, als ich ihn auf einen dicken, fetten Chinesen aufmerksam machte und ihn fragte, ob er Hunger habe. Da entschlüpfte seinem Kannibalenmunde das aus Herz und Magen kommende Wort: me like him kaikai. Nach dem mehr oder minder mangelhaften Hüftgewand, das oft die Form eines aus buntem Gras angefertigten Ballettröckchens hat und lava-lava heißt, nennt man das Tischtuch lava-lava belong table. In einer Hütte sah ich den Öldruck unserer Kaiserin, wie überhaupt auffallenderweise Öldrucke der Deutschen Kaiserin und des Kaisers nicht nur in den armseligsten Hütten der deutschen Südseekolonien, sondern auch in nicht näher zu bezeichnenden Häusern australischer Großstädte häufig zu finden sind. Auf meine an einen

Neuguineaboy gerichtete Frage, ob er wisse, wen das Bild darstelle, gab er mir zur Antwort: me savee master, mary belong bigbig fellow master Kaiser.

Wir hatten besonderes Glück mit dem „Prinzen Sigismund". Er legte, wie schon vorher, so auch nun in einem Hafen an, der nur ausnahmsweise von den deutschen Dampfern besucht wird: in Samarai, einer entzückenden, ganz kleinen, in einer halben Stunde zu umgehenden Insel von Papualand, wie Britisch-Neuguinea heißt, seit es von England dem australischen Bundesstaat überlassen worden ist.



Papuanische Jünglinge

In Samarai kam ein Passagier auf das Schiff, ein hagerer, intelligent dreinschauender, schlecht gekleideter Australier, mit dem ich sehr bald in Unterhaltung geriet und der mir viel über Australien, seine Verwaltung, seine Politik, seine Kolonie Papualand erzählte. Nach mehreren Tagen erfuhr ich, daß dieser Mann der australische Bundesminister für auswärtige Angelegenheiten im Arbeiterministerium Fisher, Bachelor, ein ehemaliger südaustralischer Lehrer war, an den ich von London aus ein Empfehlungsschreiben bei mir hatte. Daß dies aber der Fall war, konstatierte ich leider erst, als wir in Australien an Land gegangen und der Minister mich verlassen hatte. Schon bei der Unterhaltung mit diesem glänzend instruierten australischen Politiker, welcher die Papuakolonie, die zu seinem Amtsressort gehörte, durchstreift hatte, kam ich auf ketzerische Gedanken über den Wert des Referendar- und Assessorexamens für den Staatsdienst.

Die Schönheit der Papuas zeigen unsere Bilder und beweisen das Fehlen von Kleiderluxus. Die Insel ist der Ausgangshafen für die Goldgräber, die in das australisch-deutsche Grenzgebiet Neuguineas ziehen,

in dem ergiebige Goldfunde gemacht worden sind; daher sind von dem ein oder zwei Dutzend Häusern auf Samarai ein Drittel Bars.



Papuanische Dorfschönheiten

Überraschend gering auf das Wohlbefinden waren nach meinen Beobachtungen bei fast allen Mitreisenden die Einwirkungen der zum Teil enormen Temperaturunterschiede. Mit etwas Humor und vielem Schimpfen ertrugen sie es alle, daß die Quecksilbersäule in verhältnismäßig kurzer Zeit von 15° auf 40° und darüber hinaus stieg und ebenso wieder zurückging.

Eine ganz merkwürdige Erscheinung ist es, wie mit der Zunahme der Distanz von der Heimat das gerade bei dem modernen Großstadtmenschen so übermäßig ausgebildete Gefühl für Entfernung und Zeit abstumpft. Während man in Deutschland genauestens den Fahrplan studiert, um ja nicht einen Zug zu wählen, der eine Stunde länger braucht als ein anderer, ist es einem drunten in der Südsee ziemlich einerlei, ob ein Schiff einen Tag, ja selbst eine Woche länger oder kürzer fährt, ehe es einen ans Ziel bringt. Wo man bei uns mit Stunden rechnet, rechnet man dort mit Wochen. Das kommt in besonders eigenartiger Weise auch hinsichtlich der Zeitungen zum Ausdruck. In der europäischen Großstadt ist die Zeitung von gestern bereits ein veraltetes Stück Druckpapier, das keinem mehr Neuigkeiten bietet. In den Meeren, die Polynesien



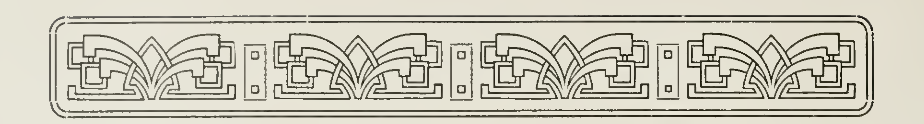
Ein junges Ehepaar aus Samarai

umspülen, ist man glücklich, Zeitungen zu lesen, die 6, 7 oder 8 Wochen alt sind.

Nur einmal überkam mich ein ungemütliches Gefühl, der Eindruck, unheimlich weit von der Heimat entfernt zu sein. Das war, als das Schiff von Jap, der letzten Kabelstation, Abschied nahm und nach Neuguinea zusteuerte. Da bereitete mir das Bewußtsein, daß nun selbst ein Kabeltelegramm viele Tage, ja womöglich ein bis zwei Wochen nötig hätte, um mich zu erreichen, eine peinigende Unruhe. Aber die glühende Hitze der tropischen Sonne schläferte auch dieses Unruhegefühl bald ein und machte mich wie jeden, der sich in tropischen Gegenden aufhält, zum Fatalisten.



Festlich geschmücktes Ruderboot
im Hafen von Samarai



## V. Kapitel.

# Über Samoa nach Neuseeland.

In der Frühe des 14. Mai kam der Leuchtturm von Morton Cape in Sicht, das erste Zeichen, daß wir Australien nahe waren. Nun blieb die stets eintönige australische Küste ununterbrochen am Horizont. Kurz vor Mitternacht, am 15. Mai, warfen wir an der Quarantänestation Sydney Anker. Am folgenden Sonntagmorgen gegen 6 Uhr leuchtete uns die australische Sonne und ließ die herrlich gelegene alte Hauptstadt Australiens in denkbar günstigstem Lichte erscheinen.

Genau einen Monat nach der Abfahrt von Japan kam der „Prinz Sigismund" fahrplanmäßig in Sydney an. Wenige Tage später ging ich an Bord der „Tofua", eines der neuesten und schönsten Dampfer der Union Line of New Zealand. Sie war weit weniger vom Wetter begünstigt als der deutsche Dampfer, der eine so ruhige Fahrt gehabt hatte, daß man den Glauben bekommen konnte, die Seekrankheit sei überhaupt verschwunden. Nun, auf dem Neuseeländer Dampfer wurde man schnell anderer Meinung. Nur ein einziges Mal erschienen sämtliche Passagiere an der Tafel, es waren etwa ein halbes Hundert an Zahl, den größten Teil der Reise außer mir nur Australier, übrigens die nettesten Reisegenossen, die ich jemals auf einer Seereise getroffen habe.

Eine Woche dauerte es, bis der Dampfer zum ersten Male haltmachte. Dann waren die Fidschiinseln erreicht. Drei Häfen wurden hier angelaufen: Lautoka auf Viti-Levu, Suva auf demselben Eiland und Levuka auf Ovalau. Welch anderes Bild hier als etwa in Neuguinea! Nur wenig von primitivem Eingeborenenleben gibt

es anzustaunen. Die Fidschianer, die noch vor weniger als zwei Menschenaltern die gräßlichsten Menschenfresser waren, sind zu vier Fünfteln europäisiert. Lautoka zeigt höhere Bauten, als irgend eine der schon erwähnten Südseeinseln, sogar eine imposante Zuckerfabrik. Daraus geht schon hervor, daß das Hauptprodukt der englischen Fidschiinseln der Zucker ist, der denn auch überall reichlich wächst.



**Suva, die Hauptstadt der Fidschiinseln**

Aber nicht Eingeborene besorgen die Pflege des Zuckerrohrs, sondern Inder, die in stattlicher Menge von den Zuckerfabriken, deren es eine größere Zahl auf den Inseln gibt, beschäftigt werden, so daß man sich manchmal in Indien glaubte, wenn man diesen sympathischen dunklen Gestalten, namentlich den Frauen und Kindern mit ihren grellbunten Tüchern begegnet.

Der Hauptort ist Suva. Er macht völlig den Eindruck einer südeuropäischen kleinen Stadt. An weiter Bucht liegt er, deren Hintergrund rings umrahmt wird von hohen grünen Bergen. Auffallend groß ist die Zahl der Kirchen, die Suva zählt. Ein lebhafter Verkehr herrscht im Hafen, da dieser den Durchgangspunkt

nach Amerika und Kanada über Hawaii bildet. Ein von Carnegie gestiftetes, im Bau begriffenes Bibliotheksgebäude, ein kleines Museum und ein sehr interessanter botanischer Garten bilden die Hauptsehenswürdigkeiten. Der schönste Ausflug ist nach dem Rewafluß, dessen flache Ufer bewachsen sind bald mit Zuckerrohr und Bananen bald mit schönem Busch, in dem namentlich die stattlichen Mangroven auffallen.



Fidschianische Dorfszene

Bei weitem der schönste der drei Häfen, die alle nur ein paar Stunden Fahrt voneinander entfernt sind, ist Levuka: eine kleine kegelförmige, dicht bewachsene Insel, in deren Grün zahlreiche weiße Häuschen sich die Anhöhen hinauf, eins über dem andern, aufbauen. Am Tage unserer Ankunft war Regatta; an ihr beteiligten sich auch die Eingeborenen, deren Dörfer nahe der Landungsstelle liegen.

Zwischen den Fidschiinseln und dem von hier etwa zweieinhalb Tage entfernten Samoa überschreitet man die Datumgrenze; ein Tag wird hier doppelt gezählt, wofür dann auf der Fahrt von Samoa nach den Tongainseln ein Tag ganz wegfällt; eine etwas komplizierte Rechnung, die zu allerlei Verwechslungen Anlaß gibt, aber ein unerschöpfliches Thema zur Unterhaltung bildet. —

Dem Reisenden, der die wahre Perle der Südsee, Samoa, wohl das schönste Stückchen des ganzen deutschen Kolonialbesitzes, besuchen will, sind nicht viele Fahrgelegenheiten geboten. Nachdem eine amerikanische Linie, deren Schiffe in dreizehn Tagen von San Fran-

zisko über Honolulu nach Pago-Pago, dem Nachbarhafen von Apia, gingen, diesen Betrieb eingestellt hat, bleiben, falls man nicht etwa mit einem Frachtdampfer vorliebnimmt oder auf den Fidschiinseln einen Dampfer der Union Steamship Company of New Zealand abwarten will, nur die beiden Schiffe dieser englischen Linie übrig, die Apia auf ihren vierwöchentlichen Rundfahrten von Sydney über Fidschi und Tonga nach Auckland und zurück anlaufen. Von Apia aus besteht dann nur diese einzige regelmäßige Verbindung. Etwa drei Wochen lang ist man, wenn die beiden im Abstand von wenigen Tagen einander in Apia folgenden Dampfer, zur Zeit die „Tofua" mit 4500 und die „Atua" mit 3000 Tonnen Gehalt, abgefahren sind, fast ohne jede Verbindung mit der Außenwelt. Nur ab und zu trifft ein Kriegsschiff ein, und fahrplanmäßig sollte alle sechs bis acht Wochen ein amerikanischer Frachtdampfer mit der Post kommen. Auch eines Kabelanschlusses entbehrt Samoa. Die Telegramme gehen bis Suva oder Auckland und von da per Schiff.

Diese Weltabgeschiedenheit hat aber auch ihre großen Vorzüge — nicht nur für die Beamten der dortigen Verwaltung, denen von Berlin aus, ich glaube bisher sehr zum Vorteil Samoas, nicht allzu schnell und nicht allzu häufig in ihre Geschäfte hineinregiert werden kann. Der sehr geringe Verkehr hat die den Besucher erfreuende Ursprünglichkeit der schönen Sitten des samoanischen Volkes, ihr primitives Leben, wenigstens einigermaßen bewahrt, so weit nicht die Missionen, die auf Samoa vor allem materiell ein sehr ertragreiches Feld ihrer Tätigkeit gefunden haben, durch Einführung europäischer Kleidung und anderer in dem samoanischen Klima und bei der Lebensweise des Volkes völlig unangebrachter Dinge den Schmelz vom



Fächerpalme vor einem fidschianischen Missionshaus

idyllischen Leben der Samoaner genommen haben. Dazu sind die Missionare auf Samoa Engländer und Franzosen, während eine deutsche Mission fehlt. Aber immerhin weist das kleine Land mit seinen dreißigtausend Eingeborenen etwa hundert Kirchen und Kapellen auf.

Samoa hat im Frühjahr 1909 wieder viel von sich reden gemacht, als ein Aufstand aus Apia gemeldet wurde und mehrere Kriegsschiffe zu seiner Bekämpfung dorthin gingen. Dem diplomatischen Verhalten des Gouverneurs Dr. Solf, der bei den Eingeborenen in hoher Gunst steht, gelang es aber ohne jedes Blutvergießen die Gemüter zu besänftigen, die sich darüber aufgeregt hatten, wer dem betagten und kranken Eingeborenenkönig Mataafa nachfolgen sollte. Die Rädelsführer, die sich sämtlich freiwillig stellten, wurden von den Kriegsschiffen nach Saipon gebracht, wo sie sich ansiedeln sollen. Hoffentlich wird aber nicht, wenn der alte König Mataafa, der übrigens außer dem Titel und einem kleinen Gehalt kaum weitere Vorrechte genießt, stirbt, von neuem die Frage nach seiner Nachfolge entbrennen.



Fidschianerinnen

Die Hauptstadt Apia hat eine herrliche Lage. Namentlich von dem nahen Mulinu, dem alten Königssitz, aus gesehen, nimmt sich Apia wundervoll aus: im Vordergrunde die an zahlreichen Korallenriffen aufschäumende See, die so manches schwere Opfer auch unserer

deutschen Marine auferlegt hat — die Wracks zweier deutscher Kriegsschiffe liegen noch im Hafen —, am Strande die niedrigen weißen Holzhäuser der Europäer, deren ganz Samoa nur einige Hundert zählt, umgeben von Kokospalmen und anderen imposanten Tropenbäumen, im Hintergrunde die sanft ansteigenden



* Führer des samoanischen Aufstandes als Gefangene auf einem deutschen Kriegsschiff

grünen Höhen, bedeckt mit Urwald oder Plantagen. Auf herrlichen Wegen, durch üppige tropische Vegetation geht es zu einem der Wasserfälle, nach Papaseea oder Papaloea; namentlich den ersteren muß jeder Fremde aufsuchen, weil hier eine Art Rutschbahn ist, auf der man sich zu einem erfrischenden Bade hinabgleiten läßt, nach Landessitte meist in Begleitung einer der niedlichen Samoanerinnen, deren Reinlichkeitssinn sie täglich mehrmals ein Bad nehmen heißt.



An einer Straße in Apia

Und so bin ich bei dem angelangt, was den ganz besonderen Vorzug Samoas ausmacht: seine Bewohner, namentlich seine Mädchen und Frauen. Ein eigenartiger Reiz geht von ihnen aus. Selbst wer den verwöhntesten europäischen Geschmack besitzt, wird bei einer Wanderung durch samoanische Dörfer auf-

fallend viele Schönheiten finden, deren natürliche Liebenswürdigkeit wetteifert mit dem Glanz der großen schwarzen Augen, mit der Pracht der langen schwarzen Haare, dem üppigen Wuchs, der zarten hellbronzefarbigen Haut und der Grazie, die sich namentlich beim landesüblichen Siwatanz zeigt. Mag auch sonst die Schöne aus Furcht vor der Mission ein Obergewand tragen, der alte feierliche Siwatanz wird mit entblößtem Oberkörper getanzt.



Gouverneur Dr. Solf und Gemahlin mit General v. Gayl

Von all den eigenartigen Tänzen, die ich auf dem Wege nach und durch Japan und die Südsee zu schauen bekommen habe, hat mir der samoanische Siwatanz, wenigstens wie er bei einem Feste im Hause des Gouverneurs von einem allerliebsten jugendlichen Mädchen vorgeführt wurde, am besten gefallen. Ihn zu beschreiben ist ungeheuer schwer, schon weil der Siwatanz aus einer ganzen Folge ballett- und pantomimenartiger Touren besteht. Bald führen ihn nur Männer, bald nur Mädchen vor. Ich sah ihn in der Weise, daß eine Häuptlingstochter, Ehrenjungfrau ihres Dorfes, Taupo, den Mittelpunkt bildete, auf beiden Seiten von ihr saßen je sechs Männer. Die Taupo trug den uralten Kriegsschmuck, eine Art Perücke mit hohem Aufputz aus Holzstäbchen, Federn, Spiegeln, die von großem Gewicht und so fest der Tänzerin aufgebunden werden, daß sie häufig in eine Ohnmacht fällt. Alle Beteiligten sind mit wohlriechendem Kokosöl eingesalbt und mit frischgewundenen Blumen- und Blättergirlanden geschmückt. Unter Begleitung einer Art Trommel, mit Händeklatschen und melodischem Gesang findet der Siwa statt: er beginnt mit höchst exakt ausgeführten Bewegungen der Hände, der Arme, des Kopfes, des Oberkörpers; Aufspringen und Niedersetzen folgt; gleicht der Tanz erst mehr reinen turnerischen Freiübungen, so geht er allmählich



J. Martin = Auckland

* Samoanisches Mädchen

in ein lebhafteres Tempo über. Die Taupo, die zunächst dieselben Bewegungen wie die Männer gemacht hatte, tanzt nun Solo; bald springen ein, zwei Männer auf, und eine Art pantomimisches Liebeswerben beginnt, aber bei aller Wildheit so elegant und keusch zugleich, daß nur ein ganz fanatischer Nuditätenhasser Anstoß daran nehmen könnte. Auch die anderen Teile des Balletts sind wenigstens ursprünglich als Pantomimen gedacht und sollen Dinge des täglichen



* **Der samoanische Siwa-Siwa-Tanz**

Lebens vorführen: wie die Fische mit dem Netz gefangen werden oder Hahn und Henne kokettieren. (Chanteeler in der Südsee, lange vor Rostand!) Lächelnd dankt die Taupo mit ihren Begleitern dem Beifall, den die beim Gouverneur versammelte Gesellschaft ihr spendet, graziös reicht sie jedem zum Abschied die Hand, der Gouverneurin aber und den würdigsten Gästen gibt sie Blumen aus ihrem Haar. Es ist eine ganz überraschende Erscheinung, wie sich solche Taupo mit gefälligem Anstand selbst in Gesellschaft von Europäern und trotz der geringen Bekleidung zu bewegen weiß.

Aber noch andere Aufgaben hat die Taupo. Sie ist die Repräsentantin des Dorfes. Kommt ein Fremder, so liegt ihr vor

allem die Aufgabe ob, für die Bewirtung und Unterbringung des Fremden zu sorgen, der bei der unbegrenzten Gastfreundschaft der Samoaner der besten Aufnahme gewiß sein darf. Mit untergeschlagenen Beinen läßt sich der Besucher auf dem mit Matten belegten Boden der sauberen, offenen Hütte nieder. Die Dorfältesten folgen, und es beginnt die zeremonielle Bereitung des Nationalgetränkes der Samoaner, der Kawa. Die Taupo, manchmal zusammen mit einigen anderen Mädchen, hockt nieder, schüttet zu den durch Kauen oder Reiben zerkleinerten Wurzeln des Kawastrauches, welche in einer flachen auf mehreren Füßen ruhenden Holzschüssel, einer Art Bowle, liegen, frisches Wasser und zieht den Brei zur Reinigung durch Bastwurzeln. Lautes Händeklatschen des Hausherrn zeigt die Fertigstellung der Kawa an. Die Taupo reicht den Becher mit dem graugrünen Saft dem Gaste, dessen Namen verkündet wird und der ihn mit dem samoanischen Prosit „Manuia" leert und der Taupo zurückgibt. Das Trinkgefäß macht dann die Runde bei allen Anwesenden, genau der Reihe nach, je nach Würde und Alter. Den Geschmack der Kawa, der eine sehr erfrischende Wirkung von den sie häufig genießenden Weißen nachgerühmt wird, möchte ich mit dem des Pfefferminztees vergleichen; andere Kenner glauben aber eine Ähnlichkeit mit Seifenwasser feststellen zu dürfen. Während des Rundtranks werden zahlreiche Reden gehalten. Der Gast wird von den hervorragendsten Anwesenden begrüßt. Man dankt ihm in wohlgesetzter Rede und bittet um seine Freundschaft. Nach dem Trank werden die Speisen aufgetragen: Bananen, Yam, Taro, Fische, Muscheln, Kokosnüsse, Hühner, Schweine. Alles soll der Gast mit dem Wirte teilen und beim Mangel fast jedes Gasthauses außerhalb von Apia muß man notgedrungen dieser Einladung ebenso Folge leisten, wie der, die Nacht in der Hütte zu verbringen. Durch dünne Moskitovorhänge werden die Schläfer voneinander getrennt. Auch die Taupo schläft hier, aber sie ist Tag und Nacht von zwei älteren Ehrendamen bewacht; denn während der gewöhnlichen Samoanerin als Mädchen alles erlaubt ist, ohne daß sie an Ansehen verliert, wenn sie von diesem freien Selbstbestimmungsrecht beliebig Gebrauch macht, ist die Taupo eine unantastbare Heilige. Sie wird die Frau eines angesehenen Häuptlings. Die Taupo



J. Martin = Auckland

* Eine samoanische Schönheit

und die Kawa spielen eine wichtige Rolle im samoanischen Leben. Beide dienen nicht nur zur Begrüßung des Gastes; sondern auch bei allen Festen, Versammlungen und sonstigen offiziellen Gelegenheiten sind sie da.

Bei einer Gerichtsverhandlung, die in dem „Parlamentsgebäude" in Mulinu stattfand, das dicht bei Mataafas Königshütte steht, konnte man so recht alle Vorzüge und Nachteile des samoanischen Volkscharakters kennen lernen — sein heiteres, harmlos fröhliches Wesen, die große Bedeutung der Rede im Leben der Samoaner, ihre natürliche Beredsamkeit, ihren ritterlichen Sinn, ihr Gerechtigkeitsgefühl, ihre feine Empfindung für Anstand und Zeremoniell, aber auch ihren naiven Egoismus und den großen Nationalfehler, die Eifersucht.



Ein kleiner samoanischer Racker

Etwa dreißig Samoaner kauerten auf dem Boden der imposanten Hütte, an deren einem Ende der Richtertisch stand. Hier nahm der Gouverneur mit seinem Sekretär und einem Beisitzer Platz. Zu deren Seiten wurden den anwesenden Besuchern, dem wiederholt erwähnten General v. Gayl, einem Berliner Fabrikanten und mir, Sitze eingeräumt. Ein zwischen den Samoanern kauerndes Mädchen bereitete den Kawatrank, der nun den am Richtertisch Sitzenden gereicht wurde. Dann begann die Verhandlung. Die Leute des Dorfes Waimosso hatten den Fluß unter einer Brücke verunreinigt und waren dafür mit 200 Mark Geldstrafe belegt worden. Der Sprecher des Dorfes trat auf und erklärte, man fände die Strafe zwar gerecht und angemessen, allein man wüßte nicht, wie man die Strafe auf die



Lang- und Rundhaus nahe Apia

Bewohner verteilen sollte. Der Gouverneur nahm nun das Wort und erklärte, er bedaure zunächst außerordentlich, daß der große deutsche General, der hier anwesend sei und die anderen hohen Gäste vernehmen müßten, daß die Samoaner, deren Sauberkeit in Deutschland stets so gerühmt werde, dies nicht immer wären und einen Fluß mit einem WC verwechselten. Die eigentlich Schuldigen seien wohl zahlreiche junge Leute, zur Verantwortung zu ziehen für deren Mißverhalten seien aber die Alten des Dorfes, weil sie nicht besser auf die Jungen aufpaßten. Die Geldstrafe von 200 Mark sollte daher so verteilt werden, daß die 19 Ältesten je 10 Mark, der Dorfschulze 20 Mark zu zahlen hätten. Mit dieser Entscheidung waren alle anwesenden Dorfgenossen durchaus zufrieden und verließen mit dankbarem Händedruck die Gerichtshalle. Ebenso schnell und glatt wurden mehrere andere Fälle erledigt, wobei wir unausgesetzt Gelegenheit hatten, die treffliche Redegabe und das würdevolle Verhalten der auftretenden Samoaner zu bewundern.



Samoaner
auf einer Muschel blasend

Königssitz wie Parlament sind übrigens genau in derselben Weise wie alle anderen samoanischen Wohnungen gebaut. Die beiden vorkommenden Arten, Rundhaus und Langhaus, unterscheiden sich, abgesehen von der Form, im übrigen nicht weiter. Sie werden nur „mit Binden und Bandagen", das heißt ohne Verwendung von auch nur einem einzigen Nagel errichtet. Mehrere Pfeiler stützen den starken Dachbalken; durch ihn gehen dünne Sparren zu Balken hin, die auf in der Erde steckenden Pfosten ruhen. Alle diese Balken werden mit Stricken aus Kokosbast festgebunden, der oft gefärbt ist. Das Dach, das bei dem heftigen Tropenregen besonders widerstandsfähig sein muß, ist das Wesentlichste der Bauten. Es ist meistens mit Zuckerrohrblättern gedeckt. Der Raum zwischen den seitlichen Trägern des Daches ist bis zur Höhe von etwa einem Meter in der Regel offen, kann aber durch Jalousien aus Kokos-

matten geschlossen werden. Der Boden des Hauses, dessen Fundament Korallensteine und Sand bilden, ist mit Matten bedeckt. In dieser Hütte, die gemeinsamer Wohn-, Schlaf-, Trink- und Speiseraum für die ganze Familie ist, sitzt der Samoaner den größten Teil des Tages, trinkt Kawa, raucht Tabak und hält große Reden. Gekocht wird außerhalb der Hütte auf glühend gemachten Steinen. An Hausgerät findet sich wenig, abgesehen von billigen europäischen Hängelampen, kleinen Spiegeln, ein paar gräßlichen Öldrucken oder vergilbten Photographien. Äußerste Reinlichkeit herrscht in den Hütten wie auf den durchweg guten Wegen.

Obgleich das Land nicht allzu dünn bevölkert ist, sind die Samoaner doch als Plantagenarbeiter nicht zu verwenden. Das stets tropisch warme Klima, die fast mühelose Weise, in der sie bei dem fruchtbaren Boden alles zum Leben Erforderliche gewinnen können, hat sie ungemein verwöhnt und faul gemacht. So haben die Plantagenbesitzer auf Samoa sich genötigt gesehen, für ihre Kokos-, Kakao- und Gummipflanzungen chinesische Kulis und Südseekanaker ins Land zu holen.


Herabholen von Kokosnüssen durch Samoaner

Körperlich sind die Samoaner übrigens sehr gewandt. Mit Leichtigkeit erklettern sie hohe Kokospalmen, sind erstaunlich geschickt im Werfen von Steinen auch nach entfernten Zielen und im Fischfang; auch sind Männer wie Frauen ausgezeichnete Schwimmer und Taucher. Die Frauen sind ferner recht geschickt im Anfertigen von Matten und geflochtenen Körbchen sowie in der Herstellung der weißen Tapa aus dem Baste des Tutuga, der bei Regen in einzelnen dünnen Lagen abblättert und eine Art festen Papierstoff gibt. Er wird mit dunkelbraunen oder anderen Farbenmustern schablonenmäßig bedeckt und findet zur Herstellung von hübsch aussehenden Kleidern oder zu dekorativen Zwecken Verwendung. Auch Fächer und Fliegenwedel aus Palmblatt-


Die Fita-Fita Truppe der samoanischen Häuptlingssöhne

Der Führer der Truppe

rippen und Pandanusblättern sowie Halsketten aus bunten Fruchtkernen oder Muscheln fertigen die Mädchen an.

Einen trefflichen Reisemarschall hatte ich auf Samoa in der Person des Führers der Eingeborenentruppe der Fita-Fita, namens Possin, zugleich der oberste Polizeibeamte der Kolonie. Mit ihm und einem berittenen Häuptlingssohn durchstreifte ich die Umgebung Apias.

Eine besonders freundliche Aufnahme fand ich in dem etwa eine Stunde Fahrt entfernten Dorfe Malie, wo die nicht nur durch ihre Schönheit berühmte Sivilina, die auch im Bilde in diesem Buche erscheint, besonders graziös den Kawatrank bereitete. Dann ging es weiter mehrere Stunden auf herrlicher, gut angelegter Straße nach dem Dorfe Fasitouto. Der Weg dorthin war herrlich, auf der einen Seite das Meer, auf der anderen Seite Pflanzungen von stattlichen Kokospalmen. Wir führten auf unserem kleinen Wagen einige Pfund Bonbons, von den Einheimischen Lollis genannt, mit und warfen, sobald wir durch eine Niederlassung der Eingeborenen kamen, einige Hände

voll unter die Dorfjugend, die für Süßigkeiten äußerst empfänglich ist. Um so liebenswürdiger und begeisterter wurden wir überall aufgenommen.

Einer der interessantesten weiteren Ausflüge soll der nach dem mächtigen Vulkan Mangaasi auf Sawaii sein. Ich hatte nur Gelegenheit, vom Schiffe aus mitten in der Nacht die Tätigkeit dieses feuerspeienden Berges zu sehen: es war eines der großartigsten Naturwunder, das ich auf den fünf Erdteilen zu erblicken Gelegenheit hatte. Hoch oben über den Bergen der Himmel in hellem Feuerschein zuckend, und viele Meilen von dem Krater entfernt ergießt sich der unterirdisch fließende ungeheure Lavastrom in mehreren Mündungen in das Meer; hochauf steigen die Rauchwolken, wenn ununterbrochen die glühenden Massen in die See stürzen.



Fräulein Sivilina bereitet dem Verfasser eine Kawa-Bowle

Hervorragende Naturwunder, ungemein anmutige Tropenlandschaft, ein gesundes, wenn auch auf die Dauer für den Europäer zu heißes Klima, eine außerordentlich fremdenfreundliche, sympathische Bevölkerung; das sind wohl genug Reize, um in jedem Deutschen die Sehnsucht nach dieser Perle der Südsee zu erwecken! Zu wünschen wäre nur, daß auf dem mit so viel Schönheit gesegneten Eiland, das so lange unter blutigen Kriegen zu leiden hatte, der Zustand längeren Friedens einkehre — auch unter unseren Landsleuten. Denn eine kleine Partei von ihnen lebt in steter Fehde mit dem Gouvernement, das sich unter seinem jetzigen Leiter die höchsten Verdienste um das Gedeihen der sich zum erstenmal in diesem Jahre aus eigenen Mitteln erhaltenden schönen Insel erworben hat.

Zwischen Samoa und Tonga liegt wieder die Datumsgrenze. Am 5. auf 6. Juni erreichten wir diese. Der Sonnabend — 5. Juni — währte infolgedessen 48 Stunden, während wir einen Sonntag, den 6. Juni, überhaupt nicht erlebten.

Weit kleiner jedenfalls als die Zahl der bronzefarbigen Untertanen Seiner Majestät Georgs II. von Tonga dürfte die der Deutschen sein, die dieses Königreich in der Südsee, das fernste wohl, von den Grenzen des Deutschen Reiches aus gerechnet, besucht haben; denn die Fahrt dorthin dauert, selbst wenn man das sehr große Glück unmittelbarer Schiffsanschlüsse haben sollte, mindestens sechs Wochen. Deutsche Dampfer oder auch Segler gehören, abgesehen von wenigen Kriegsschiffen, in jenen Teilen der Südsee zu den größten Seltenheiten. Nur noch eine australisch-amerikanische Linie läuft mit Frachtdampfern ziemlich unregelmäßig Tonga an.

Die deutschen Interessen auf Tonga sind heutzutage auch nur noch von verhältnismäßig geringer Bedeutung, während sie



J. Martin - Auckland

* **Der Vulkan Mangaasi bei einem Ausbruch**



J. Martin-Auckland

* Der Lavastrom der Mangaasi ergießt sich ins Meer

einst hier vorherrschend waren. Das war zu der Zeit, als das Haus Godeffroy in Blüte stand, jene für die Südsee so überaus bedeutungsvolle Firma, die zu Ausgang der siebziger Jahre ein betrübendes Ende fand und deren Erbschaft insbesondere auf den Tongainseln von der Deutschen Handels- und Plantagen-Gesellschaft der Südsee angetreten wurde. Diese hißt noch heute auf vielen Punkten der Inseln die deutsche Flagge.

So einflußreich war das Haus Godeffroy auf Tonga, daß König Georg I., der den ganzen Archipel als erster im Jahre 1851 zu einem einzigen Staate vereinigt hatte, indem er mit Hilfe der Wesleyanischen Missionare das Muster einer europäischen Monarchie nicht ohne Geschick durchführte, die ganzen Inseln, die auch den Namen Freundschaftsinseln führen, Deutschland anbot.

Wie eng die Beziehungen zwischen dem Berliner Hofe und dem König Georg I. in Tongatabu auf Nukualofa waren, zeigt ein Blick in den noch vom alten König erbauten Bretterpalast, den der jetzige König Georg II. bewohnt: denn beim Eintritt erblickt der Besucher sogleich die Marmorbüsten der ersten beiden Deutschen Kaiser, und den Treppenaufgang schmückt ein Riesenölgemälde

Kaiser Wilhelms I. als Heerführer. Auch andere kostbare Geschenke der deutschen Regierung an das tonganische Königshaus weist der Palast auf. Dem verstorbenen König war auch der Rote Adlerorden verliehen worden, und glaubwürdige Augenzeugen berichteten mir, Georg I. sei so stolz auf die Dekoration gewesen, daß er die Nadel, an welcher das Ordenskreuz befestigt war, durch die nach



J. Martin-Auckland

* In einer tonganischen Schule

damaliger Landessitte noch völlig unbekleidete Haut seiner Männerbrust steckte.

Aber noch andere Beweise seiner weitgehenden Verehrung für das Deutsche Reich hat der Gründer des Tongastaates gegeben. So schrieb er bei Ausbruch des Deutsch-Französischen Krieges an Kaiser Wilhelm, er bedaure außerordentlich, nicht in der Lage zu sein, die deutschen Truppen durch seine tonganische Armee, die tatsächlich ein paar hundert Mann zählte, verstärken zu können. Er gelobte aber in seinem Handschreiben an Wilhelm I. volle Neutralität, die er denn auch glücklicherweise beobachtet hat! Im Jahre 1876 folgte dann der Abschluß des ersten Freundschafts- und

Handelsvertrags der tonganischen Regierung mit dem Deutschen Reich. Wir bekamen damals einen Hafen der Insel Vavau zur Errichtung einer Kohlenstation für unsere Marine zur Verfügung gestellt. Erst drei Jahre später kam ein ähnlicher Vertrag mit England zustande, von dem annektiert zu werden Georg I. lebhaft befürchtete. Zur Vermeidung einer solchen englischen Annektierung bot er Deutschland das Protektorat dringend an. Hätten unsere damaligen Politiker auch nur die leiseste Ahnung von der Bedeutung eines Kolonialbesitzes für Deutschland gehabt, so wäre manches nicht nur in der Südsee anders geworden. Die Ablehnung des Protektorats durch Deutschland führte zunächst 1886 zu einem Abkommen zwischen Deutschland und England, in dem Tonga für neutral erklärt wurde. Sieben Jahre später starb, 95 Jahre alt, der erste Tongakönig. Vier Thronfolger hatte er überlebt, so daß die Krone auf seinen Urenkel Georg II. überging. Dieses noch jetzt regierenden Königs Georg II. königliche Machtfülle beschränkt sich im wesentlichen auf seinen ganz enormen Körperbau, ferner auf ein Gehalt von 2000 Pfund Sterling sowie auf 21 Salutschüsse seitens eintreffender Kriegsschiffe. Nach Aussage des Regierungsarztes wiegt Se. Majestät über vier Zentner, und ich hatte die hohe Ehre, mich persönlich im Palast auf Nukualofa von dem Schwergewicht des Königs überzeugen zu dürfen. Der eigentliche Herrscher auf Tonga ist aber England geworden und das durch Deutschlands Schuld. Nachdem der deutsche Einfluß in Tonga in den neunziger Jahren mehr und mehr zurückgegangen war, hatten die Engländer, um ihn vollends zu verdrängen, dem König zur Befriedigung angeblicher Ansprüche deutscher Kaufleute 125 000 Dollar zur Verfügung gestellt, unter der Bedingung, daß der König keiner fremden Nation



Ein tonganischer Baum

Landrechte abtrete. In dem Samoa-Abkommen gab Deutschland dann offiziell alle Ansprüche auf die Tongainseln zugunsten Englands auf. Im Mai 1899 erklärte England sein Protektorat über Tonga und Ende 1904 übernahm es unter der Zustimmung des Königs und der Eingeborenen-Häuptlinge die Kontrolle der Finanzen und der Rechtspflege. Seitdem ist der englische Resident in Tongatabu der eigentliche Herrscher der Insel.



* König Georg II. von Tonga

Der jetzige nominelle König Georg II. ist ein in Neuseeland erzogener, nicht unsympathischer, bronzefarbiger 35jähriger Gentleman, der ziemlich wenig hervortritt und fast nur von sich reden macht, wenn er auf Freiersfüßen geht. Das war zum erstenmal im April 1899 der Fall. Damals war alles für die Hochzeit vorbereitet, aber weder war das genaue Datum der Feier bekannt, noch die Persönlichkeit der Braut. Drei Kandidatinnen standen in Frage: die Tochter des deutschen Vizekonsuls in Tonga, der vor 40 Jahren in der Südsee strandete und diese seitdem nicht wieder verlassen hat, eine Prinzessin von Tahiti, der französischen Südseeinsel, auf der die allerschönsten und allerliebenswürdigsten Mädchen im Stillen Ozean wachsen sollen, und des tonganischen Polizeiministers Töchterlein Lavenia, der zur Freude der rassestolzen Tonganer schließlich die Krone zufiel. Während ich im Juni 1909 in Tonga war, wurde über die neu bevorstehende Vermählung des seit ein paar Jahren verwitweten Königs viel gesprochen. Er hat den sehnsüchtigen Wunsch, diesmal keine der Töchter des Landes zu ehelichen, sondern Fräulein

Fusi Easthope, eine unserer Landsmänninnen, insofern sie aus Samoa stammt, von einer samoanischen Mutter und einem englischen Vater, der ein bekanntes Gasthaus in Apia sein eigen nennt. Diese Thronanwärterin fuhr mit mir von Tongatabu nach Auckland, wo sie nach Absolvierung der deutschen Schule in Apia eine englische Schule besucht hatte. So war die beste Gelegenheit, die Vorzüge der jungen Dame, die 18 Jahre zählt, aber nach Art der nur zu schnell verblühenden Samoanerinnen viel älter aussieht, kennen zu lernen. Ungeachtet des ziemlich unangenehmen Seeganges unterhielt Fräulein Fusi uns durch einige sehr melodische samoanische Gesänge und durch Siva-Siva-Tanz, den Nationaltanz der Samoaner. Sie entbehrte nicht der Reize, solange sie ihr wunderbares schwarzes Haar offen trug und in einem hemdartigen, weiten, aus Baumrinde hergestellten und braunbemalten Gewand erschien. Als sie aber ihrem schon recht umfangreichen Körper die Fesseln einer Toilette zumutete, die bei uns nicht nur für Fürstenbräute üblich ist, und das Haar modern frisierte, büßte sie recht erheblich an Anmut ein, und nur die schönen, tiefschwarzen Augen und ein allerliebstes Lächeln blieben zu bewundern übrig. Die Untertanen des Königs von Tonga wollen aber von Fräulein Fusi als Landesmutter nichts wissen, gleichviel in welcher Tracht sie erscheint. Sie verlangen mehr oder minder energisch, daß wieder eine Tochter des eigenen Landes auf den Thron komme, und man hat sogar ganz ernsthaft eine Revolution in Aussicht gestellt, wenn der König einen regelrechten ehelichen Bund mit Fräulein Fusi einzugehen gedenke.

Aber der König läßt noch in einer anderen Beziehung von sich hören: er ist äußerst musikalisch und leitet eigenhändig in seiner unmittelbar neben dem Palast stehenden Kirche einen ganz trefflichen Chor. Denn Georg II. ist auch ein sehr frommer Mann. Er ist das Haupt der tonganischen Kirche, die sein Vorgänger als eine unabhängige freie Landeskirche wesleyanischer Richtung ins Leben rief, vornehmlich wohl, um die erheblichen Geldbeträge, welche die früher in Tonga ansässigen zahlreichen fremden Missionare von den Eingeborenen einzogen und ins Ausland schickten, im eigenen Lande zu verwerten. Schade nur, daß z. B. in Samoa nicht ein ebenso



* **Der König von Tonga vor Eröffnung des Parlaments**

schlauer König gewesen ist, dann blieben manche tausend Mark in Samoa selbst, während diese jetzt von den allein dort ansässigen französischen und englischen Missionaren, mit ihren vielen Kirchen auf den kleinen Inseln, ins Ausland geschickt werden.

Das Königreich Tonga hat selbstverständlich sein eigenes Wappen: eine Krone, eine Taube, drei Sterne und drei Schwerter in vierfach geteiltem Felde; ferner seine eigene Flagge: rot mit einem kleinen, weißen, rechteckigen Felde oben am Flaggenstock, in dem Felde ein rotes Kreuz; seine eigenen, von Sammlern begehrten und zum Teil recht geschmackvollen Briefmarken; aber keine eigenen Orden. Die Armee ist eingezogen worden. Eine Verfassung ist jedoch noch vorhanden und daher ein Staatsministerium mit vier Ministern sowie ein Parlament, das aber nicht sehr viel zu tun hat, nur alle drei Jahre ein paar Stunden lang sitzt, dafür jedoch mit um so größerer Pracht von dem englische Admiralsuniform tragenden König eröffnet und geschlossen wird. Die eine Hälfte der Volks-

vertretung besteht aus tonganischen Adligen, deren Stimme erblich ist, die andere Hälfte aus Abgeordneten, die alle drei Jahre gewählt werden. Stimmberechtigt ist jeder seine nicht unbeträchtlichen Steuern zahlende, erwachsene, unbestrafte Tonganer. Darob betrachten sich denn auch die Tonganer als eine Art Hautevolée der Südsee, wollen nicht mit den übrigen farbigen Völkerschaften über einen Kamm geschoren werden, sondern den Weißen möglichst gleich erachtet werden. Vielleicht aus diesem Grunde setzt der tonganische Strafkodex auf den unerlaubten Verkehr einer Tonganerin mit einem weißen Manne 25 Dollar, im Wiederholungsfalle 125 Dollar Strafe. Die Einnahmen der Regierung auf Grund dieses Paragraphen sollen aber nicht ganz unbeträchtlich sein.



Kokosnüsse (Kopra) zum Trocknen aufgehängt

Tonga hat wohl das gesundeste Klima von allen tropischen Südseeinseln; namentlich auch für den Europäer ist es sehr zuträglich. Der Winter ähnelt dort etwa dem in Süditalien. Die Flora weist vorwiegend indischen Charakter auf. Gar manchmal wurde ich auf meinen Fahrten durch Tonga an Ceylon erinnert. An Kulturpflanzen steht an erster Stelle die Kokospalme. Überall wird Kopra gewonnen; dieses ist auch der Hauptexportartikel; ihm folgt der Export von vielem Obst, namentlich Bananen. Dem Fremden fällt es besonders auf, daß eine Unmenge

Orangen ungeerntet auf den Bäumen verfaulen oder herabfallen. Denn wenn auch Neuseeland die Einfuhr der vorzüglich schmeckenden Tonga-Orangen verbietet, angeblich, um die Einschleppung einer Pflanzenkrankheit zu hindern, und wenn es auch, was ich aber nicht recht glauben kann, nicht möglich oder nicht rentabel sein sollte, die Früchte in gutem Zustande nach dem weiter gelegenen Australien zu bringen, so müßte doch eine an Ort und Stelle errichtete Fabrik, welche die Orangen zu Marmelade und ähnlichen Produkten verarbeitet, ausgezeichnete Geschäfte machen, da die Früchte in Tonga fast überhaupt nichts kosten.

Die schon oben erwähnte Europäisierung der Eingeborenen-Bevölkerung, deren Zahl sich etwa auf 23 000 beläuft, erstreckt sich zum großen Teil auch auf die Kleidung, weniger auf die Wohnung. Viele Tonganer, gleichviel ob Mann oder Frau, schlingen sich aber ein großes Lendentuch mehrmals um den Leib und lassen es bis unters Knie herabhängen, während den Oberkörper eine Jacke oder Bluse oder ein Hemd bedeckt; und zwar fordert das Landesgesetz die Bekleidung auch des Oberkörpers, das Klima würde dieses weniger erfordern. Das zeigen schon die primitiven Wohnungen: Hütten mit Wänden aus Kokosblättern oder Rohr, etwa 6 Fuß hoch und 25 Fuß lang, gelegentlich mit Wellblech bedeckt sowie mit Bambus-, Palmen- oder Zuckerrohrblättern. Fenster kennt man nicht, Türen sind in der Mitte der Längsseiten. Modernere Tonganer leben in Bretter-



* Tonganisches Ehepaar

hütten, und wenn sie begütert sind, namentlich als adlige Großgrundbesitzer, in schmucken, niedrigen Holzhäuschen, um die herum mehr oder minder hübsche Gärten liegen. Die weiße Bevölkerung zählte 1906 nur 421 Personen, darunter etwa 40 bis 50 Deutsche; aber auch bei diesen hat fast alles ganz naturgemäß einen englischen Anstrich, namentlich wenn die Frauen Engländerinnen oder gar Halfcasts sind. Eine deutsche Frau ist mir auf den Tonga-Inseln nicht begegnet.

Außer in der Residenz Tongatabu macht die „Tofua" in Vavau und in Hapai halt. Letzteres bietet dem Besucher gar nichts; er sieht nur, wie alles in ganz europäischem Anstrich tätig ist, um Kopra zum Zwecke der Verschiffung zu trocknen. Um so schöner ist Vavau, dessen Anblick einen Beweis dafür liefert, daß auch geography repeats itself. Die Einfahrt in diesen reizenden Hafen bei aufgehender Sonne erinnerte mich an den Beginn der Reise, an manche Partien der japanischen Inlandsee. Noch weitere Reize bieten sich bei Vavau: einige sehr interessante Höhlen, blaue Grotten, wie sie viel schöner auch nicht auf der anderen Hemisphäre vorhanden sein dürften.



* Wie sich die Tongauerinnen nicht mehr zeigen dürfen

Noch drei Tage auf bewegter See in erfrischend kühlem Wetter, und Neuseeland war erreicht, das Land der sozialen Wunder; der Südseebummel zu Ende! . . . .

Die Fahrt von Japan über Neu-Guinea nach Australien und von hier über Samoa nach Neuseeland ist deswegen vielleicht be-

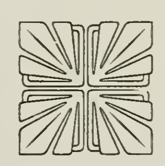
lehrender, als irgendeine andere Seefahrt von gleicher Dauer, weil man in verhältnismäßig rascher Aufeinanderfolge Völker kennen lernt, die auf den allerverschiedensten Kulturstufen stehen und die denkbar größten Abweichungen voneinander aufweisen. So kann man gewissermaßen die Kulturgeschichte der Menschheit, vom primitivsten Leben fast gänzlich wilder, noch von beinahe keiner Kultur

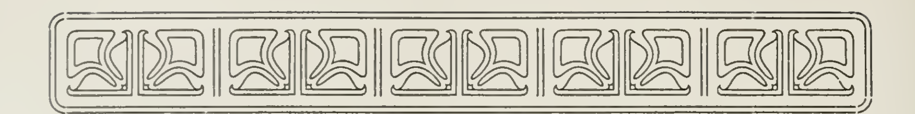


**Tonganischer Urwald, der ausgerodet wird**

berührter Völkerschaften (in Neu-Guinea) bis zum Beginn des sozialistischen Zukunftsstaates (in Neuseeland) mit mannigfachen Zwischenstufen in sieben Wochen kennen lernen; dazu kommt der lehrreiche Einblick in Kolonien verschiedener Nationen, der Deutschen, der Engländer, der Amerikaner und der Australier, wobei zu beachten ist, daß auch diese Kolonien in verschiedenen Stufen der Entwicklung stehen und die mannigfachsten Plantagen aufweisen. Eines jeden Kulturmenschen sehnlichster Wunsch müßte es meines Erachtens

sein, einmal mit eigenen Augen Kolonien zu sehen, einen Blick zu werfen in die Plantagen, die ihm Kaffee und Kakao, Kautschuk, Zucker und Kopra, Bananen und Ananas und vieles andere liefern, was wir verwöhnten Mitteleuropäer ohne weiteres Nachdenken genießen. Was auf solcher Reise zu lernen ist, ist so vielseitig, daß für jeden Beruf etwas dabei herauskommt: für den Kaufmann wie für den Beamten, für den Arzt wie für den Nationalökonomen, für den Geistlichen wie für den Sprachforscher, für den Kunstliebhaber wie für den Offizier. Last but not least sind die Kosten einer Fahrt, wie sie hier beschrieben worden ist, bei weitem nicht so hoch, wie man im allgemeinen vermutet! So widerspruchsvoll es klingen mag: mit etwas Reisetalent kann man es leicht einrichten, um die Welt zu fahren und vielleicht billiger zu leben, als zu Hause!





## VI. Kapitel.

# Im Maorilande.

## (Neuseeland.)

Die neuseeländischen Inseln und der australische Kontinent sind, wie die Geologen uns erzählen, wohl die ältesten Teile der Erdoberfläche, und doch ist dieser fünfte Erdteil derjenige, der zuletzt der europäischen Kultur zugänglich gemacht worden ist. Um so eigenartiger mutet es an, daß Australien und Neuseeland in bezug auf zahlreiche Einrichtungen sozialpolitischer Art, deren Betrachtungen der zweite Hauptteil dieses Buches gewidmet ist, fraglos an der Spitze aller Kulturnationen stehen.

Ein Blick auf die Landkarte läßt uns sofort manches von der eigenartigen Entwicklung Australasiens ahnen. Kein Teil der Erde ist weiter entfernt von den europäischen Kulturzentren; fünf bis sechs Wochen Fahrt sind erforderlich, um von uns aus Neuseeland oder Australien zu erreichen, gleichviel welchen Weg man wählt.

In der Gestalt einem eingebogenen Sechseck gleich erstreckt sich Australien durch 30 Breiten- und 40 Längengrade hindurch und gehört ganz der tropischen und subtropischen Zone an; es ist der kleinste Erdteil, den wir besitzen, dadurch besonders ausgezeichnet, daß er nach drei Seiten hin ins Leere blickt; nur die Nordseite ist bewohntem Gebiete nahe, nämlich der Inselwelt der Südsee.

Neuseeland gleicht auf den ersten Blick einem umgekehrten Stiefel, entspricht also in seiner Form Italien, wenn man sich die Landkarte, wie wir sie im Gedächtnis haben, umgekehrt denkt; auch an Größe entspricht es Italien, während Australien etwa ein Fünftel kleiner als Europa ist.

Voneinander getrennt sind Neuseeland und Australien durch die äußerst bewegte Tasmanische See, die zu durchkreuzen auch mit schnellen großen Ozeandampfern drei bis vier Tage dauert.

Mag durch Zunahme der Schnelligkeit der Dampfschiffe die Reise von Europa nach jenen fernen Ländern immerhin um einige Tage noch verkürzt werden, so ist es doch stets fünf- bis sechsmal so weit von Europa nach Neuseeland, als von Europa nach Amerika, und dieser Umstand wird von maßgebender Bedeutung für die Beziehungen zwischen Europa und Australasien sein und bleiben.

Wollen wir Neuseeland unserem Verständnis näher rücken, so müssen wir eine gewaltsame Umänderung der europäischen Landkarte vornehmen; wir müssen Italien von Europa loslösen und gerade in die Mitte von Europa und Amerika in den Atlantischen Ozean legen, wir müssen Italien mit seinen 35 Millionen Menschen bis auf eine Million entvölkern und vier Städte, jede mit noch nicht 100 000 Einwohnern dahin legen, wo heute etwa Mailand, Bologna, Brindisi und Messina liegen.

Aber nicht genug mit diesen geographischen Verschiebungen; wir müssen allen Einwohnern ihre Geschichte nehmen, müssen die Reichsten und Ärmsten uns wegdenken, müssen, so schwer uns das sein mag, die sozialen Extreme uns ganz außerordentlich gemildert vorstellen, ja zum Teil als überhaupt nicht vorhanden, und alle diese Menschen müssen wir demokratisieren, wie es heute die Norweger oder die Schweizer sind, und die leitenden Staatsmänner müssen wir uns nach Art und Weise der gegenwärtigen dänischen Minister vorstellen.

Aber ferner müssen wir uns wegdenken so gut wie jede Einrichtung von Heer und Flotte und Großindustrie, wie von Volks- und Sprachverschiedenheiten und religiösen Gegensätzen.

Und wenn es uns nun gelungen ist, diese ungeheuren Umänderungen uns auszumalen, können wir dann daran glauben, daß irgend etwas, was für Europa in seiner ursprünglichen Gestalt an Gesetzen vorhanden ist, für das nach australasischem Muster umgeänderte Europa ohne weiteres brauchbar wäre? Verneinen wir aber diese Frage, so müssen wir auch bei aller Bewunderung austral-

asischer Sozialpolitik zum mindesten in sehr vorsichtiger Weise deren Übertragung auf Europa, wie es heute ist, behandeln.

Daß man Neuseeland nach der holländischen Provinz, dem alten Seeland, genannt hat, wird durch nichts gerechtfertigt. Denn das neue unterscheidet sich ungefähr in jeder Beziehung von dem alten Seeland. Es ist nicht, wie dieses, eintönig, niedrig, platt; es weist im Gegenteil eine Szenerie auf, welche die Reize der meisten europäischen Länder auf engem Raum in sich vereint. Wollten wir in Europa die Naturwunder sehen, welche Neuseeland bietet, so müßten wir Island bereisen, um einen Geiser zu erblicken, Norwegen, um die Fjords zu sehen, wir müßten durch die Schweiz ziehen, um etwas zu finden, was den neuseeländischen Alpen gleicht, müßten den Rhein befahren, um ein Gegenstück zum Wanganuifluß zu erhalten, müßten nach Unteritalien oder Sizilien, um tätige Vulkane zu erblicken; und selbst dann würde uns Europa keine Urwälder, keine Landschaft bieten, die den Blick selbst aus dem Eisenbahnzug auf der Fahrt durch Neuseeland so ungemein erfreut. —

Am Abend des 17. Juni lief die „Tofua“ in den Hafen von Auckland ein, dessen hervorragende landschaftliche Schönheit leider in der Dunkelheit nicht zu erkennen war. Da war ich denn im Lande meiner Sehnsucht und glaubte nun, in jeder Beziehung völlig andere Verhältnisse als bei uns finden zu müssen. Zunächst wurde ich freilich in dieser Beziehung insofern durchaus angenehm enttäuscht, als ich mich sofort bei der Landung zu Hause fühlte, indem, zusammen mit einem angesehenen deutschen Kaufmann, Herrn Kronfeld, unser deutscher Konsul, Herr Seegner, in dem mir wohl bekannten mainischen Dialekt mich begrüßte. Namentlich diesen beiden Herren habe ich es zu verdanken, wenn mein Aufenthalt in dem schönen Auckland so außerordentlich befriedigend und angenehm gewesen ist.

Die Schönheit der Stadt besteht vornehmlich in ihrer entzückenden Lage an einer malerischen Bucht. Auckland selbst bietet einige große Geschäftsstraßen modernen Stils, während die Straßen im übrigen einen mehr dorfähnlichen Charakter tragen. Nichts läßt den Eindruck aufkommen, daß man sich fern, weit vom englischen Mutterlande, in einer Antipodenkolonie befindet. Man glaubt



* In den Alpen Neuseelands
(Fjord am Lake Teanau)

immer wieder in einer stillen englischen Provinzstadt zu sein. Sehr reizvoll ist die Umgebung, die zahlreiche anmutige Höhen, namentlich den Mount Eden, mit herrlichem Rundblick bietet. Es geht nicht sehr lebhaft her in Auckland, obwohl es die größte Handelsstadt des Dominiums ist und mit allen seinen Vororten 90 000 Einwohner zählt. Einfache, stille, anspruchslose Menschen sind die überwiegende Mehrzahl seiner Bewohner.

Zwei Sonntage in jeder Woche hat die Stadt Auckland, wie die meisten anderen Städte Australasiens sie auch haben: den Samstag und den Sonntag; der erstere wird short day genannt, weil man schon um 12 Uhr zu arbeiten aufhört, nachdem man um 10 Uhr begonnen hat. An anderen Tagen ist die Stadt von 5 Uhr ab tot. Nur in der Hauptstraße, in Queens Street, sieht man ein paar Menschen. Zerstreuung bieten einige Kinematographenhallen und ein recht primitives Theater, in dem meistens irgend ein Mörderstück oder sonstiges Sensationsdrama ohne jeden Wert gespielt wird.

Neuseeland ist nicht nur ein Dominium Englands, sondern auch eine Domäne Cooks. Ein enges Netz von Reiserouten hat diese Weltfirma in jeder Preislage und für jeden Geschmack zusammengestellt. Nur einen großen Konkurrenten hat Cook, nämlich das Regierungsreisebureau, Government Tourist Department, welches ebenso wie die Regierungsreiseämter der australischen Staaten jeden Besucher mit Druckschriften der mannigfachsten Art, Landkarten, Bildern usw. geradezu überschüttet, und dem auch ich sehr zu Dank verbunden bin.

Am letzten Junitage gab mir unser trefflicher Konsul das Geleit zum Bahnhof, wo ich zum erstenmal einen der bequemen Züge der neuseeländischen Staatsbahn bestieg. Zwar fahren dort die Züge langsam, die Anlage ist schmalspurig und eingleisig, aber Expreßzüge von amerikanischer Geschwindigkeit würden in das behagliche, phlegmatische Leben der Neuseeländer gar nicht hineinpassen. Die Fahrt durch das Land bringt auch so viel des Interessanten, so reizende Ausblicke der mannigfachsten Art, daß man sich das langsame Tempo gern gefallen läßt. Und bietet einmal der Blick aus dem Fenster heraus nichts Besonderes, so studiert man seine lieben Coupégenossen, hört deren Unterhaltungen an und versucht, auch auf diese Weise Land und Leute zu studieren. Vortreffliche Speisewagen mit überraschend

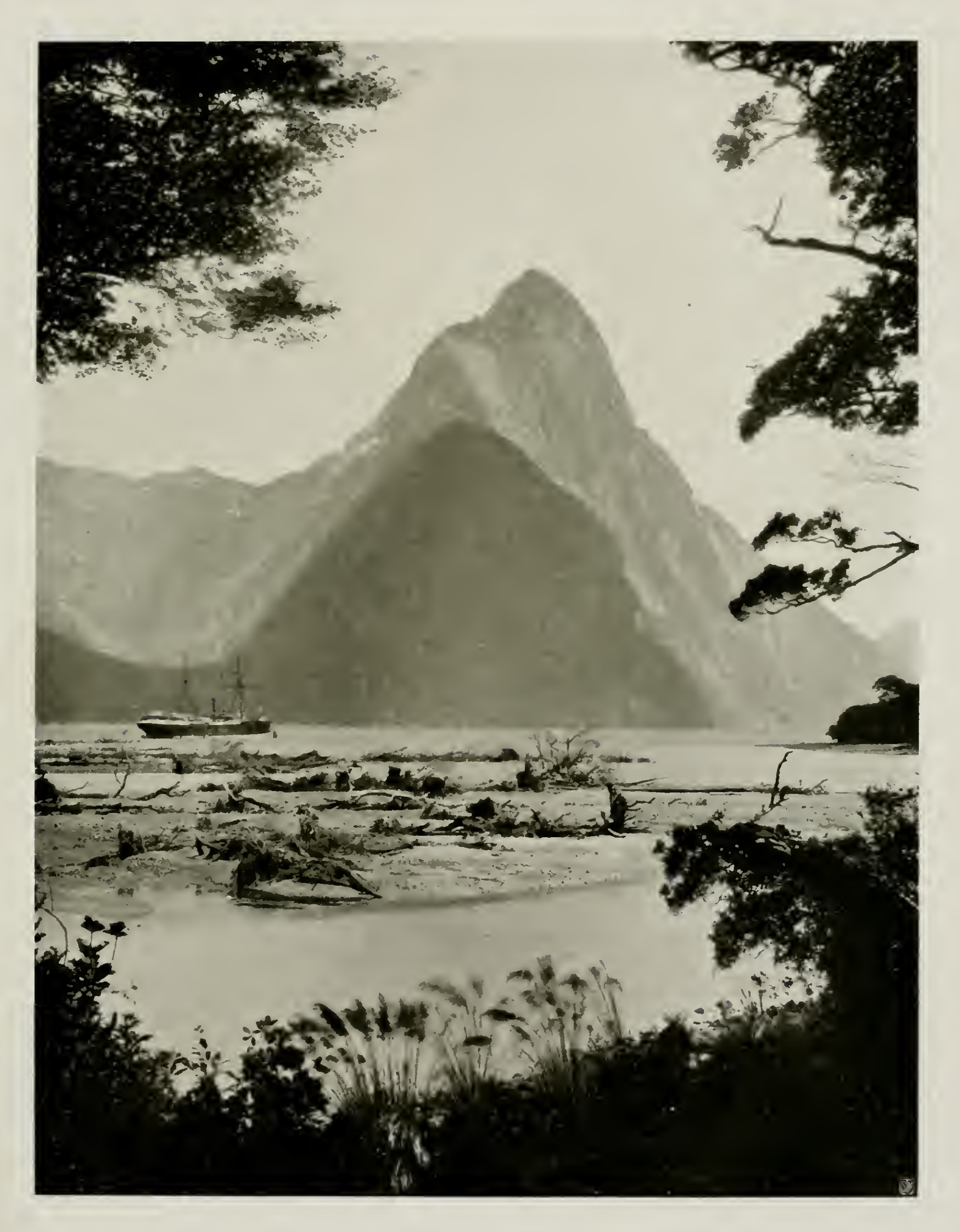


* **Waimangu-Geiser bei Rotorua**

billigen, guten Mahlzeiten zeichnen die neuseeländische Bahn aus. Daß zu den Mahlzeiten ausgezeichneter Tee mit trefflicher Sahne in beliebigen Mengen gereicht wird, entspricht der neuseeländischen Landessitte.

Rotorua war mein nächstes Reiseziel, ein ganz moderner, großzügig angelegter Badeort, der selbst, ebenso wie seine ganze Umgebung, zahlreiche heiße Quellen aufweist; sie finden zu medizinischen Zwecken Verwendung, bilden gleichzeitig aber auch das Ausflugsziel von Touristen aller Herren Länder. Rotorua liegt in dem berühmten neuseeländischen Geisergebiet, in das man gewöhnlich von dieser Station aus reist.

In Rotorua, wie auch später an anderen Orten, hatte ich das etwas zweifelhafte Vergnügen, Maoritänze mit ansehen zu können. Gegenüber den Tänzen der Samoaner bieten die Tänze der Eingeborenen Neuseelands nur einen sehr geringen ästhetischen Genuß. Bald handelt es sich dabei um Kriegstänze, bei denen eine entsetzliche Gesichterverzerrung, ein wüstes Brüllen und Toben die



* Mitre Spitze am Milford Sund im südlichen Neuseeland

Hauptrolle spielen, bald um pantomimenhafte Vorführungen junger Mädchen mit allen möglichen Körperverrenkungen, die häufig einen bauchtanzähnlichen Charakter tragen.

Ich will den Leser nicht damit ermüden, eines der vielen neuseeländischen Reisehandbücher abzuschreiben und ihm die mehr oder minder schwer aussprechbaren Namen aller der Orte anzuführen, die durch Lieblichkeit ihrer Lage oder andere landschaftliche Reize oder durch Naturwunder jeden Besucher entzücken. Nur einiges erwähne ich.

Mein Weg führte zunächst nach Wakarewarewa mit seinen Hexenküchen, wie man die dort befindlichen zahllosen sprudelnden, schäumenden, kochenden, dampfenden, spritzenden, zischenden Ausbrüche des stark vulkanischen Untergrundes wohl nennen darf. Aus dem Erdinnern kommt Schlamm, Wasser, Schwefeldampf in der mannigfachsten Art und Weise ans Tageslicht, so daß man wirklich den Eindruck gewinnt, hier sei der Eingang zur Hölle. Es sind auch kleine Teufelinnen, die den Besucher hier herumführen, und die es zu einer überraschenden Popularität gebracht haben. Die Namen der mehr oder minder jugendlichen Maoriführerinnen, der Maggie, Bella, Eddie, Catheleen usw., sind in der Südsee-Kolonie wohl die volkstümlichsten überhaupt.

Eine Coach-Fahrt von neun Stunden Dauer bringt den Reisenden über Waiotapu durch monotone Einöde, die nur gelegentlich durch den Anblick eines aufzischenden Geisers unterbrochen wird, nach Wairaki. Immer wieder wird man auf dem Wege, schon durch die Bodenformation daran erinnert, daß man sich auf höchst vulkanischem Untergrunde befindet. Irgendwelche Ansiedelungen sind auf der ganzen Fahrt so wenig zu bemerken, wie irgendwelche Anpflanzungen.

Nur Rabbitters sind ab und zu zu treffen; das sind vom Staate angestellte Leute, meistens Maoris, die für einen Lohn von etwa acht Schillingen täglich nichts anderes zu tun haben, als Gift zu streuen, um die größte Plage des Landes, die Kaninchen, sich nicht bis ins Unendliche vermehren zu lassen. Alle paar Stunden macht die Kutsche vor einem Postamte halt. Dieses besteht aus einem an einen Baum genagelten offenen Kasten, in welchen Briefe und Zeitungen für die Kaninchentöter gelegt werden, während diese

andererseits dem Kasten ihre Korrespondenz zur Mitnahme durch die Kutscher anvertrauen.

Eine willkommene Abwechselung bieten auf der eintönigen Fahrt ab und zu Herden wilder Pferde, die von einigen englischen, im Kriege mit den Maoris entlaufenen Soldatenpferden abstammen. Die Tierwelt Neuseelands ist überhaupt reich an eigenartigen Erscheinungen, und zwar sind zahlreiche Gattungen von Tieren erst aus Europa herübergekommen und haben dann die heimischen Tiere verdrängt. So hat die europäische Hausfliege, nach Neuseeland eingeführt, die einheimische, sehr lästige Stechfliege vollständig ausgerottet. Eine Gesellschaft hat tausende europäischer Vögel der verschiedensten Gattung nach Neuseeland herüber gebracht, und diese bevölkern jetzt Wald und Flur. Nur die Schwalbe zu akklimatisieren gelang nicht, weil die Insel keine hochfliegenden Insekten hat. Die europäischen Stare haben sich von Zugvögeln in Standvögel verwandelt. Von zwanzig Hirschen, die vor Jahrzehnten aus England eingeführt worden sind, stammen jetzt viele tausend prachtvolle Exemplare ab. Vor drei Jahren kamen als ein Geschenk des österreichischen Kaisers einige Gemsen nach Neuseeland und auch diese gedeihen in den neuseeländischen Alpen vortrefflich. Nur daß auch einmal ein Kaninchenpärchen nach Neuseeland importiert wurde, ist von Übel gewesen. Die vielen Millionen Kaninchen, die Neuseeland nun beherbergt, sind, wie schon erwähnt, eine ungeheure, kostspielige Landplage. Wie die europäische Tierwelt, so hat auch die europäische Pflanzenwelt Eingang in Neuseeland gefunden, und viele europäische Nutz- und Zierbäume gedeihen hier trefflich. Prof. Dr. Albert Heim hat in höchst interessanten Vorträgen auf alle diese Dinge die Aufmerksamkeit in Deutschland neuerdings wieder gelenkt und hervorgehoben, daß die importierten Tiere und Pflanzen im Kampfe stärker als die alten einheimischen geworden sind, die infolgedessen zurückgehen. So haben Tiere und Pflanzen Europas die Neuseelands ebenso in den Hintergrund gedrängt, wie die europäischen Menschen die neuseeländischen Bewohner dezimiert haben.

Bei einbrechender Dunkelheit fuhr ich, kaum am Reiseziel angelangt, von Wairaki in einem kleinen Wägelchen nach dem nahen

Karapiti Blow Hole, dem Sicherheitsventil des vulkanischen Distriktes. Aus unendlicher Tiefe bläst durch eine enge Felsöffnung ein furchtbar mächtiger Dampfstrahl unter donnerartigem Getöse und schleudert mit enormer Gewalt weit weg alles, was man etwa in den Schlund hinein wirft.

Dann ging es zurück in das eigenartige, im Sommer stark besuchte Geiserhotel von Wairaki, das mich auf das lebhafteste an die Isolierpavillons unserer Krankenhäuser erinnerte.

Den Tag beschloß ein ideal schönes Bad im Freien in dem heißen Schwefelwasser eines der nahen Geiser; umragt von Urwaldbäumen und magisch beleuchtet vom Vollmond, bleibt mir der kleine See, der mich diesen Abend erquickte, in gruselig schöner Erinnerung.

Der folgende Tag galt der eingehenden Besichtigung des Geisertals mit seinen zahlreichen, auf engem Raum vereinigten Wundern: kochenden Seen, spritzenden Wasserstrahlen, dampfenden Schlammbassins mit verschiedensten, immer aufs neue überraschenden Evolutionen; all das zeigt man hier dem staunenden Beschauer.

In Begleitung eines indischen Offiziers ging die Reise weiter, vorüber an den Huka-Wasserfällen nach dem Tauposee, und über diesen hinüber nach Tokaanu. Es war ein furchtbarer Regentag, die Straßen waren aufgeweicht, die vier Pferde der Coach hatten oft gewaltige Mühe, auf den, Flußbetten gleichenden, schlechten Landstraßen vorwärts zu kommen. Durchnäßt und verfroren kamen wir in das elendeste aller Nester, in dem ich mich jemals aufzuhalten hatte. Der 4. Juli war der stupideste aller Sonntage. Aber der Montag sollte noch schlechter werden. Noch immer strömte der Regen und hüllte die ganze Gegend in ein düsteres Grau, noch mehr sank das Thermometer, und noch entsetzlicher wurde die Landstraße, auf der ich acht Stunden lang zu fahren hatte, bis ich nach Waiouru, der nächsten Bahnstation, gelangte. Ab und zu ging es mitten durch einen Fluß, aber auch die Straße glich einem solchen. Ein neuseeländisches Farmerehepaar waren meine einzigen Reisegenossen; und obwohl im allgemeinen selbst das Häßlichste in Neuseeland für die Neuseeländer ideal schön ist, so fluchten doch auch diese meine Begleiter und das gemeinsame Gefluche war der einzige Trost auf jener höchst scheußlichen Fahrt. Eine sehr primitive Unter-

kunft in schlechten, feuchten Betten, nach einem schlechten Mahl, entschädigte uns leider nicht für die lange, ungemütliche Reise, und ganz glücklich lächelten wir, als wir am anderen Morgen wieder eine Eisenbahn sahen.

Waiouru bot aber wenigstens am Tag der Abfahrt einen landschaftlichen Genuß. Wir erblickten hohe, schneebedeckte Berge und in deren nächster Nähe einen seit kurzem tätigen Vulkan, dessen Rauch uns bei der Abfahrt am Morgen des 6. Juli das Geleite gab.

Ein bequemer Expreßzug bringt uns in acht Stunden nach der Hauptstadt Neuseelands. Die Fahrt bietet häufig schöne Ausblicke auf dichten Urwald, auf Wasserfälle, kleine Flüsse, Rodungen in allen Stadien, Weiden mit Schafherden.

Äußerst imposant war die Einfahrt nach Wellington. Dieses dehnt sich auf einem für die geringe Bevölkerung außerordentlich großen Areal stundenlang aus und gewährt so den Eindruck, daß man in eine Millionenstadt kommt.

Was Rom für den Künstler und Historiker, was Mekka für den gläubigen Mohammedaner, ist Wellington für den Sozialpolitiker, oder sollte es wenigstens sein. Denn diese Hauptstadt Neu-



**Das Regierungsgebäude in Wellington**
das größte Holzgebäude der Welt

seelands bildet das Zentrum des sozial fortschrittlichsten Staates der Gegenwart. Hier sieht man die Maschinerie arbeiten, welche die Kolonie zum Lande ohne Streiks, zum Paradies der Arbeiter machen soll. Hier trifft man die Männer, die als Sozialingenieure der Gesetzgebung und Rechtsprechung tätig sind. Und wie es in einem ultrademokratischen Staatswesen nicht anders möglich ist, erlangt man leicht und ohne Förmlichkeit Zutritt zu dem Laboratorium für Sozialexperimente, lernt die leitenden Denker und die ausführenden Praktiker kennen, welche ein Land ohne soziale Extreme schaffen wollen, ohne die Ärmsten und ohne die Reichsten, wie die alten Länder sie kennen; ein Land des behaglichen stillen Wohlbefindens, ohne nervöse Hast nach Geld, ohne schweißtriefende, fieberhaft tätige Arbeiter.

Was ich in Wellington gelernt habe, das findet sich, ebenso wie meine Eindrücke vom neuseeländischen öffentlichen und sozialen Leben, im zweiten Teil dieses Buches. Hier habe ich nur zu sagen, daß mir Wellington, das Auckland als Hauptstadt seit einigen Jahrzehnten abgelöst hat, einen außerordentlich günstigen Eindruck gemacht hat. Wie Auckland, ist die Stadt an einer großen Bucht gelegen; sie lehnt sich an mehrere Berge an und klettert an diesen empor. Auf und nieder führen die elektrischen Bahnen, die den Besucher Wellingtons in seine reizvollen Vorstädte bringen.

Dankbar erinnere ich mich der freundlichen Aufnahme, welche ich in Wellington bei den verschiedenen Ministern der neuseeländischen Regierung fand, namentlich bei dem Justizminister Dr. Findlay, einem feinsinnigen, hochgebildeten Mann, dem einzigen Akademiker des Ministeriums, ferner bei dem stellvertretenden Ministerpräsidenten Caroll, dem Handelsminister Miller, dem Eingeborenenminister Ngatha. Insbesondere aber hatte ich mich der Freundschaft des verdienstvollen Leiters des Arbeitsamtes Edward Tregear zu erfreuen, des Wohlwollens unseres trefflichen alten Konsuls Focke und der Freundschaft des Chefredakteurs der leitenden New Zealand Times, des weitblickenden Mr. Freeth.

Von besonderem Interesse war für mich die Besichtigung einiger Fabriken und einer der größten Schlächtereien und Gefrierwerke in

der Nähe von Wellington, wo hunderte, ja tausende von Schafen und Ochsen täglich geschlachtet und nach England exportiert werden.

Zwischen der Nord- und der Südinsel Neuseelands besteht ein außerordentlicher Unterschied. Während die Nordinsel mit ihrem an die Riviera erinnernden Klima das Wunderland der Geiser, das Land der heißen Quellen ist, ist die Südinsel die neuseeländische Schweiz, das neuseeländische Norwegen, hat mithin auch ein viel kälteres Klima. Leider sind die Verkehrsverhältnisse im Winter zum Besuch der neuseeländischen Alpen äußerst ungünstig, so daß ich es mir zu meinem größten Bedauern versagen mußte, die schönsten Gegenden Neuseelands, die hohen Schneeberge mit ihren Gletschern und Fjords zu besuchen. Aber wenigstens im Bilde seien einige berühmte Alpenlandschaften Neuseelands, die ich nur aus der Ferne sehen konnte, dem Leser vorgeführt.

Was ich auf der Südinsel sah, das war in erster Linie die reizende Stadt Christchurch, in der ich mehrere Tage verbrachte. Von Wellington aus ist tägliche bzw. allnächtliche Verbindung über die stürmische Cookstraße hinüber nach Lyttleton, dem Hafen von Christchurch. Ein vortrefflicher Turbinendampfer war es, der mich dorthin brachte. Christchurch hat vollständig schottisches Gepräge, es ist die Stadt der Mädchen und Rädchen. Noch nirgendwo in der Welt habe ich so viele weibliche Wesen auf den Straßen gesehen und so außerordentlich viele Fahrräder, wie hier. Die Beliebtheit des Fahrrads erklärt sich zum Teil daraus, daß Christchurch in einer weiten Ebene liegt, während die anderen erwähnten Städte Neuseelands auf sehr bergigem Gelände sich aufbauen.

Auch in Christchurch hatte ich mich freundlichster Aufnahme, namentlich bei dem deutschen Konsul und seiner jungen, höchst-gebildeten und sympathischen Frau zu erfreuen. Ich hatte ferner Gelegenheit, Miß Catherine Sheppard, die Pionierin des Frauenstimmrechts in Neuseeland kennen zu lernen, ferner den sehr interessanten Abgeordneten Taylor, Versicherungsagent, Politiker, Reiseschriftsteller, Gegner der England freundlichen Flottenpolitik, Vorkämpfer für die Frauenbewegung und begeisterten Bewunderer deutscher Kunst. Von seinem Landsitz in Kashmere-Hills hat man einen reizenden Blick über die südlichen Alpen des Landes.



* **Panorama von Christchurch**

In einem Interview hatte ich meiner Überzeugung Ausdruck gegeben, daß in bezug auf Bildung manches in Neuseeland noch zu tun wäre. Die Folge war, daß tags darauf in aller Frühe eine der leitenden Persönlichkeiten des Bildungswesens, Mr. Russell, bei mir im Hotel erschien und mich mitnahm zu einer Inspektion verschiedener höherer Unterrichtsanstalten. Ich traf mehrere Professoren, die in Deutschland studiert hatten, inspizierte auch die oberen Klassen des Mädchengymnasiums, hatte aber fast nur Gelegenheit, mich über die äußeren Vorzüge der jungen, sympathischen Damen zu orientieren.

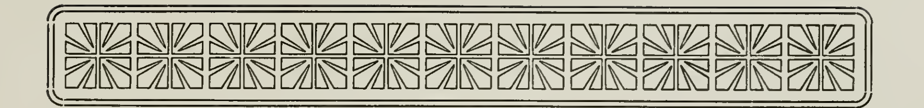
Unvergleichlich bleibt mir auch eine Fahrt mit unserem Konsulehepaar in die, nahe Christchurch belegene, deutsche Ansiedelung in Taitapu.

Am Freitag, den 30. Juli verließ ich an Bord der „Ulimarao“ der Huddard-Parker-Linie den gastlichen und lehrreichen Boden Neuseelands, um über die stürmische Tasmanische See nach Sydney zurückzukehren.

Mein Kabinengenosse auf der „Allimarao“ war ein Frankfurter Assessor, einer derjenigen, mit denen ich auf der Reise in ganz merkwürdiger Weise zusammengetroffen bin. Ich wußte, daß ungefähr gleichzeitig mit mir besagter Assessor, den ich nur aus der Schilderung einer gemeinsamen schönen Pseudokusine kannte, eine Weltreise antreten würde, aber er fuhr über Nord- und Südamerika, studierte in Tahiti die Mischung von französischer Überkultur und Südseenatürlichkeit und kam von da herüber nach Neuseeland. Einen Tag vor der Abreise von hier traf ich den Herrn Assessor im Rauchzimmer eines Hotels in Wellington und hatte so wieder einmal den Beweis, daß die Erde tatsächlich rund und Neuseeland unser Antipode ist. Es versteht sich von selbst, daß wir in treuer Kameradschaft als gleichalterige, aus derselben Stadt stammende Weltreisende höchst vernügte Tage und Nächte miteinander verlebten und uns so ausgezeichnet auf dem Schiff unterhielten, daß wir ganz erstaunt waren, als wir bei unserer Ankunft in Sydney aus den Zeitungen entnahmen, eine wie stürmische und gefährliche Überfahrt die „Allimarao“ gehabt hatte; wir hatten uns soviel zu erzählen, daß die sturmgepeitschte Tasmanische See keinerlei Eindruck auf uns machte.

Wir führten während der Tage, die wir auf australischem Boden zusammen verbrachten, ein ausgelassenes Studentenleben und schwelgten in Austern und Hummern, den billigen Volksnahrungsmitteln in den australasischen Städten. Ein Dutzend köstlicher Austern kostet 50 Pfennige bis 1 Schilling, ein Riesenhummer ebenfalls nur 1 Schilling, dazu sehr guter Tee nebst Brot und Butter in beliebigen Quantitäten und kein Trinkgeld. So wird man es verstehen, daß wir aus diesen und anderen Gründen, als wir uns nach vielen Monaten in einem schönen Taunusorte wiedertrafen, wahre Orgien der Erinnerung feierten.





VII. Kapitel.

# Australische Wintertage.

Kann Australien in bezug auf landschaftliche Schönheiten auch nicht wetteifern mit einem anderen Erdteil, so entbehrt es doch durchaus nicht aller Reize. Zwar ist es richtig, daß auch in den besuchten Teilen des Landes viele Gegenden monoton sind, daß die immer und immer wieder in die Augen fallenden Eukalyptusbäume trotz ihrer stattlichen Größe und ihres imposanten Blätterschmucks das Auge ermüden, daß der Anblick weiter Grasflächen, auf denen sich Schafherden tummeln, wenig Abwechslung bietet; aber der Erdteil ist doch äußerst reich an Gegensätzen, wenn man den fruchtbaren üppigen Osten der trostlosen Sandwüste des Innern gegenüberstellt, den hochtropischen Norden mit seinen Palmen, Ananasfeldern, Zuckerplantagen, dem Tasmanischen Bergland mit seinem schweizerischen Klima, seinen weiten Obstgärten, die auch uns Äpfel und Birnen liefern. Aber immerhin, der Maler, Künstler und Naturfreund, der landschaftliche Reize sucht, wird Australien bei weitem nicht so viel Interesse abgewinnen, wie der Geologe oder der Politiker oder der Nationalökonom.

Ein sehr großer Teil des Landes, annähernd die Hälfte, das Innere, ist trostlose Sandwüste. „Wer ein Charakterbild dieses Herzens von Australien schaffen will, sagt der geniale Stefan von Kotze in seinen lesenswerten »Australischen Skizzen«, der nehme die lachende Fata Morgana des Glücks, fern winkend über eine weite, öde, steinige Fläche; der ganze Horizont hüpft und schwimmt in Hitzwellen; ein stahlblauer wolkenloser Himmel deckt das Ganze wie ein

gewaltiger Käfig zu; und im Vordergrunde schleift ein lechzender Mann mit fahlen, eingefallenen Wangen, irren Augen und blutlosen Lippen sich über das glühende Geröll, seine Wegweiser durch die Einsamkeit ein paar nackte Gerippe. Und nicht ein sanfter Farbenton in dem Gemälde! Nur ein weißes, hartes, blendendes Licht. Ähnliche Bilder haben schon mehrfach dasselbe zu schildern gesucht. Aber sie haben den Grundton nicht getroffen, die räselhaften Paradoxe dieses Landes nicht schroff, nicht emphatisch genug dargestellt; die schwarze Verzweiflungsnacht dieser unbarmherzigen Helle; die hoffnungslos tote Kälte dieser markverbrennenden Glut; die Gespensterfülle in dieser seelenlosen Leere; das wahnwitzige Stimmengewirr, das diese ewige, leblose Stille erfüllt. Und dennoch treibt es und drängt es hinein in die Öde; und wer einmal gekostet hat von den Lippen der Wildnis, den läßt es nicht mehr los, den zieht es immer wieder in die hageren leidenschaftlichen Arme, an die vertrocknete, brennende Brust der Wüste." Weite Flächen dieses Innern Australiens sind kahle Sandböden, höchstens bedeckt mit dem Salzbusch, aber trotz allem ertragreiche Weiden, sobald der Himmel Regen herabsendet. Doch Jahre vergehen oft, ehe ein Tropfen Regen fällt. Dann sterben inzwischen Millionen Schafe dahin, die in regenreichen Jahren ihren Eigentümmer schnell zum reichen Manne machen können. In anderen Teilen des Landes folgen auf furchtbare Trockenheit plötzlich noch gefährlichere Überschwemmungen und reißen mit sich weg, was der Trockenheit Stand gehalten hat. So gründet sich die ganze Zukunft des Landes auf die Wasserregulierung und -konservierung.

Die Besiedlungsweise Australiens wird dadurch sehr klar angedeutet, daß man den Kontinent mit einem Rahmen ohne Gemälde vergleicht, oder mit einem Atoll; das ist jene eigenartige Koralleninselbildung in der Südsee, die etwa die Form eines Kreises hat, in deren Mitte sich Wasser befindet, während nur der äußere schmale Rand festes Land bildet. Was bei dem Atoll das Wasser ist, ist bei Australien die Wüste.

Europa, besiedelt nach der Art und Weise Australiens, würde so aussehen, daß eine Stadt von einer halben Million Einwohner etwa liegt, wo sich Genua befindet, eine andere von derselben Größe

da, wo Lissabon ist, zwei kleinere dort, wo Hamburg und Konstantinopel sich befinden und dann noch einige kleinere Städte etwa in der Gegend von Oxford, Bordeaux, Barcelona und Kopenhagen. Rußland und Skandinavien muß man sich als unbevölkerte Wüsten vorstellen, Deutschland und Österreich als Länder, in welchen eine ganz spärliche Hirtenbevölkerung wohnt. Zwei große Bergwerkgebiete dehnen sich nahe dem Asowschen Meere und in Polen aus, rings umgeben von Sandwüsten. Die gesamte Bevölkerung in diesem so ungemodelten Europa würde aber nicht mehr betragen als die Bevölkerung von Groß-Berlin.

Und doch findet man auch gewisse Ähnlichkeiten zwischen Australien und Europa; vor allem in den großen Städten. In Sydney und Melbourne kann man sich ohne weiteres einbilden, in einer schönen, großen englischen oder amerikanischen Stadt zu sein, und auch Adelaide trotz seiner gartenstadtähnlichen Anlagen, auch Wellington und Auckland mit ihren schönen Häfen und ihrer reizvollen, bergigen Umgebung zeigen auf Schritt und Tritt den Charakter englischer Städte; aber sobald man aus diesen Städten hinaus ist, hört fast jeder Vergleich mit Mitteleuropa auf. Namentlich gibt es in Australien und Neuseeland kaum das, was sich vielleicht einem Dorf vergleichen ließe; es herrscht das Einzelhofsystem vor und wenn sich auch mehrere solcher Gehöfte zusammenfinden, so bilden sie doch nicht das, was wir als Dorf bezeichnen.

Das Stadtleben weist gegenüber dem englisch-europäischen nur insofern eine Abweichung auf, als man in Australien und Neuseeland eine viel kürzere Arbeitszeit, höchstens acht Stunden hat, und auch während dieser Zeit weit weniger energisch arbeitet als im alten Europa oder gar in Amerika. Die Sonntagsruhe gleicht der extrem-strengen schottischen. Insofern haben die australasischen Städte eine Eigenart, als sie für ihre geringe Bevölkerung sich auf einem enorm großen Flächenraum ausdehnen. Die Ursache hierfür ist das unbedingte Vorherrschen des Einfamilienhauses mit Garten.

In Melbourne sind eine halbe Million Menschen auf eine Fläche verteilt, die mehr als das Doppelte des Areals von London umfaßt. Noch kaum $^1/_6$ leben in der eigentlichen City, mehr als $^5/_6$ sind über das weit ausgedehnte Vorortgebiet zerstreut. Auch in



* Sydney, die schönste Hafenstadt der Welt

Sydney ist es ähnlich, mehr als $^3/_4$ der Bevölkerung leben außerhalb der eigentlichen Stadt.

Stehen die australischen Großstädte auch an Bevölkerung absolut hinter den europäischen zurück, so ist ihre relative Bedeutung um so stärker. Die Hälfte der Bevölkerung von Victoria lebt in seiner Hauptstadt Melbourne und mehr als $^1/_3$ der Bevölkerung von Neusüdwales wohnt in dessen Hauptstadt Sidney. Fast die Hälfte der Südaustralier wohnen in Adelaide und seiner nächsten Umgebung, und ebenso finden wir fast die Hälfte aller Queensländer in Brisbane und Umgebung. Man trifft also hier in Australien dasselbe Problem, unter dem Europa leidet, und für das bisher auch nicht die Spur eines radikalen Heilmittels gefunden ist, — die Landflucht. Freilich in so ungeheurem Umfange, wie in Australien, haben wir diese nicht, sonst müßten wir von unseren 62 Mil-

lionen Menschen $^1/_4$, also fast 16 Millionen, in zwei Städten wohnen haben. Als früher Australien nur eine große, immer mehr anschwellende Stadt besaß, nämlich Melbourne, hieß es, die Schuld an dieser unzweckmäßigen Verteilung der Bevölkerung sei das Schutzzollsystem Victorias; aber dann zeigte sich dieselbe Erscheinung in Sydney, und dieses war die Hauptstadt eines freihändlerischen Staates. Die Ursache ist bei unseren Antipoden, wie in unserem Vaterland, eine rein psychologische; wer auch nur für Stunden das Leben im Innern Australiens genossen hat, wer die furchtbare Einöde und Trostlosigkeit jener Landstriche, ihre absolute Verlassenheit und die Melancholie des Daseins in jener Öde verspürt hat, „wo man selbst den Schmerz als Luxusartikel betrachten muß", der kann die Ursache der Landflucht begreifen.

Durch die eigenartigen Siedlungsverhältnisse werden die Macht und der Einfluß der Arbeiterpartei bedingt und gefördert, die zum dritten Male Mitte April dieses Jahres (1910) zur Regierung gelangt ist. Die Anhäufung der Bevölkerung in wenigen Hafenstädten kommt der Machtentfaltung der Arbeiter um so mehr zugute, als es an einem Gegengewicht in Gestalt bäuerlicher Kleinbesitzer fast fehlt.

Fast die ganze Zeit meines Aufenthalts in Australien verbrachte ich in Sydney und Melbourne, besuchte selbstverständlich auch die nähere und weitere Umgebung der Städte, kam aber weder tief in das Innere noch nach dem nördlichen Teil des Landes. Ferner lernte ich die Hauptstädte von Süd- und Westaustralien, Adelaide und Perth kennen, weiterhin insbesondere die Goldstadt Bendigo.

Da sich von den vier Millionen Australiern ein Viertel in den zwei größten Städten des Landes aufhält, in Sydney und Melbourne, die beide je eine halbe Million Einwohner zählen, so sind diese Metropolen die unbestrittenen Führerinnen in allen australischen Angelegenheiten; hier konzentriert sich die Politik, das, was man Gesellschaft nennen kann, und das, was man als Geistesbildung bezeichnen muß, so wenig hiervon auch zu finden ist. Die starke Zentralisation der australischen Gesellschaft, die in schroffem Gegensatz zu der völligen Dezentralisation in Neuseeland steht, ist insofern eigenartig, als sie sich auf zwei gleich große Städte verteilt;

und jede dieser beiden ist die Hauptstadt eines führenden Staates, die eine von Neusüdwales, die andere von Victoria; beide entsprechen auch einem verwöhnten Geschmack und gehören unbedingt in die Reihe der schönsten Städte der Welt. Daß es da nicht an Eifersucht unter diesen beiden Konkurrentinnen fehlt, liegt auf der Hand.

Sydney und Melbourne sind zwei gleich schöne Schwestern; beide jugendlich, beide gleich reich, so daß einem die Wahl äußerst schwer fällt, für welche man sich entscheiden soll, und so pendelt man stets zwischen beiden hin und her. Freilich besitzt Melbourne nicht den prächtigen Hafen Sydneys, unstreitbar der größte, schönste und bequemste der Welt, aber dafür hat es wieder andere Vorzüge; es ist, da es nicht Hafenstadt ist, sauberer als Sydney, seine breiten, reinlichen Straßen sind ebenso wie des inneren Sydney, der City, eingesäumt von hohen, prächtigen Gebäuden, die zum Teil sich selbst in New York stattlich ausnehmen würden. In Sydney wie in Melbourne sind prachtvolle Monumentalbauten für staatliche wie städtische Zwecke vorhanden, aber hier wie dort fehlen die Mietskasernen. Die öffentlichen Gebäude und einige mehrstöckige Geschäftshäuser ausgenommen, herrscht, wie erwähnt, in Sydney wie in Melbourne das Einfamilienhaus. Abgesehen von der City kann man ruhig beide Städte als Gartenstädte ansprechen, freilich ist Adelaide noch in weit höherem Maße eine Gartenstadt.

Sydney wie Melbourne sind auch außerordentlich gemütliche Städte von teils englischem, teils amerikanischem Typus, aber mit manchem europäisch-südlichen Einschlag. In beiden Städten befindet sich auch ein deutscher Klub, der hier wie dort ein eigenes stattliches Gebäude hat, und in dem sich eine kleine Gesellschaft deutscher Kaufleute und Gewerbetreibender zum guten billigen Mittagessen und Biertrinken einzufinden pflegt.

Die jungen Mädchen in Australien tragen bis in höhere Jahre als bei uns lange Zöpfe oder offenes Haar und kurze Kleider; daraus erklärt sich wohl, daß die Backfische älter aussehen als bei uns. Auch das australische Klima mag etwas dazu beitragen, den australischen Gesichtern früh scharfe Linien einzuprägen. Aber trotzdem hat der moderne Paris eine schwere Rolle, der zu entscheiden hat,

ob er den Frauen und Mädchen Sydneys oder Melbournes oder Adelaides den Schönheitspreis zu reichen hat.

Außer mit seinem idealen Hafen kann, glaube ich, Sydney auch mit der größeren Leichtlebigkeit seiner weiblichen Bewohner renommieren. Vom Hafen erzählen die Einheimischen, von den Mädchen die Fremden. Ich kann dem verehrten Leser versichern, daß ich — selbstverständlich aus soziologischen Gründen — gewisse Verhältnisse wohl in den meisten Großstädten dieser Erde studiert habe, aber nirgendwo, will mir scheinen, werden gewisse Eigenschaften des weiblichen Geschlechts, deren Verletzung während des Brautstandes auf Grund des § 1300 des Bürgerlichen Gesetzbuches dem anderen Teil eine billige Entschädigung in Geld kosten kann, geringer eingeschätzt, als in Australiens alter Hauptstadt.

Einen großen Eindruck machte auf mich die Feier des Empire Day in Sydney. Dieser ist bekanntlich zur Erinnerung an die Königin Victoria eingeführt worden und wird am 24. Mai jeden Jahres im Gebiete des ganzen englischen Weltreichs in patriotischer Weise begangen. In Sydney wurde u. a. auf dem riesigen Cricketgrund von vielen tausenden kleiner Schulmädchen, in weiß oder rot



* **Universität Melbourne**

oder blau gekleidet, eine imposante Kundgebung veranstaltet. Sie wurden so aufgestellt, daß man die englische Flagge in Riesengröße auf dem weißen Grunde sah und dazu in Riesenlettern die Worte: „One Flag, One Fleet". Die Mädchen mit ihren hellblonden Haaren und dunklen Augen machten einen vorzüglichen Eindruck, und als sie graziös und temperamentvoll allerlei Spiele und Tänze aufführten, wird wohl mancher australische Patriot mit mir bedauert haben, daß das Land nicht viel mehr solcher Menschenkinder aufweist. Meinem liebenswürdigen, einflußreichen Freunde, Direktor Richard Teece in Sydney hatte ich es zu verdanken, daß ich diese Festvorstellung in nächster Nähe sehen und am Abend einem interessanten Festessen in einem der besten Klubs Sydneys beiwohnen konnte.

Die offizielle Hauptstadt Australiens ist vorläufig noch Melbourne. Aber das heutige offizielle Gepräge der Stadt beschränkt sich darauf, daß die Stadt Sitz der Bundesbehörden ist und den Generalgouverneur, den Vertreter der englischen Krone beim Commonwealth, beherbergt. Dieser und die Gouverneure in den einzelnen Staaten, in Neusüdwales und Victoria, in Queensland, Westaustralien, Südaustralien und Tasmanien, sind die einzigen offiziellen, repräsentierenden Persönlichkeiten auf dem ganzen Kontinent. Zwar fehlt es durchaus nicht an hohen Staatsbeamten: mehr als ein halbes Hundert Minister sind vorhanden; allein diesen liegen keinerlei gesellschaftliche Verpflichtungen ob. Ihr geringes Gehalt (durchschnittlich etwa 12 000 Mark im Gegensatz zu den Gouverneuren, die bis zu 200 000 Mark beziehen), das Fehlen eines Pensionsanspruchs, die Ungewißheit ihrer Amtsdauer unter dem parlamentarischen Regime und sehr oft auch die mangelnde Repräsentationsgabe der Ministerfrauen, die gleich ihren Gatten nicht allzu selten aus einfachen Arbeiterkreisen stammen, verbieten den Luxus von selbst.

So kommt es auch, daß die Vertreter der fremden Mächte in Australien weniger unter Repräsentationspflichten zu leiden haben als ihre Amtskollegen etwa in den Vereinigten Staaten. Freilich haben die fremden Mächte auch keine Gesandten in Australien, da dieses trotz aller tatsächlichen Unabhängigkeit selbst in Dingen der auswärtigen Politik formell doch eben nur eine Kolonie Groß-

britanniens ist. Mag auch der Amtsbezirk der diplomatischen Vertreter für Australien, zu dem häufig auch noch Neuseeland und das Inselgebiet der Südsee gerechnet wird, denjenigen mancher Gesandten erheblich übersteigen, sie erhalten zu ihrem Bedauern nur die Stellung eines Generalkonsuls.

In Sydney wie in Melbourne genoß ich die Gastfreundschaft zahlreicher einheimischer Australier wie Deutscher. Besonders anregend war für mich der Verkehr mit unserem trefflichen Handelssachverständigen de Haas, mit dem österreichischen Konsul Pinschoff, mit dem deutschen Botschaftskanzler Barfus, einem stets fidelen, kenntnisreichen, originellen Herrn. Von den hervorragenden australischen Politikern, welche ich kennen zu lernen die Ehre hatte, ist in anderem Zusammenhange noch die Rede.

Interessant war die Feier des Geburtstags des österreichischen Kaisers im Hause des Herrn Pinschoff, wo sich die stattliche Korona der Vertreter fast aller europäischen Staaten in mehr oder minder goldstrotzenden Uniformen versammelt hatte. Mein Nachbar war der türkische Generalkonsul, ein Arzt, der im russisch-türkischen Kriege an hervorragender Stelle ein Sanitätskorps geleitet hatte und erst vor kurzem von einem Besuch aus der türkischen Hauptstadt zurückgekehrt war, wo er die Entthronung des Sultans miterlebt hatte. Der Vizegouverneur sowie der damalige Minister des Auswärtigen, Groom, ein äußerst liebenswürdiger und gewandter Queensländer Advokat, saßen am gleichen Tisch.

Viel Anregung bot mir ferner ein Besuch bei der Führerin der australischen Frauen, Miß Vida Goldstein, und bei dem durch seine Stellungnahme im Brockenhill-Streik bekannt gewordenen Richter Higgins. Auch den englischen Sozialdemokraten Tom Mann, den Führer der Arbeiter in dem erwähnten Streik, lernte ich in ausführlicher Unterredung kennen.

Eine der fesselndsten Erscheinungen war die 85 Jahre alte, aber noch immer mit einem überraschenden Feuergeist ausgestattete Miß Spence, die mir erklärte, sie wolle und werde noch so lange leben, bis sie es fertiggebracht habe, daß in ihrem Vaterlande die Proportionalwahl eingeführt werde, für die sie mit dem ganzen Gewicht ihrer 85 Jahre eintrat, wie sie ehedem Muster-

haftes auf dem Gebiete der Jugendfürsorge und des Kinderschutzes geleistet hatte.

Am 25. August fand im deutschen Klubhaus zu Melbourne die Feier der Silbernen Hochzeit des Präsidenten Adena statt, der u. a. den Norddeutschen Lloyd vertritt. Einem guten Essen mit weniger guten Reden folgten Tanz und Unterhaltung. Mir fiel bei dem Essen die Aufgabe zu, im Namen der angetoasteten Frauen und Mädchen zu danken, weil keine von diesen stimmberechtigten Australierinnen ihre Stimme zu erheben wagte. Wenn das Stimmrecht einen solch negativen Einfluß auf die allgemeine weibliche Beredsamkeit ausübt, werden auch fanatische Gegner frauenrechtlicher Bestrebungen in Deutschland dafür zu gewinnen sein.

Die Eindrücke, die ich vom Besuch der Verhandlungen verschiedener gewerblicher Schiedsgerichte, vom Kindergerichtshof und andren sozialen Einrichtungen erhalten habe, gelangen im zweiten Teile dieses Werkes zur Darstellung.

Die letzten Tage des August verbrachte ich in Bendigo, der Goldstadt. Eine kurze Bahnfahrt durch flaches, einförmiges Wiesenland, in dessen Hintergrund sich sanfte Höhen erheben, und man ist in der stattlich angelegten Zentrale des Goldbergwerkdistrikts von Victoria. Etwa hundert Bergwerkstürme ragen in die Höhe, man hat den Eindruck einer typischen Minenstadt. Aber überall ist Licht und Luft, und schöne Gärten, in denen Veilchen und Mandeln blühten, in denen Orangen- und Zitronenbäume reiche Früchte trugen, gewährten einen reizenden Anblick. Nachdem wir uns in einen blauen Arbeitskittel gesteckt hatten, fuhr ich mit meinem Begleiter, Mr. Abott, in einem engen, schmalen Aufzug etwa 400 Meter in die Tiefe. Dort unten ging es gelegentlich auf allen Vieren bei trübem Kerzenschein durch enge Gänge in unangenehm heißer Temperatur dahin, wo Minenarbeiter beschäftigt waren, Bohrlöcher in das Gestein anzulegen und diese mit Dynamit zu füllen. Das gesprengte Gestein wird in kleinen Wagen mit einem Aufzug an die Oberfläche gebracht, hier gestampft, gewaschen, mit Amalgam verbunden und wieder getrennt. Es ist ein außerordentlich einfaches Verfahren, mit welchem wenigstens in der Blue-White-Red-Mine das Gold gewonnen wird. Wüßte man es nicht, so merkte man

es kaum, in welcher Art Bergwerk man ist. Sehr selten sieht man hier und da ein kleines Stückchen des kostbaren goldnen Metalls aus dem weißen Gestein leuchten.

Die Mine, welche wir besichtigten, gehört dem 25jährigen Goldkönig Lansell, dessen als völlig armer Junge eingewanderter Vater vor kurzem gestorben war. Er hatte dem jungen Minenkönig neben anderem einen Palast hinterlassen, zu dessen Besichtigung mich sein Besitzer einlud. Ich habe niemals etwas dergleichen gesehen: ein überfülltes, ungeordnetes Museum mit allen möglichen wertvollen Kunstwerken und daneben wertlosem Plunder. Über wie wenig Lebenskunst solch australischer, im Land bleibender Minenkönig verfügt!

Die australischen Bahnen, soweit ich sie kennen lernte, haben durchaus meinen Beifall. Ist ihre Geschwindigkeit auch gleich der neuseeländischer Bahnen nur gering, so bieten sie doch bei sehr billigen Preisen teilweise hervorragenden Komfort. Das gilt namentlich für den Expreßzug zwischen Sydney und Melbourne und von Melbourne nach Adelaide.

Dieses war die letzte Stadt, in der ich mich etwas länger aufhielt; wie erwähnt, eine schöne Gartenstadt mit einem breiten Gürtel grünen Landes und um dieses herum anmutige Hügel, bepflanzt mit Wein und Oliven oder bedeckt mit schönen Wäldern. In der Stadt selbst breiteste Straßenzüge, in den Hauptstraßen neben niedlichen kleinen Häuschen hohe vielstöckige Etagenhäuser.

In Begleitung der staatlichen Fürsorgedame besuchte ich hier, wie ich es bereits in Melbourne in sachgemäßer Führung getan hatte, die Gegenden, in welchen die ärmste Bevölkerung wohnt, Familien, in denen Fürsorgezöglinge untergebracht werden. Noch weit mehr als in Melbourne war ich in Adelaide erstaunt über die Menge von Luft, Licht und Komfort, die selbst diese Bevölkerungsklasse genießt.

Eine herrliche Besitzung nennt unser freundlicher deutscher Konsul Muecke in der Nähe von Adelaide sein Eigen, aber weh tat es mir, daß von seiner ganzen großen und sympathischen Familie beinahe niemand ein Wort deutsch spricht: ein vielsagender Beitrag zum trüben Kapitel australasischen Deutschtums.



* Blick auf Adelaide

Von Adelaide aus besuchte ich eine deutsche Niederlassung, Hahndorf. Vorbei an Pflanzungen von Orangen, Zitronen, Wein und Oliven, bergauf und bergab bringt das Staatsautomobil mich in wenigen Stunden in jene ehemals deutsche Gemeinde, die jetzt, trotz ihres stattlichen und blühenden Aussehens, eigentlich doch nichts anderes als ein Friedhof des Deutschtums ist. So klein der Ort ist, so besitzt er dennoch zwei Kirchen, weil die evangelischen Bewohner seit jeher — in Bewahrung wenigstens dieser einen deutschen Tugend — mit einer Sekte nicht genug hatten. Im übrigen geht es den Leuten dort, wenn auch die Kinder kaum mehr deutsch sprechen, bei ihrem Obst- und Gemüsebau gut und behaglich. Die alte Heimat ist fast völlig vergessen.

Ein anderer Ausflug fand nach Port Adelaide statt, wo ich die imposanten, der Exportförderung dienenden Anlagen unter Führung des Direktors Mac Cann besichtigte.

Selbstverständlich versäumte ich auch nicht, das Museum, die Kunstgalerie und die vorhandenen Varietés zu besuchen.

Eine besondere Freude machte es mir, daß der allgemeine deutsche Verein zu Adelaide, der bis vor kurzem wenigstens aus-

gesprochen sozialdemokratisch gewesen war, mich einlud, bei ihm zu sprechen. Ich suchte vor der großen Versammlung meine Eindrücke, die ich während meines viermonatlichen Aufenthalts in Neuseeland und Australien gewonnen hatte, zusammenzufassen und gab einen Vergleich zwischen der australischen und deutschen Arbeiterpartei. Ich war auf starke Entgegnungen gefaßt, da ich es mir nicht nehmen ließ, gegen sozialdemokratische Auffassungen zu sprechen, aber zu meiner Überraschung schwieg man, — nicht aus Höflichkeit darf ich wohl annehmen, sondern weil man der Wucht der Argumente nichts entgegenzusetzen vermochte.

Zu den typischen australischen Straßenbildern gehören die Aufzüge der Heilsarmee, die eine außerordentlich weite Verbreitung im fünften Erdteil gefunden hat. In den neuseeländischen Städten, wie in denen der von mir besuchten australischen Staaten bekam ich fast jeden Abend Heilsarmeevorführungen zu sehen oder zu hören. Es unterliegt keinem Zweifel, daß diese Sekte außerordentlich viel Gutes stiftet, aber es scheint mir, daß sie gerade im fünften Erdteil mehr als in Europa zu einer Einrichtung geworden ist, die aus dem Wohltun ein recht einträgliches Geschäft macht. Wenn ich richtig beobachtet habe und nicht falsch informiert worden bin, so leistet die Heilsarmee, die gerade bei uns für die Ärmsten der Armen tatsächlich eine große Hilfe bedeutet, bei unseren Antipoden mehr den nicht völlig verarmten, sondern zahlungsfähigen unteren Klassen der Bevölkerung Rat und Hilfe.

Wie im Londoner Hyde-Park, so sieht man auch auf den öffentlichen Plätzen australasischer Städte, besonders am Sonntag nachmittag und am Abend, Volksredner, die eine mehr oder minder große Gruppe Zuhörer um sich scharen, denen sie — sei es über religiöse, sei es über politische oder soziale Dinge — predigen.

Ich traf auffallend häufig aus Amerika herübergekommene sozialdemokratische Redner, welche die Lehren von Karl Marx zu verkünden bestrebt waren und namentlich zur Zeit der Arbeitslosigkeit den Umsturz alles Bestehenden als einzige Rettung priesen, die sozialreformerische Tätigkeit der Arbeiterparteien des Landes aber, ohne stets Beifall zu ernten, verurteilten.

Eine Eigentümlichkeit australasischer Städte ist es, daß am Sonnabend nachmittag alles Weibliche und infolgedessen auch viel Männliches sich auf einigen bestimmten Straßen herumtreibt.

Höchst angenehm war eine Enttäuschung, die ich in Australien erlebte. Ich hatte hier in Anbetracht der hohen Löhne und der kurzen Arbeitszeit auf sehr hohe Hotelpreise gerechnet und ich fand, daß in keinem Lande der Welt die besten Hotels billiger sind als in Australien und Neuseeland. Freilich haben die australischen Städte keine Palast-Hotels, wie sie in New York, London, Berlin oder Paris zu finden sind, aber sie haben doch Gasthäuser, in denen man es durchaus ertragen kann. Für 11—14 Mk. erhält man Zimmer und volle Pension, darunter insbesondere ein Frühstück englischer Art, also aus mehreren Gängen bestehend, ein höchst reichlich bemessenes Mittagessen, das man sich aus den nach Art der Schiffsspeisekarte abgefaßten umfassenden Menus zusammenstellt, und ein Abendessen mit zahlreichen Gängen. Außerdem sind kalte und warme Bäder in beliebiger Zahl völlig kostenfrei. Die Hoteliers besteuern die Reinlichkeit im fünften Erdteil nicht, wie es bei uns üblich, in so unerhörter Weise; die Deutsche Gesellschaft für Volksbäder kann Australien als leuchtendes Beispiel anführen. Zu alledem kommt der den Reisenden immer wieder überraschende Umstand, daß das Trinkgeldwesen in Australien in dem bei uns üblichen Umfang gänzlich unbekannt ist. Man kann wohl sagen, daß man in Australien nur $1/_3$ oder $1/_4$ der bei uns herrschenden Trinkgelder zu geben pflegt. Die Angestellten sind durchweg so gut bezahlt und so von demokratischem Geist beseelt, daß ihnen das Annehmen von Trinkgeldern widerstrebt.

Am Donnerstag, den 9. September, traf die „Seydlitz" im Außenhafen von Adelaide ein und ging am Tage darauf um 1 Uhr in See. Nur ungern nahm ich Abschied von Australien, in dem ich mich so schnell heimisch gefühlt hatte. Als das Schiff die Anker lichtete, überkam mich ein Gefühl, das mir bis dahin fremd war, und das ich im Gegensatz zum Heimweh als Heimfurcht bezeichnen möchte. Ich merkte, das Wanderleben geht zu Ende, bald werde ich wieder zwischen meinen Büchern in der Studierstube sitzen; und ich war eines sitzsamen Lebens so sehr entwöhnt!

Nur ganz wenige Passagiere fuhren auf der „Seydlitz“ mit. Unser Gesprächsthema war die kurz vorher gemeldete Doppelentdeckung des Nordpols, ein Ereignis, für das ein ungeheures Interesse in Australien entbrannte, weil man intensiv fühlte, daß es sich hier um einen gefährlichen Sport handelte, für den man im fünften Erdteil sehr viel übrig hat. Daneben erregte die Gemüter der Untergang eines vollständig neuen großen englischen Personendampfers „Waratah“, der, auf der Fahrt von Australien nach England begriffen, in der Nähe des Kaps der guten Hoffnung mit Mann und Maus versunken ist, ohne daß bis heute die geringste Spur von diesem Schiffe entdeckt werden konnte. Trotz alledem hat man sich noch nicht entschließen können, im Lande des sozialen Fortschritts wie in den übrigen Kulturländern zwangsweise alle Personendampfer mit drahtloser Telegraphie zu versehen.

Außerordentlich schwer mit Metall beladen zog die „Seydlitz“, geführt von ihrem gemütlichen Kapitän Ahlborn, an der australischen Küste entlang nach Westaustralien nach Fremantle zu. Das Wetter war stürmischer, als wir es bisher auf der ganzen Reise erlebt hatten, und brachte das Schiff zu einem Rollen, Stampfen und Schlenkern, das den Aufenthalt an Bord recht unbehaglich machte.

Das Letzte, was ich von Australien erblickte, war das schön gelegene Perth und sein Hafen Fremantle. An einem wunderbar schönen Frühlingsmorgen sah ich mir die beiden Städte an, die nur eine kurze Bahnfahrt voneinander getrennt liegen. Sehr schmucke, saubere kleine Ortschaften befinden sich zwischen ihnen. Vom Zuge aus fallen einem überall gute, schön angelegte Wege auf, niedrige Häuschen erheben sich zwischen den vom Urwald noch stehengelassenen Bäumen. Ich sah Perth erwachen, da ich in ganz früher Morgenstunde dort eintraf. Ganze Herden schmucker, frischer Mädchen wanderten in die Geschäfte, die um 9 Uhr geöffnet werden. Einige Stunden promenierte ich in den Straßen herum und fuhr dann zurück zur „Seydlitz“.

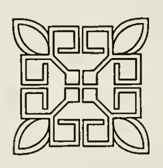
Das wenige, was ich von Westaustralien zu sehen bekommen habe, war das englischste von allem, das Australien und Neuseeland bot; sogar dieselben Reklamen in derselben Schrift wie in England hängen auf den Bahnstationen: Schweppes Soda, van Houtens

Cacao, Nestles Milk, und dazu kommen noch allüberall im fünften Erdteil Ronisch Pianos, Reschs Lager (Bier) und Wolfes Schnapps.

So zeigten diese Reklameplakate deutlich hinüber nach Europa, namentlich nach Deutschland, aus dessen Wortschatz jeder Australier Lagerbier und Schnapps (mit pp), dazu Kindergarten und Kaiser kennt, weil er diese Worte stets im Alltagsleben vorgesetzt bekommt.

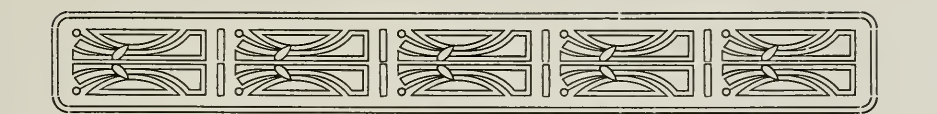
Als die „Seydlitz" am 15. September genau um die Mittagsstunde aus dem Hafen von Fremantle ausfuhr, wünschten ihr drei andere Bremer Dampfer, die hier lagen, glückliche Fahrt. Wir hatten eine solche und am 10. Oktober betrat ich, nachdem wir in Colombo, Aden und Suez kurz Halt gemacht hatten, in Neapel wieder europäischen Boden.

Meine verehrten Leser aber bitte ich, mich auf dieser Rückfahrt vom Lande der sozialen Wunder nicht zu begleiten, sondern drüben in Australien und Neuseeland zu bleiben und hier meine sozialen Studien kennen zu lernen, von denen der zweite Hauptteil dieses Buches erzählt.





* Queenstown im südlichen Neuseeland am Wakatipusee



# Zweiter Teil: Soziale Studien.

## VIII. Kapitel.

## Wie Australien englisch ward.

Bloßer Zufall, ein eigentümlicher Witz der Weltgeschichte war es, daß Australien und Neuseeland englisch wurden. Die ersten Europäer, welche die australische Küste entdeckten, waren Holländer. 1642 ist der Kapitän der holländisch-ostindischen. Gesellschaft, Abel Tasman, in dem nach ihm später benannten Tasmanien und sodann in Neuseeland gelandet; er hielt ersteres für den Südrand, letzteres für den Ostrand eines einzigen großen Kontinents. Aber die Holländer beuteten diese ihre wichtige Entdeckung in keiner Weise aus.

Die weitere Entdeckungsgeschichte interessiert hier nicht. Wir verfolgen die Entwicklung vom Beginn der Landung der Engländer. 1770 hat Cook die Ostküste für England in Besitz genommen und Neusüdwales genannt. Am 7. Februar 1788 hat dann Kapitän Philipp, der in England geborene Sohn eines Frankfurters, sich als Gouverneur der englischen Kolonie Neusüdwales proklamiert, nur wenige Tage ehe französische Schiffe, denen die englischen unterwegs begegnet waren, an der australischen Küste anlangten.

Das Gebiet des jetzigen Staates Viktoria an der Südküste war sogar bereits von einer französischen Expedition für Frankreich unter dem Namen Napoleonsland annektiert worden, und die Bucht, in deren Nähe sich jetzt die Stadt Melbourne erhebt, war Kaiserin-Josefine-Hafen getauft worden. Zwar hatten nur wenige Tage vor den Franzosen Vertreter einer britischen Gesellschaft diese Küste

betreten, aber die Franzosen wären zweifelsohne die Besitzer geblieben, wenn ihr Kapitän nicht wieder weggefahren wäre, um einen Wunsch der wissenschaftlichen Mitglieder seiner Expedition, die Südseeschmetterlinge und Muscheln sammeln wollten, zu erfüllen. Die Geschichte registriert die ungeheure Wut, in welche der französische Kommandant gegen seine Begleiter entbrannte, weil deren Leidenschaft für Schmetterlingskunde Großbritannien den reichen Staat Viktoria bewahrt hat.

Auch die Erwerbung Neuseelands ist ein Zufall der Weltgeschichte. Auch hier war schon 1642 Abel Tasman, der holländische Entdecker, gelandet und ihm war Kapitän Cook 1769 und dann noch mehrmals bis 1777 gefolgt. Dann kamen französische Schiffe und abermals folgten englische. Aber alle diese zur Annexion berechtigten Besucher Neuseelands nutzten ihr Recht nicht aus, und namentlich hatte man in England keinerlei Neigung Neuseeland sich zu eigen zu machen, bis 1839 bekannt wurde, Frankreich strebe die Annexion an. Da machte man von privater Seite Anstrengungen in London, um die englische Regierung zu veranlassen, der französischen Aktion zuvorzukommen. Das Kolonialamt blieb aber widerspenstig, so daß es eine private englische Gesellschaft unternahm, Neuseeland zu besiedeln. Gleichzeitig fuhren die französischen Regierungsschiffe und die englischen Privatschiffe nach dem fernen Antipodenland ab. Aber die französische Besatzung wollte in ihrem patriotischen Gefühl nicht an St. Helena vorbeifahren, ohne Napoleons Grab besucht zu haben. Von dort wollten sie Zweige der Trauerweide mitnehmen, um in dem neuen Frankreich, das in Neuseeland gegründet werden sollte, die Erinnerung an den großen Toten zu pflegen. Alle Trauerweiden in Neuseeland, die heutzutage dort wachsen, sind Abkömmlinge von der, die über Napoleons Grab gewachsen ist, und sie sind ein Denkzeichen der Tatsache, daß, als die französischen Schiffe im Mai 1840 Neuseeland erreicht hatten und die französischen Würdenträger, begleitet von Priestern im vollen Ornat, an das Land stiegen, um die Trikolore feierlich zu hissen, sie von den britischen Ansiedlern empfangen worden sind, die infolge des Aufenthalts der Franzosen in St. Helena gerade drei Tage vorher die britische Flagge gehißt hatten.

Was sollte mit den neuentdeckten fernen Ländern, die zu England gehörten, angefangen werden? Die Antwort auf die Frage lautete etwas eigenartig; denn man machte den fünften Erdteil zur Strafkolonie. Vielleicht hätte man auch noch nicht einmal zu diesem Zwecke das neue Land benutzt, hätte nicht England Amerika in dem Kriege mit ihm verloren. Als dieser 1783 beendet war, lag es nahe, Ersatzkolonien für das verlorene Amerika zu organisieren, und dies geschah in der Weise, daß das neue menschenleere Land die englischen Sträflinge zuerteilt bekam, welche die englischen Gefängnisse zu fassen nicht mehr in der Lage waren. Die erste Sträflingsflotte von elf Fahrzeugen stand unter der Führung des Kapitäns Artur Philipp. 1015 Personen umfaßte diese Expedition, die acht Monate Fahrt nötig hatte, ehe sie in Australien ankam und an der Stelle landete, wo heute die Stadt Sydney steht.

Nun beginnen die schwärzesten und trübsten Kapitel der Geschichte des fünften Erdteils, über die in Australien zu sprechen, namentlich den Fremden außerordentlich verübelt wird.

Zahlreiche neue Sträflingstransporte kamen heraus. Weit schlimmer als man heute lebendes Vieh transportiert, wurden damals die Gefangenen, die oft wegen ganz geringer Vergehen deportiert wurden, auf dem Schiff zusammengepfercht, und nach den Berichten aus der damaligen Zeit soll der sofortige Tod durch Hängen vielen lieber gewesen sein, als die unbeschreiblichen Schrecken der langen Seefahrt. Ereignete es sich doch, daß fast die Hälfte aller Deportierten bereits auf der Überfahrt elendiglich zugrunde ging, während die glücklich Landenden derartig heruntergekommen waren, daß sie, dem Tode nahe, wie transportierte Ware in Seilschlingen ans Land befördert werden mußten. Hier erwarteten die Deportierten nur neue Schrecken; fehlte es doch in der Sträflingskolonie an allen erforderlichen Nahrungsmitteln und an Kleidung. Denn England mit seiner damaligen barbarischen Justiz ließ an die Kolonie trotz aller Vorstellungen der Gouverneure den erforderlichen Proviant, Saatgetreide oder Vieh ebensowenig abgehen, wie im Ackerbau erfahrene Leute in Australien zur Verfügung standen. Dazu kam, daß die Miliztruppe, welche die Sträflinge zu bewachen hatte, in der haarsträubendsten Weise diese ausbeutete; der Name „Rumkorps“, den

diese Truppe bekam, deutete schon darauf hin, daß sie mit Alkohol viel zu tun hatte. Die Offiziere der Truppe verkauften zu hohen Preisen den Sträflingen Rum, das einzige, was die Deportierten an Lebensgenuß sich verschaffen konnten, und dieser Handel nahm einen derartigen Umfang an, daß eine Zeitlang eine Flasche Rum als Währungseinheit = 1 Pfund Sterling galt.

Nur wenige Lichtblicke sind in der frühen Geschichte der australischen Kolonisation wahrzunehmen. Ein äußerst wichtiges Ereignis erfreulichster Art war, daß ein Hauptmann, Mac Arthur, versucht hatte, in der neuen Kolonie Schafzucht zu betreiben und damit gute Ergebnisse erzielte. Es wurde ihm von der englischen Regierung im besten Teile der Kolonie Land überlassen, wo er seine Versuche fortsetzen konnte; sie waren weiter von Erfolg gekrönt, und wenn heute Australien Hauptexportland für Schafwolle geworden ist, so ist dies auf die Versuche jenes schottischen Hauptmannes zurückzuführen.

Ebenso wie die Mutterkolonie Neusüdwales als Sträflingskolonie ins Dasein trat, hat auch die 1823 als selbständige Kolonie von Neusüdwales abgetrennte Insel Tasmania begonnen. Die Kolonisation von Queensland wurde 1826 gleichfalls mit Anlage einer Strafkolonie eröffnet, wie auch Westaustralien im gleichen Jahre Sträflinge überwiesen bekam.

Im Gegensatz hierzu ist der Beginn der Kolonisation in Südaustralien wie in Neuseeland auf die planmäßig organisierte, zielbewußte Massenauswanderung, namentlich von Engländern, aber auch von vielen Deutschen, zurückzuführen. Neuseeland suchte durch eine 1825 gegründete Gesellschaft die Ansiedlung fremder Kolonisten zu betreiben; in Südaustralien traf das erste Auswandererschiff 1836 in der Gegend der heutigen Hauptstadt Adelaide ein. Und noch leben einige wenige der Passagiere dieses ersten Auswandererschiffes, die als kleine Kinder an Bord gewesen waren.

Der Sträflingsexport nach Neusüdwales hörte 1848, nach Tasmanien 1853, nach Westaustralien nicht vor 1868 auf. 140 000 Menschen waren nach Neusüdwales, Tasmanien und Westaustralien deportiert worden und in der australischen Bevölkerung aufgegangen. Es hat daher nicht immer dieselbe Bedeutung, ob man in Preußen

oder in Australien damit prahlt, man stamme aus einer alten, längst eingesessenen Familie.

Eine neue Epoche der Entwicklung der Südostecke des Erdteils hatte mit dem Jahre 1818 angefangen, mit dem von den Gouverneuren längst ersehnten Beginn der Einwanderung freier Ansiedler, die nicht Sträflinge gewesen waren. Nach Beendigung der Napoleonischen Kriege war allgemein ein Aufschwung des Unternehmungsgeistes eingetreten; auch für den Kolonialbesitz erwachte das Interesse in Europa. So stark war die Zuwanderung fremder Ansiedler, daß ihre Unterbringung in Neusüdwales Schwierigkeiten bereitete. Schon damals (also vor nunmehr 92 Jahren) entwickelte sich übrigens der Interessengegensatz zwischen den Viehzüchtern, die möglichst umfangreiche Weidegründe haben wollten, und den kleinen ackerbautreibenden Ansiedlern.

Die sechs Kolonien des australischen Festlandes, die einen sehr ungleichen Flächeninhalt und eine sehr ungleiche Bevölkerungszahl aufweisen, waren ursprünglich sogenannte Kronkolonien, d. h. Kolonien, welche direkt von Großbritannien aus lediglich durch Vermittlung eines allmächtigen Gouverneurs regiert wurden. Aber mit der Zunahme der Entwicklung und mit dem wirtschaftlichen Aufschwung dieser Länder, namentlich auch, als dem immer wieder geltend gemachten Widerspruche gegen weitere Ansiedlung von Sträflingen Folge gegeben worden war, wuchs die politische Selbständigkeit der Kolonialgebiete immer mehr.



* In einem Kaurifichtenwald Neuseelands nördlich von Auckland

Es ist hier nicht der Ort, die erste Kolonisationszeit genauer zu behandeln, das Schicksal der Sträflinge im einzelnen darzustellen, zu erzählen, wie es zum Bruch zwischen Zivil- und Militärbehörden kam, ja, geradezu zu einem Kriege zwischen beiden, und wie das militärische System, nachdem es zwei Jahrzehnte in der Kolonie bestanden hatte, abgeschafft wurde. Auch auf die Verdienste, welche manche der ersten Gouverneure der Kolonie, wie namentlich Macquarie, sich erworben haben, kann hier nicht näher eingegangen werden.

Nach den Erfahrungen mit den Unionsstaaten suchte man in London die Kolonien vorsichtiger zu behandeln als in früheren Zeiten und ihnen eine möglichst große Unabhängigkeit und Selbständigkeit zu gewähren, sobald sie für eine solche reif befunden werden konnten. Man bildete das englische parlamentarische System in den einzelnen australischen Kolonien und auch in Neuseeland nach und gab nach vorbereitenden bis 1823 zurückgehenden Gesetzen zuerst Neusüdwales 1855, zuletzt Westaustralien 1890 die dem englischen System nachgebildete Verfassung und Verwaltung.

Aber die einzelnen Kolonien standen sich vollständig fremd gegenüber, genau wie vor der Errichtung des Deutschen Reiches die einzelnen deutschen Staaten sich als Ausland ansahen. Ja, die australischen Kolonien nebst Neuseeland waren sich noch fremder; denn es bestand zwischen ihnen noch nicht einmal eine Zollvereinigung. Noch größere Gegensätze vielleicht als die deutschen Bundesstaaten wiesen diese australischen Kolonien auf; huldigte doch z. B. Victoria dem Schutzzoll, während das benachbarte Neusüdwales Hochburg des Freihandels war. Eifersüchtig wachten die Parlamente jedes einzelnen Staates darüber, daß man ja seine Selbständigkeit gegenüber den Nachbarkolonien aufrechterhielt.

Es hat außerordentlich viel Mühe gekostet, ehe es hervorragenden australischen Staatsmännern gelungen ist, die sich nur allzu häufig durch wirtschaftspolitische und andere Maßregeln bekämpfenden Schwesterkolonien zu einem engen Bundesstaate, zum australischen Gemeinwohle — zum Commonwealth of Australia — zu vereinigen, der mit dem 1. Januar 1901 endlich ins Leben trat.

Ansätze zu einer „interkolonialen Reziprozität" sind bis ins Jahr 1847 zurückzuverfolgen, als Earl Grey eine gemeinsame Ge-

setzgebung für ganz Australien befürwortete. Zwei Jahre später wurde ein australisches Einheitsparlament und ein Generalgouverneur sogar von London aus empfohlen. Und seit dieser Zeit ist das Für und Wider eines australischen Bundes nicht mehr aus der öffentlichen Erörterung verschwunden. Seit 1880 nahm der Plan immer konkretere Formen an, bis mit dem neuen Jahrhundert nach schweren Kämpfen der fünfte Erdteil als einer der größten Bundes-



* **Die australische Goldminenstadt Bendigo (Victoria)**

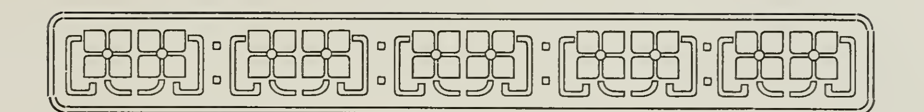
staaten ins Leben trat, und zwar im Gegensatz zu dem deutschen, schweizerischen, amerikanischen und kanadischen Bundesstaat nicht in der Folge eines Krieges oder durch einen Druck von außen, sondern auf Grund rein verstandesmäßiger Überlegung und absoluter Freiwilligkeit im Gefühl nationaler Zusammengehörigkeit. 377 988 Australier hatten bei der Volksabstimmung für den Bund gestimmt, 141 386 dagegen. Selbstverständlich konnte die Verfassung des neuen „unauflöslichen vereinigten Gemeinwohls" nur ein Kompromiß zwischen den sehr weit auseinandergehenden Interessen der sechs

Staaten sein, die größere Verschiedenheiten schon im Klima aufweisen als die Staaten, welche das Deutsche Reich bilden. Aber gerade der Umstand, daß ungeachtet elementarer Verschiedenheiten doch in recht kurzer Zeit, nur zehn Jahre nachdem die beiden letzten Staaten das Recht der Selbstverwaltung erhalten hatten, der vereinheitlichende Bund zustande kam, ohne daß irgend eine zwingende Notwendigkeit dafür vorlag, zeigt, daß im australischen Volk, welches ja überwiegend englischen Blutes ist, ein sehr stark entwickeltes Selbständigkeitsgefühl vorhanden sein muß.

Mit der Gründung dieses neuen Bundesstaates war erreicht, was Edmund Barton in die Worte gekleidet hat: „Zum ersten Male in der Weltgeschichte gibt es eine Nation für einen Kontinent und einen Kontinent für eine Nation.“ Aber außerhalb dieses Bundesstaates steht Neuseeland. Alle Versuche, es für den neuen Bundesstaat zu gewinnen, schlugen fehl. Mit Recht fürchtete Neuseeland, wenn es in dem Commonwealth of Australia aufginge, seine ganze Individualität zu verlieren, während es doch gerade bisher die führende Rolle auf dem Gebiete der ganzen Sozialpolitik gespielt hatte.

Mit dem Beginn des australischen Bundesstaates beginnt auch entsprechend der Verfassung eine einheitliche Zollgesetzgebung; die Zollschranken zwischen den einzelnen Gliedern des Bundes fallen, eine um so höhere Schranke wird aber von dem gesamten Bunde gegen das ganze Ausland errichtet.

Außer einer einheitlichen Zollgesetzgebung hat die neue Verfassung der Bundesgewalt auch wichtige Befugnisse auf sozialpolitischem Gebiete eingeräumt und es so ermöglicht, daß neben der von den einzelnen Staaten gepflegten Sozialpolitik eine solche des Bundes treten konnte und mußte. Auf dem Gebiet der Alters- und Invalidenversorgung, der Einrichtung von industriellen Zwangsschiedsgerichten, der Bekämpfung der Monopole usw. war und ist nun eine Bundesgesetzgebung möglich. Man darf aber nie außer acht lassen, daß Neuseeland unabhängig von dieser Bundesgesetzgebung ist und völlig selbständig auch seine sozialpolitische Gesetzgebung leitet.



## IX. Kapitel.

# Verfassungsfragen im fünften Erdteil.

Die früher übliche Einteilung in souveräne und tributäre Staaten sowie Kolonien reicht heute nicht mehr aus. So wenig man mit dieser Einteilung die staatsrechtliche Stellung Kretas, Kubas oder Ägyptens exakt erfassen kann, so wenig ist es möglich, das Verhältnis Australiens zu England in dieser Terminologie auszudrücken.

Wenn man auch von Australien als von einem Bundesstaate spricht, so ist es dies doch ebensowenig, wie ein Staatenbund im eigentlichen Sinne; es fehlt den einzelnen Gliedern des Bundes, um mit Kohler zu reden, der eigentliche Staatencharakter, die völkerrechtliche Souveränität. „Sie sind nicht in der Lage, als völkerrechtliche Staaten aufzutreten, einem fremden Volke den Krieg zu erklären, sondern in dieser Beziehung kann lediglich und allein das Mutterland wirken. Die Staaten sind daher eigentlich Provinzen geblieben. Allein die Stellung dieser Provinzen ist eine andere geworden als die sonstige provinzielle Stellung.“ Diese ihre Eigenart kennzeichnet Kohler dadurch, daß er sie Provinzstaaten nennt und in Beziehung auf sie nicht von Selbstverwaltung spricht, sondern von Eigenregierung. „Das, worin sich diese Provinzen stark von gewöhnlichen Provinzen unterscheiden, liegt darin, daß ihnen als juristischen Persönlichkeiten ein Selbstrecht in weitem Umfange zusteht, sie üben dieses Recht nicht mehr als Organ des Gesamten, sondern sie üben es aus, weil ihnen selbständige herrschende Befugnisse zukommen. Sie sind in dieser Beziehung vom Mutterlande unabhängig und das Mutterland ist nicht in der Lage, in ihre

Befugnisse hineinzureden oder ihre Rechte zu verkümmern und zu beschränken." Daß das Verhältnis zum Mutterlande nicht ganz lose wird, dafür sorgt die Monarchie-Union, „wonach der Monarch des Mutterstaates zu gleicher Zeit auch der durch einen Gouverneur vertretene Monarch des Provinzstaates ist". Und da dieser Monarch nach englischem Recht selbst wieder von seinem Parlament in hohem Maße abhängt, so wird damit tatsächlich auch eine Abhängigkeit vom Reichsparlament in London hergestellt. Aber eben nur mittelbar: das Reichsparlament wirkt mittelbar durch die Person des Monarchen hindurch. Auch im Dominium of Canada finden wir analoge Verhältnisse; und wie dort, so haben sich diese Provinzstaaten Australiens vereinigt.

Die Regierung dieses neuen Commonwealth ist in den Händen der beiden Kammern, deren Verfassung andeutet, daß jeder einzelne Staat seine Sonderberechtigungen hat — diese kommen in der Ersten Kammer, im Senat, zur Geltung, wohin jeder Staat sechs Mitglieder entsendet, die aus allgemeiner Wahl hervorgehen. Aber neben dieser Sonderberechtigung besteht die Pflicht der gemeinsamen Unterordnung, und diese deutet die Zweite Kammer, das Abgeordnetenhaus, an, welches aus der Gesamtheit der Bevölkerung, ebenfalls in allgemeiner Wahl, der eine Wahlkreiseinteilung zugrunde liegt, gebildet wird. Dazu kommt nun aber weiter ein Generalgouverneur als Vertreter des englischen Monarchen, der gleichzeitig auch der Monarch des Commonwealth ist und in der Hauptstadt des Commonwealth, vorläufig Melbourne, seinen Sitz hat.

Tatsächlich ist dieser Generalgouverneur ebenso machtlos wie es die Gouverneure der einzelnen Gliedstaaten sind. Sie haben nur eine repräsentative Stellung. Die Verfassung gibt zwar dem Generalgouverneur bzw. den Gouverneuren das Recht der Gesetzesannahme bzw. -ablehnung, aber das ist lediglich eine Formsache; denn jede Einmischung in die australische oder auch neuseeländische Gesetzgebung würde sofort eine ungeheure Empörung gegen das englische Mutterland hervorrufen. Beispiele hierfür weist die australische Geschichte einige auf.

Der Blick in die Verfassungsgeschichte des fünften Erdteils zeigt uns, wie Dezentralisation und Zentralisation hier miteinander

kämpfen; und die Zentralisation ist siegreich aus diesem Wettkampf hervorgegangen. Wenigstens gilt dies für Australien, nicht aber für Neuseeland. Trotz dieser Zentralisation, welche ganz zweifelsohne in den nächsten Jahren und Jahrzehnten noch bedeutende Fortschritte machen und immer mehr dazu führen wird, den Gliedstaaten Rechte zu nehmen, um sie dem Bund zu übertragen, zeigen sich genau wie innerhalb des Deutschen Reiches immer wieder Bestrebungen dezentralistischer Natur. Besonders häufig traten diese bei der Wahl der Bundeshauptstadt zutage.

Wie sie heißt, vermag noch niemand zu sagen. Nach neun Jahre langem Suchen ist nur der Bezirk, in dem die Hauptstadt des australischen Bundesstaates errichtet werden wird: es ist Yaß-Canberra, zwischen Sydney und Melbourne gelegen. Nun wäre es das Natürliche gewesen, die bedeutendste Stadt Australiens zur Hauptstadt des Bundes zu machen. Aber welche Stadt ist die bedeutendste? Die Hauptstadt von Neusüdwales, Sydney, und die des Nachbarstaates Victoria, Melbourne, kämpfen erbittert um den Vorrang. Und auch ein unparteiischer Richter vermag kaum ein einwandfreies Urteil darüber abzugeben, ob Sydney oder Melbourne mehr Anrecht hätte, als Hauptstadt des Commonwealth erklärt zu werden. Denn beide Städte haben gewisse Vorzüge, ungefähr die gleiche Einwohnerzahl und keiner von beiden haftet ein anderer Nachteil an, der sie als Bundesmetropole ungeeignet erscheinen ließe, als der, daß durch die Erhöhung des Ranges der einen die andere sich verletzt fühlen würde.

In die Verfassungsurkunde des Commonwealth wurde vielmehr die Bestimmung aufgenommen, daß die künftige Hauptstadt zwar in Neusüdwales gelegen sein sollte, aber mindestens hundert englische Meilen von Sydney entfernt. Dieses Zugeständnis an Neusüdwales erlangte dessen damaliger Ministerpräsident Reid auch nur durch die Drohung, daß sich Neusüdwales überhaupt dem zu gründenden Bunde nicht anschlösse, wenn die Hauptstadt nicht innerhalb der Grenzen von Neusüdwales ihren Sitz bekäme.

Bereits 1904 schien das schwere Problem gelöst: damals hatten Senat und Abgeordnetenhaus nach endlosen Debatten und vielen kostspieligen Reisen sich auf die kleine Stadt Dalgety in der Nähe des

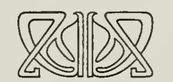
Mount Kosciusko geeinigt. Die glücklichen Grundbesitzer der Gegend forderten enorme Preise für Bauland und erhielten sie auch; überall begann man dort neue Häuser zu bauen. Eines Tages kam aber eine große Überraschung: die Regierung von Neusüdwales weigerte sich, das für die Hauptstadt erforderliche Gelände an den Bund abzutreten, weil es zu nahe an der Grenze von Victoria gelegen sei. Sie drang mit dieser Weigerung durch. Man ging von neuem auf die Suche, reiste abermals im Lande herum, um die erforderlichen 2400 Quadratkilometer ausfindig zu machen, wurde natürlich überall aufs gastlichste bewirtet, weil jede Gemeinde schon durch die Bereitung eines üppigen Mahles zeigen wollte, daß gerade sie den Vorzug verdiene, von einem armseligen Dorf zur mächtigen Hauptstadt emporzusteigen. Es kamen schließlich sechs Bezirke in die engere Wahl. Aber während Yaß-Canberra im Abgeordnetenhause die Stimmenmehrheit erhielt, ergab sich im Senat Stimmengleichheit für Yaß und Tumut. Es bedurfte erneuter Abstimmungen bis endlich 1909 Yaß-Canberra mit einer Stimme Majorität auch im Senat Sieger blieb. Viele Hoffnungen anderer Distrikte sind dadurch zerstört worden. Eine Legion von Flugschriften und schön illustrierten Büchern war von zahlreichen Gemeinden und Grundbesitzern zur Beeinflussung der Abgeordneten nun zwecklos gedruckt worden. Die staatlichen Ausgaben für Reisen und Drucksachen dürften allein annähernd eine halbe Million Mark betragen. Aber Australien darf doch stolz darauf sein, die Wahl mit Erfolg durchgeführt zu haben. So gelang ihnen mehr als den Kanadiern. Um eine Hauptstadt für das Dominium of Canada zu finden, stritt man sich im dortigen Parlament einst zehn Jahre lang herum und überließ dann die Entscheidung der Königin Victoria, welche Ottawa bestimmte.

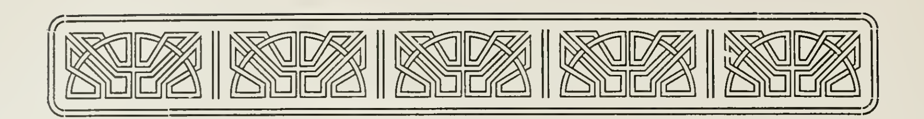
Der Eifersucht unter den größten Städten entspricht die unter den wichtigsten Staaten Australiens. Trotz aller Vereinheitlichungs-Bestrebungen gibt es auch dort deutschen Partikularismus. Ein treffliches Beispiel dafür ist: das bisherige Scheitern einer australischen Transkontinentalbahn.

Die eigenartigen staatsrechtlichen Verhältnisse muß man genau beachten, um die Sozialpolitik Australiens und Neuseelands ebenso

wie deren Politik im übrigen zu begreifen. Die eigenartige Mittelstellung zwischen unabhängigem Staat und abhängiger Kolonie gewährt nämlich Australien die Möglichkeit, ausländischen Staaten gegenüber sich gegen die englische Regierung zu verschanzen und zu erklären, die auswärtige Politik Australiens werde in England gemacht, während man in England den ausländischen Staaten erklärt, Australien sei so unabhängig, daß man in seine Politik von England aus nicht hineinreden dürfe. Und in der Tat hat sich die letztere Auffassung häufig genug als zutreffend erwiesen, namentlich in der fremdenfeindlichen Gesetzgebung Australasiens, welche die Interessen anderer englischer Untertanen oder Verbündeter ganz außerordentlich beeinträchtigt hat und zweifelsohne eines Tages zu einem höchst folgenreichen Zusammenstoß zwischen englischen und australasischen Interessen führen dürfte.

Leicht zu Konflikten Anlaß geben kann daher das Bestreben Australiens und Neuseelands sich im Stillen Ozean auszubreiten. Wer die Geschichte Samoas kennt, von den internationalen Verwicklungen weiß, welche sich an das Deutschwerden dieser idyllischen Südseekolonie knüpften, wird sich auch an die Kolonisationsgelüste Neuseelands erinnern, die zu höchst deutschfeindlichen Kundgebungen geführt haben. Weniger bekannt dürfte es sein, daß Neuseeland tatsächlich ein kleines Kolonialreich in der Südsee besitzt, indem es sich eine ganze Reihe zum Teil freilich recht unbedeutender Inselchen unterworfen hat, und ebenso ist es kaum einem größeren Kreise bekannt, daß auf Neu-Guinea der australische Commonwealth unser Nachbar ist, indem England ihm das goldreiche, früher Britisch-Neu-Guinea genannte Gebiet überlassen hat, das jetzt in demselben Verhältnis zum australischen Commonwealth steht, wie Elsaß-Lothringen zum Deutschen Reiche und, wie wir schon im ersten Teil gesehen haben, den Namen Papualand führt.





## X. Kapitel.

# Was Australasien produziert.

Im Verhältnis zu seiner geringen Bevölkerung weist Australasien sehr hohe Produktions- und Konsumtionsziffern auf. Die Staaten des australischen Bundes exportierten 1908 für 1,29 und importierten für 1,01 Milliarden Mark. Seit 1887 zeigt der Export im Jahresdurchschnitt von Jahrfünft zu Jahrfünft folgende Steigerungen in Milliarden Mark: (1887 bis 1891) 0,59; (1892 bis 1896) 0,66; (1897 bis 1901) 0,89; (1902 bis 1906) 1,11; (1907) 1,03; (1908) 1,29. In denselben Zeiträumen hat sich der Jahresdurchschnitt des Imports in Milliarden Mark wie folgt bewegt: (1887 bis 1891) 0,70; (1892 bis 1896) 0,51; (1897 bis 1901) 0,73; (1902 bis 1906) 0,80; (1907) 1,04; (1908) 1,01. Deutschlands Anteil am Export Australiens beträgt 1908 rund 184 Millionen Mark oder 14,3 % des Gesamtexports, während es am Import nur mit 9 %, nämlich mit 89,65 Millionen Mark beteiligt ist.

Neuseeland exportierte 1908 insgesamt für 320 und importierte für 350 Millionen Mark. Im Jahre vorher hatte der Export 400, der Import 340 Millionen Mark betragen. Das letzte Berichtsjahr war also überraschend ungünstig für die Kolonie! Deutschland war 1908 an der Einfuhr nach Neuseeland mit nur 7,8 Millionen Mark, d. h. 2,23 %, an der Ausfuhr aus Neuseeland mit nur 0,8 Millionen Mark oder 0,25 % beteiligt. Der Import von uns nach Neuseeland steigt zwar langsam, aber einer günstigeren Entwicklung steht nicht zuletzt der Mangel einer unmittelbaren Schiffsverbindung hinderlich im Wege. Musikinstrumente, Eisen und Stahl, Maschinen und Glas-



* In einer australischen Schafsfarm

(Innerhalb der Zäune befinden sich etwa 20 000 Schafe)

waren sind einige der Hauptartikel, die wir nach Neuseeland bringen. Der Umstand, daß der neuseeländische Zolltarif ebenso wie der australische englischen Waren gegenüber Waren anderer Ursprungsländer einen nicht unbedeutenden Vorzugszoll gewährt, hat die deutsche Konkurrenz sehr erschwert.

Viehzucht, Bergbau und Ackerbau sind die hauptsächlichsten Produktionszweige Australiens; weit hinter ihnen erst folgt Handel und Gewerbe.

Die Viehzucht bildet den wichtigsten Zweig australischen Wirtschaftslebens. Nicht nur hat sie bisher Australasien höhere Erträgnisse geliefert als Landwirtschaft und Bergbau zusammen, sondern auch in Zukunft wird das Schwergewicht australischen Wirtschaftslebens zweifelsohne in der Viehzucht liegen. Der ganze Reichtum an Schafwolle, Fleisch und anderen Erzeugnissen der Viehzucht, welche in ungeheuren Mengen exportiert werden, ist zurückzuführen auf 6 Rinder, 1 Hengst, 3 Stuten, 3 Fohlen, 29 Schafe, 12 Schweine und 6 Ziegen. Sie wurden im Jahre 1788 von Kapitän Philipp, der den ersten Sträflingstransport leitete, in den fünften Erdteil gebracht. Denn es gibt kein Land, welches so arm an Nutztieren und -pflanzen war wie Australien, ehe es der europäischen Kultur erschlossen wurde. Auf diese wenigen eingeführten Tiere, denen später noch mehrere Nachschübe folgten, ist der gegenwärtige Viehstand in Höhe von 75 Millionen Schafen, 8,5 Millionen Rindern und 1,5 Millionen Pferden zurückzuführen. Dazu kommt der erhebliche Viehbestand Neuseelands. Auch hier wurden diese Tiere erst durch die Europäer eingeführt, welche den Ureinwohnern, den Maoris, auch das vielbegehrte Schwein brachten und sie dadurch vom Genuß des Menschenfleisches entwöhnten, das sie vorher verzehrten, weil ihnen fast jede andere Fleischnahrung fehlte.

Nicht in allen Teilen Australiens ist die Viehzucht gleich stark, am wichtigsten für sie ist Neusüdwales; hier gedeihen über die Hälfte der australischen Schafe, während die Zahl des Viehs am geringsten in Tasmanien und in Westaustralien ist.

Immer von neuem muß man sich wundern, wie genügsam das Schaf lebt, welches den Reichtum der Bewohner Australiens zum großen Teile herbeigeführt hat; in den wasserarmen Steppen des

Innern, die mit Salzbüschen und kaum genießbarem Gras bedeckt sind, die nur eine ganz dürre Weide bieten, gedeiht es und entbehrt oft tagelang jegliches Wasser. Für die Aufzucht feiner Schafwolle ist das trockene Klima und der salzhaltige, magere Boden sogar besonders günstig.

Australien produziert die größten Mengen feinster Schafwollsorten: es sind namentlich die Merinoschafe, welche diese gute Qualität liefern. Aber nicht nur die Wolle, auch das Fleisch des Schafes ist ein großer Exportartikel. Für die Aufzucht schwerer Fleischtiere, welche grobe, wenig wertvolle Wolle besitzen, sind die grasreichen, feuchten Triften Neuseelands besonders geeignet. Die beste Wolle stellt sich auf 2 Mark das Pfund; die besten Schafe werfen 20 Pfund im Jahre ab, eine große Station besitzt ungefähr 100 000 Schafe. Es gab 1891 in Australien 106,5 Millionen Schafe, 1899 nur 74 Millionen. „Die Differenz heißt Regenmangel, um eine lange, grauenhafte Tragödie stummen Leidens, qualvollen Sterbens, hoffnungslosen Kampfes gegen ein erbarmungsloses Klima in ein Wort zusammenzufassen.“ (v. Kotze.)

Anspruchslos ist das Schaf nicht nur in bezug auf Futter, sondern auch in bezug auf seine Bewachung: Sommer und Winter, Tag und Nacht laufen die Millionen Schafe im Freien umher und nur ein berittener Hirte ist für 10000 bis 20000 Schafe erforderlich. Keine Ställe, kein Futter braucht man also für die Schafe, die sich selbst überlassen bleiben und dabei prächtig gedeihen, sofern nicht vollkommene Trockenheit über das Land kommt. Ein trocknes Jahr bedeutet dann aber auch den Verlust von Millionen. Noch einen bösen Feind hat die Schafzucht: das sind die Kaninchen, welche gerade in den trocknen Zeiten den Schafen das Futter wegfressen und in einer so ungeheuren Menge vorhanden sind, daß bei ihrer rapiden Vermehrung die Bekämpfung dieser Landplage ein noch ungelöstes Problem ist. Mit Drahtnetzen, mit den verschiedensten Arten von Giften und allen anderen erdenklichen Mitteln hat man sich der Kaninchenplage auch von Staatswegen zu erwehren versucht. Eine völlige Beseitigung ist aber noch keineswegs gelungen.

Nur einmal im Jahre kommt etwas Leben in die stations genannten Schaffarmen, das ist zur Schurzeit. Ein Heer von



* Weg durch Bullers Gorge auf der Südinsel Neuseelands

Scherern zieht dann durch das Land. Abgehärtete Buschleute, von denen manch einer eine nicht immer nur romantische Vergangenheit hinter sich hat, und die ein Leben zwischen angestrengter, reichlich bezahlter Arbeit, wüstem Verprassen und entbehrungsreichem Wanderleben führen.

Auf den größeren Stationen wird das Scheren mit Hilfe von Dampf- oder elektrischen Kraftmaschinen vorgenommen, hydraulische Pressen dienen dem Packen. Einen enormen, unerwarteten Aufschwung hat der Fleischexport erfahren, namentlich nachdem es der Technik gelungen ist, anstatt Büchsenfleisch das Fleisch in gefrorenem Zustande nach Europa zu transportieren. Noch Anfang der achtziger Jahre hatte man das für unmöglich gehalten. Jetzt werden die getöteten Tiere nach Herausnehmen der Eingeweide, Abziehen der Felle usw. ganz oder geteilt in Kühlräumen durch Zuführen künstlich erzeugter kalter Luft zum Gefrieren gebracht,

dann ein bis zwei Tage in einer Temperatur von 2° Kälte aufbewahrt, in Leinen eingenäht und in besonders eingerichtete Dampfschiffe verladen, welche in ihren Gefrierräumen 20 000 bis 30 000 Hammelkörper aufnehmen und sie während der sechswöchigen Fahrt nach London fortgesetzt in einer Temperatur von 7° Kälte halten.

Die Sehnsucht der Australier und der Neuseeländer, das gefrorene Fleisch auch auf den europäischen Kontinent, nach Deutschland, zu bringen, hat sich sehr zu ihrem Bedauern noch nicht erfüllt. In England verzehrt man das gefrorene Fleisch sehr gern und in großen Mengen. Es unterscheidet sich im Geschmack nur ganz unwesentlich vom frischen Fleisch.

Sehr wichtig für den Export sind auch die Nebenprodukte der Viehzucht, Häute und Felle, Knochen und Talg, Fleischextrakt und Leim. Dazu kommt vor allem in immer mehr zunehmendem Maße Butter und Käse, welche im ganzen Lande in vorzüglicher Qualität hergestellt und ebenfalls exportiert werden.

Weit zurück hinter der Viehzucht steht der Ackerbau. Der Umfang der unter Kultur befindlichen Fläche ist sehr gering. Er beträgt in Prozenten des Staatsgebiets für Neuseeland 2,73, für Viktoria 5,73, für Neusüdwales 1,29, für Westaustralien 0,07 usw., für ganz Australien nur 0,56. Man baut in den südlichen Kolonien vorwiegend Weizen, in den nördlichen Zuckerrohr und Mais. Ferner gedeihen überall Hafer, Gerste und Kartoffeln. Ackerbauländer sind namentlich Victoria, Südaustralien und Neuseeland.

Während Australien an einheimischen Früchten sowohl in Quantität wie in Qualität wenig liefert, erzielt man erfreuliche Erfolge mit eingeführten Obstsorten. Orangen, Zitronen, Bananen, Ananas und die köstlichen Popeias gedeihen ebenso wie Feigen und Oliven, und auch die in Deutschland außerordentlich beliebten, namentlich aus Tasmanien kommenden Äpfel und Birnen. Dagegen ist das, was die australischen Reben bieten, wenig begehrenswert, vor allem, weil es an sachgemäßer Behandlung und dem erforderlichen Absatz fehlt. Denn der Australier trinkt lieber schottischen Whisky, und der Wein eignet sich nur zum Vermengen mit anderen, namentlich französischen Weinen.

Vom australischen Tabak ist wenig Rühmliches zu melden. Welcher Qualität er ist, zeigt die Behauptung, daß er vornehmlich zum Waschen der Schafe gegen Räude benutzt werden soll.

Der Forstwirtschaft bringt man erst neuerdings und zwar vorwiegend in Neuseeland Interesse entgegen. Man hat elf Millionen Eichen, Fichten, Lärchen, Tannen und Eukalypten angepflanzt, von denen man die meisten aus Europa und Amerika bezog, ferner in großen Schonungen ungeheuer viel Sämlinge gezogen, um schnellwachsendes, gutes Bauholz zu erzielen. Die einheimischen Bäume, namentlich die Kaurifichte, welche 200 Jahre und mehr braucht, ehe sie eine ansehnliche Höhe erreicht, wachsen zu langsam. Es heißt, daß die ursprünglichen Wälder in etwa 70 Jahren vollständig verschwunden und den aus anderen Erdteilen eingeführten Wäldern gewichen sein werden. Wenn man sich jetzt mit besonderer Emsigkeit der Forstwirtschaft widmet, so will man damit den Fehler früherer Vernachlässigung und starken Raubbaues wieder gut machen. Neuseeland produziert übrigens jetzt schon an Nutzholz fast ebenso viel als das 35mal größere waldreiche Kanada, nämlich rund eine halbe Billion Fuß.

Auch der Fischzucht hat man sein Interesse entgegengebracht und in den neuseeländischen Flüssen europäische und amerikanische Forellen ausgesetzt, die jetzt in großer Menge vorhanden sind.

Der Bergbau Australiens war für die Entwicklung des ganzen Landes wiederholt von größter Bedeutung, namentlich gilt dies für die großen Goldfunde, die Mitte des vorigen Jahrhunderts gemacht wurden. In dieser Zeit der Goldentdeckung stieg die Bevölkerung, welche 81 Jahre nach der Entdeckung Australiens, 1851, noch keine halbe Million betragen hatte, in einem Jahrzehnt auf das Dreifache. Aber auch die Silber- wie die Kupferminen des fünften Erdteils sind von größter Bedeutung.

Zinn, Erz und Mineralien aller Arten sind in der australischen Erde in unbegrenztem Reichtum vorhanden; sie stellen jedoch größtenteils noch ungehobene Schätze dar, weil das fremde Kapital sich nicht in das Land wagt und das im Lande befindliche Kapital nicht ausreicht. Aus den Opalfeldern in Queensland und aus den Diamantenfeldern in Neusüdwales hofft man ebenfalls reiche Ausbeute zu ziehen.

Ein Zehntel der ganzen australasischen Bevölkerung findet in dem Bergbau seine wirtschaftliche Existenz.

Nicht ganz leicht ist die Frage zu beantworten, ob die weitgehende Sozialpolitik ihre Ursache darin hat, daß Gewerbe und Industrie in Australien sich sehr langsam und schwach entwickelt haben, oder ob das Umgekehrte der Fall ist.

Bis auf den heutigen Tag zeigt jedenfalls weder in Australien noch in Neuseeland das Gewerbe eine solche Entwicklung, daß auch nur die Hälfte der australischen Rohprodukte im Inland weiter verarbeitet werden kann. Die Wolle der Millionen von Schafen wird zum großen Teil nicht einmal im Lande selbst gereinigt, sondern geht in die ausländischen, namentlich deutschen Wollwäschereien, Wollkämmereien und Wollwarenfabriken. Nicht anders verhält es sich mit den Häuten, welche man von den geschlachteten Rindern abzieht. Auch sie werden durchweg in einem anderen Erdteile zu Leder verarbeitet; und ebenso befördert man die Metalle aus der Erde und schickt sie, sei es direkt aus dem Schacht oder aus dem Schmelzwerk, ins Ausland zur Weiterverarbeitung.

Die Kapitalanlage in Gewerbebetrieben des fünften Erdteils ist erstaunlich gering und vor allem ist zu beachten, daß noch keine Viertelmillion Arbeiter im Gewerbe tätig ist, das in Australien noch keine zwölftausend Werkstätten aufweist. Die Zahl der Großbetriebe, d. h. solcher mit mehr als 50 Arbeitern, ist ebenfalls minimal. Wir finden in Neusüdwales und Viktoria, den industriellen Hauptländern, 7310 Betriebe, welche mehr als je 50 Arbeiter beschäftigen. Diesen stehen gegenüber 530 Betriebe, in denen nicht mehr als je 50 Arbeiter angestellt sind.

Gewerbezweige, welche bei uns und in anderen Industriestaaten mit Riesenziffern prangen, zeigen im fünften Erdteil erstaunlich kleine Verbreitung; so die Eisen- und Textilindustrie, die chemische Industrie usw.

Vergleicht man Australien mit europäischen Staaten gleicher Bevölkerungsziffer, so steht es in bezug auf seine großindustrielle Entwicklung äußerst weit hinter jenen zurück, obwohl die Rohmaterialien in Australasien selbst erzeugt werden.

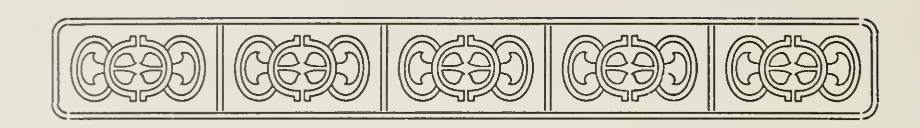
Über die Zukunft der großindustriellen Entwicklung darf man nicht zu optimistisch denken. Ich halte zwar theoretisch die Möglichkeit für nicht ausgeschlossen, daß sich in Victoria mit seinen reichen Wasserkräften die Textilindustrie, in Neusüdwales mit seinen



* Neuseeländische Kaurikopal-Gräber

Kohlen- und Eisenreichtümern die Maschinen- und Metallindustrie gut entwickelt. Bis man aber auch nur auf den wichtigsten Gebieten im Lande selbst seine Bedürfnisse wird decken können, wird es wohl noch viele Jahrzehnte dauern, eine ruhige und friedliche Entwicklung vorausgesetzt. Aber gerade an diese vermag ich nicht zu glauben, weil die Gefahr der Eroberung des menschenleeren Landes durch die volksreichen Ostasiaten eine außerordentlich große ist.





## XI. Kapitel.

# Bevölkerung und Gesellschaft Australasiens.

Das australische Bevölkerungsproblem ist eins der fesselndsten und lehrreichsten in der ganzen Welt. Wenn es wirklich wahr ist, daß das innerste Australien ungeeignet für menschliche Niederlassungen ist, was ich vorläufig noch etwas bezweifle, so könnten doch in den Teilen Australiens, welche selbst von Pessimisten als gut bewohnbar angesehen werden, viele Millionen Menschen mehr leben, mindestens 20 Millionen. Das Land ist so reich an ungehobenen Schätzen, es bietet so außerordentliche Möglichkeiten der Ernährung bei einer rationellen Gestaltung der Produktionsverhältnisse, daß man sich nie genug darüber wundern kann, wie es kommt, daß dieser fünfte Erdteil nur die lächerlich geringe Zahl von vier Millionen Menschen hat.

Aber die Frage ist sehr leicht zu beantworten: Der Erdteil besitzt keine Bevölkerungsschicht, die man als Proletarier bezeichnen könnte. Das Wort Proletarier aber kommt von dem lateinischen proles und bedeutet die Menge, bezeichnet also eine Bevölkerungsschicht, die mit einer Menge Kinder gesegnet ist. Diese Schicht kennt, wie gesagt, Australasien nicht; die Lebenshaltung, selbst der Niedrigsten, ist unbedingt höher als irgendwo in Europa und, wie ich glaube, auch in Amerika; dazu kommt, daß nirgendwo in der Welt der Arbeiter einen weniger aufreibenden Kampf zu führen hat, nirgendwo behaglicher zu leben vermag als in Australasien. Nirgendwo aber, glaube ich, gibt es weniger Idealismus als in der großen Menge der Bevölkerung Australiens und Neuseelands, nirgendwo hat man, bis vor kurzem wenigstens, den

Gedanken in einen Krieg verwickelt, von einer andern Nation erobert zu werden, weniger gehabt als gerade hier. Die satte Behaglichkeit auf der einen Seite, das ziemlich mühelose Erringen günstiger Arbeitsverhältnisse und politischer Macht auf der andern Seite, die viele Jahrzehnte hindurch fehlende Furcht vor einem äußeren Feind, wie die ultrademokratische Politik, welche nur an den Augenblick, kaum aber darüber hinaus an die allernächste Zukunft, denkt: alle diese Momente dürften die psychologische Erklärung dafür abgeben, daß man in Australasien die natürliche Vermehrung der Bevölkerung ebenso wie die künstliche durch Einwanderung außerordentlich vernachlässigt. Auch wenn man den unzuverlässigen Angaben in Mulhalls Dictionary of Statistics nicht traut, so kann man doch zweifelsohne sagen, daß die Australier die ausgesprochensten Fleischesser unter allen Völkern sind. Es kommt auf den Kopf der Bevölkerung, einschließlich der Kinder, täglich $^{3}/_{4}$ Pfund Fleisch. Schulze-Gävernitz spricht daher mit Recht von einer unwirtschaftlichen Überernährung des australischen Volkes, und Bebel hätte in Australasien Gelegenheit, tatsächlich nachzuweisen, daß zwischen den hier herrschenden außergewöhnlich guten wirtschaftlichen Verhältnissen und der niederen Geburtenziffer ein ursächlicher Zusammenhang besteht. Hier ist der treffendste Beweis für die Lehre, daß mit der verstärkten Nahrungszufuhr die Fruchtbarkeit abnimmt.

Klaren Einblick in die Bevölkerungsverhältnisse bietet eine Tabelle, welche die Zahl der Frauen im gebärfähigen Alter vergleicht mit der Geburtenziffer und so die allgemeinen Fruchtbarkeitsziffern enthält. Daraus ergibt sich nämlich, daß auf 1000 Frauen im Alter von 15 bis 50 Jahren an Geburten kommen: in Australien 110, in Neuseeland 104, in Großbritannien 111, in Deutschland 145, in Frankreich 85.

Aller Voraussicht nach hat man mit einem weiteren Rückgang der Geburtenziffern zu rechnen, zumal die Tatsache feststeht, daß die in Australien geborene Frau weniger Geburten aufweist, als die in Europa geborene Australierin. Die Einwanderung von Frauen aus Europa nimmt aber ständig ab.

In einem offiziellen Bericht wird die Befürchtung ausgesprochen, daß bald die Schulkinder nicht mehr zahlreich genug sein werden, um die vorhandenen Schulen auszufüllen.



* Forellenfang in Neuseeland

Das sind trostlose Ausblicke für jene Antipodenländer, die in so zahlreichen anderen Punkten uns voran sind, so u. a. in den allgemeinen Gesundheitsverhältnissen der Bevölkerung (die Mortalitätsziffer beträgt (1907) nur 10,9 ‰ in Australien und Neuseeland gegenüber 20 ‰ bei uns, und in der Säuglingssterblichkeit (1907): 81 ‰ in Australien, in Neuseeland (1906) sogar nur 62 ‰ gegenüber 205 ‰ bei uns.

Die Eigenart der australischen Gesellschaftsverhältnisse wird dem Beschauer besonders klar, wenn er sie den amerikanischen gegenüberstellt. Wie kommt es, daß zwei englische Kolonien — Amerika und Australien — eine so verschiedene Entwicklung genommen haben, daß die Vereinigten Staaten das Land mit den schroffsten, Australasien dagegen das Land mit den geringsten sozialen Extremen geworden ist?

Das liegt vor allem an der ganz anderen Erschließung Australiens! Hier war es von vornherein die Regierung, welche Wege- und Eisenbahnbau unternahm und andere Einrichtungen ins Leben

rief und aufrecht erhielt, Einrichtungen, welche in den Vereinigten Staaten den Individuen überlassen blieben. So wurde in Australien die Regierung schnell der größte Arbeitgeber und jedermann sah den Staat an nicht nur als politische, sondern auch als gewerbliche Macht, und wenn man einem Staat im Prinzip zuerkannt hat, daß er gewerbliche Funktionen erfüllt, so ist es sehr leicht, diese im einzelnen auszudehnen. Die andersartige Entwicklung der Sozialgeschichte Amerikas und Australiens erklärt sich auch daraus, daß in Australien im Gegensatz zu Amerika die Lösung der verschiedenartigsten Probleme nicht allmählich, sondern plötzlich auf einmal erforderlich wurde. Auch ist das Verhältnis der städtischen zur ländlichen Bevölkerung in Australien, wo 47 % Stadtbewohner sind, weit größer als in Amerika, das nur 37 % seiner Bürger in Städten wohnen hat. So ist die Konzentration der Arbeiterbevölkerung in Australien stärker entwickelt, das Arbeiterelement hat bessere Organisationsgelegenheit als in Amerika.

Während also in Amerika in streng individualistischer Weise die Kolonisation, die Kultivierung des Bodens, die Gewerbetätigkeit vor sich gingen, haben die Australier, welche viel später begannen als die Amerikaner, sich mit einem schon sehr entwickelten sozialen Gewissen an die Kulturarbeit gemacht. Wer für die Entwicklung privater Unternehmungen ist, der wünscht, daß jeder einzelne in der Kultivierung des Landes freie Hand hat. Wer aber im Gegensatz hierzu einem sozialen Ideal zugetan ist, der wünscht, daß die Gesellschaft als organisierte Körperschaft die Erschließung des Landes unternimmt, und dabei wird das Individuum als solches, wenn überhaupt, nur provisorisch geduldet.

In Amerika hat sich der Strom der Einwanderung sofort nach dem Innern gerichtet, in Australien dagegen blieben die Einwohner bis auf den heutigen Tag im wesentlichen an der Küste, weil die große Trockenheit des Landes im Innern im Gegensatz zu der weit günstigeren Beschaffenheit des Bodens und Klimas Amerikas eine ganz andere Ansiedlung nötig machte. In Amerika sehen wir ein halbes Hundert kleinerer Territorien entstehen, in Australasien sieben große Staaten mit einem ungeheueren Hinterland. Dabei ist die Bevölkerung des jüngsten Erdteils weit gleichartiger in Beziehung auf die Ab-

stammung als die Amerikas. Hierher haben alle europäischen Staaten viele Tausende, ja sogar Hunderttausende ihrer Angehörigen entsandt, während in Australien und Neuseeland die weit überwiegende Zahl aller Einwohner rein englischer Abstammung ist. Dem Australier geht daher der großzügige, weltmännische Geist des Amerikaners ganz ab. Während dem Amerikaner durch die heterogene Zusammensetzung der Bevölkerung notgedrungen ein starkes Interesse für ausländische Einrichtungen abgenötigt wird, fehlt dem Australasier, namentlich auch dem Arbeiter, jeder Sinn hierfür. Aber diese Tatsache hat in keiner Weise etwas mit der politischen Arbeiterbewegung zu tun, sondern ist eine durch die ganzen natürlichen Bedingungen des Landes hervorgerufene Erscheinung. Zahlreiche Gründe haben in Amerika eine jetzt sogar das alte Europa bedrohende Großindustrie schon früh aufkommen lassen, während eine solche Großindustrie in Australien — wie schon erwähnt — nicht vorhanden ist und auch kaum kommen wird. Damit im Zusammenhang steht wieder die geringe Bevölkerungsziffer Australasiens: 5 Millionen im Gegensatz zu den 90 Millionen der Vereinigten Staaten, während zwischen der Größe des Territoriums Australasiens und dem der Vereinigten Staaten keine starken Unterschiede bestehen; das australasische hat acht, das amerikanische neun Millionen Quadratkilometer. Aber obwohl man nun annehmen sollte, daß in einem so dünn bevölkerten Lande mit so reichen Bodenschätzen, wie sie Australasien aufweist, ungeheuerer Reichtum in den Händen einzelner sich ansammeln müßte, sehen wir, daß der amerikanische Milliardär im fünften Erdteil überhaupt nicht vorhanden ist, daß man hier amerikanischen Luxus so wenig kennt wie amerikanischen Geschäftsgeist oder amerikanische Arbeitsfreudigkeit. An Stelle dessen sehen wir eine durchweg einfache Lebenshaltung, aber dafür das Fehlen jeder Massenarmut in europäischem oder amerikanischem Sinne. Das Tempo der australischen Arbeit hält keinen Vergleich mit der Intensität der Arbeit aus, wie sie in Nordeuropa oder in Amerika zu Hause ist. Aber die politische Macht des australischen Arbeiters ist unvergleichlich größer als die seiner Genossen in anderen Erdteilen. Was für die Herrschaft über die Vereinigten Staaten ein Pierpont Morgan, ein Rockefeller und andere Milliardäre be-

deuten, das bedeuten für die Herrschaft über Australasien die Gewerkvereine und politischen Organisationen der Arbeiter. Sie sind die Regisseure der ganzen Politik.

Auf gemeinsamen Grundlagen aufgewachsen, unter einer gemeinsamen, der britischen Flagge geeint, mit gemeinsamer Sprache und Entwicklung ausgestattet, wäre es erstaunlich, wenn die fünf Millionen, welche Australasien bewohnen, sich nicht zu einem besonderen neuen Volkstum entwickelt hätten und entwickeln würden, zumal trotz aller Beziehungen zwischen Australasien und dem englischen Mutterland ein sehr hoher Prozentsatz der heutigen Bevölkerung Australasiens bereits in Australasien geboren ist, und ein Nachschub aus dem britischen Mutterland nur in sehr engem Maßstab stattfindet. $^4/_5$ aller Bewohner sind in Australasien zur Welt gekommen und von dem übrig bleibenden $^1/_5$ sind $^9/_{10}$ englischer Herkunft.

Man würde nun aber durchaus fehlgehen, wollte man glauben, daß der Australier und der Neuseeländer identisch wären. Trotz der kurzen Zeit der Entwicklung beider Kolonialgebiete lassen sich doch schon in mancher Beziehung verschiedene Charaktereigenschaften für die Bewohner Australiens und die Neuseelands feststellen; und immer wieder begegnete ich, namentlich bei australischen Politikern, der Frage, ob ich die Unterschiede zwischen dem Australier und dem Neuseeländer auf meiner Studienfahrt entdeckt hätte, weil nämlich nur sehr wenige Australier nach Neuseeland kommen, und man recht eifersüchtig darauf ist, etwas Besonderes zu haben, um sich von dem Neuseeländer zu unterscheiden.

Aber man darf auch nun nicht glauben, daß der australische Kontinent, der gegenüber anderen Erdteilen so viele vereinheitlichende Momente aufweist, in jeder Beziehung eine Einheit darstellt; das ist noch weniger der Fall, als etwa innerhalb des Deutschen Reiches alles eine Einheit bildet. Hier wie dort kennt man einen engherzigen Partikularismus, und hier wie dort läßt sich dieser in vielen Fällen begreifen und verteidigen. Die Gegensätze beispielsweise zwischen dem großen Teil des hochtropischen Queensland auf der einen Seite und dem ganz anders von der Natur bedachten kleinen Tasmanien müssen bald in dieser, bald in jener Form zum Ausdruck kommen. Auch der Umstand z. B., daß Viktoria

schutzzöllnerisch, Neusüdwales freihändlerisch gewesen ist, ehe der australische Bundesstaat 1901 ins Leben trat und ganz Australien mit einer hohen Zollmauer umgab, innerhalb des Bundesstaates aber alle Zollmauern niederriß, muß naturgemäß noch nachwirken, und schließlich kann der Umstand nicht ganz einflußlos bleiben, daß Südaustralien und Neuseeland niemals Sträflingskolonien gewesen sind, im Gegensatz zu anderen australischen Staaten, die als Sträflingskolonien gegründet wurden.

Zweifelsohne ist die von den Verbrechern abstammende Bevölkerung ein nicht zu unterschätzendes Element der Gesamtbevölkerung Australiens, aber doch nur eines von mehreren Elementen, und man ist, glaube ich, nur allzu leicht geneigt, über diesen Bestandteil der Bevölkerung den Stab zu brechen. Allerdings mögen einige Hundert Mörder und Räuber unter den Deportierten gewesen sein, viele Tausende aber wurden wegen ganz unbedeutender oder auch wegen politischer Vergehen in das ferne Land geschickt, und die rauhe Schule, die sie sowohl als Gefangene, wie später auch als Freigewordene in dem unwirtlichen Lande durchzumachen hatten, mag sehr vielen ihren verbrecherischen Instinkt, wenn sie wirklich einen solchen hatten, genommen, und sie zu brauchbaren Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft gemacht haben, ebenso wie die vielen, welche als freie Ansiedler in den fünften Erdteil gekommen sind.



* Australische Goldsucher bei der Arbeit

Und damit gelangen wir zur Betrachtung eines zweiten Elements, auf welchem die Bevölkerung Australiens beruht: es sind die durch die Goldentdeckung angelockten zahlreichen Einwanderer aus Europa. Kühne, waghalsige, durchweg jüngere Leute waren es, welche in den vierziger und fünfziger Jahren vom Golde gelockt nach Australien gingen und hier zum großen Teil seßhaft wurden. Die Schnelligkeit, mit der sich viele Einwanderer hier ein kleines Vermögen erwarben, der Umstand, daß viele Tausende in den Niederlassungen der Goldgräber ein ungebundenes Leben führten, in welchem wilde Spekulation und tollstes Spiel naturgemäß an der Tagesordnung waren, hat der australischen Bevölkerung vielleicht noch deutlicher einen Stempel aufgedrückt, als die Kolonisation durch Sträflinge. Denn Spekulation und Spiel und Wette sind bis auf den heutigen Tag das Kennzeichen eines großen Prozentsatzes der Australier. Aber das wichtigste und für das Verstehen der sozialpolitischen Pionierarbeit Australasiens bedeutendste Element der Bevölkerung sind weder die Sträflinge noch die Goldsucher, das sind vielmehr diejenigen durchweg sehr religiös-human veranlagten Ansiedler, welche Europa verließen, um hauptsächlich in Neuseeland, dann aber auch in den australischen Kolonien als Ackerbauer und Viehzüchter in harter Arbeit und in einem recht freudlosen, einsamen Leben ihr Brot zu verdienen und eine Familie zu gründen. Außerordentlich energische Naturen müssen unter denen gewesen sein, welche aus den verschiedenen Teilen Großbritanniens seit den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts nach Neuseeland herüberkamen, und es ist überraschend und interessant zu sehen, wie die veränderten Lebensverhältnisse sofort aus diesen britischen, sehr häufig schottischen Einwanderern ganz anders denkende Menschen gemacht haben, wie die Söhne der alten Manchesterleute in Neuseeland überraschend schnell begeisterte Anhänger des Evangeliums des Staatssozialismus geworden sind, und das help yourself, das in ihrer britischen Heimat bis auf die neueste Zeit als oberstes Axiom gegolten hat, über den Haufen warfen.

Der Australier vereinigt eigenartige Gegensätze in sich. Obwohl er für freies, ungezwungenes Leben eingenommen ist und nicht die Förmlichkeiten und die Steifheiten des Engländers zeigt, gibt es

doch kein Land, das auch nur annähernd so viele Dinge gesetzlich geregelt hat, reglementiert, die freie Initiative so einengt und bedroht, wie es im fünften Erdteile der Fall ist. So gastfreundlich und entgegenkommend ich den australischen Beamten wie den Arbeiter auch gefunden habe, so höflich und hilfsbereit jedermann in diesem fernen Lande auch dem Fremden entgegentritt, eine so enorm fremdenfeindliche Politik in bezug auf Einwanderung und auf Handel herrscht in Australasien. Der Australier zeichnet sich durch eine weitgehende Toleranz in religiöser Beziehung aus; aber in den staatlichen Schulen Neuseelands hat die Kirche kein Wort zu sagen, wie Neuseeland und die meisten Länder Australiens auch vielleicht die einzigen sind, welche Antisemitismus in keiner Form kennen. Kein Land der Welt gibt es wohl, das eine derartig rigorose Sonntagsheiligung eingeführt hat und unentwegt daran festhält, kein Land, in welchem der Besuch der Kirche derartig gesellschaftliche Pflicht, auch unter den Arbeitern, ist, wie in Neuseeland und Australien. Eine so große natürliche Intelligenz sich auch bei den Australasiern vorfindet, so lernbegierig sie im einzelnen erscheinen, so interesselos stehen sie doch wieder als Nation dem ganzen Auslande gegenüber, und nur allzu häufig verachten sie fremde Sachen einfach deswegen, weil sie nicht australisch, weil sie nicht neuseeländisch sind. Der Neuseeländer wie der Australier sind oft fanatische Bewunderer ihrer Heimat, und doch fehlt ihnen vieles, um sie als wahre Patrioten bezeichnen zu können. Denn den Grad des Patriotismus muß man doch wohl an der Größe der Opfer messen, die man für das Vaterland zu bringen bereit ist; nirgendwo aber, glaube ich, bringt man seinem Vaterlande weniger Opfer als in den Demokratien der Südsee, nirgendwo hat man als Bürger oder Bürgerin weitergehende Rechte, nirgendwo aber werden den Bürgern oder Bürgerinnen weniger Verpflichtungen auferlegt. Zu einer wahren nationalen Begeisterung kommt es nur in Dingen, welche den Sport betreffen.

Begünstigt wird die an sich schon vorhandene Vorliebe für den Sport durch das Klima Australiens, das namentlich in Sydney und Melbourne warm und trocken ist und ein Leben in der freien Luft das ganze Jahr hindurch ermöglicht. Einen Berliner Winter

kennt man hier durchaus nicht. Der Winter in Sydney gleicht unserem Vorfrühling. In der kältesten Zeit blühen die Mandelbäume. Namentlich die Australierin liebt, auch wenn sie keinen Sport treibt, das Leben im Freien. Nirgendwo sieht man wohl so viele Mädchen und Frauen auf der Straße wie in den Städten Australiens und Neuseelands.

Wette und Spiel und in großem Umfange auch der Alkohol sind die Dinge, denen man Opfer gern bringt. Umsoweniger hat man übrig für Dinge der Wissenschaft oder der Kunst, und es wäre ein außerordentlich heikles Problem, zu erörtern, ob eine fortgeschrittene soziale Gesetzgebung, wie sie Neuseeland und Australien hat, nicht nur das materielle Leben der großen Masse hebt, sondern auch dazu beiträgt, daß die gesamte Bevölkerung geistig gehoben wird. Ich habe außerordentlich starke Zweifel, daß dies der Fall ist; mir will scheinen, daß, wie mit der höheren Lebenshaltung die Bevölkerung nicht zunimmt, sondern entgegengesetzte Tendenzen zeigt, auch der Stand der Bildung nicht so in die Höhe geht, wie man es bei einer äußerst gesunden, trefflich genährten, mit Arbeit nicht überlasteten Bevölkerung eigentlich vermuten müßte. Nur für Musik besteht ein großes Interesse in Australasien, und kein Land der Welt hat eine so große Anzahl von Klavieren aufzuweisen, pro Kopf der Bevölkerung gerechnet, wie Australien. Musik und Gesang sind auch die einzigen Gebiete, auf denen man dem Deutschtum gern Eingang gewährt.

Vom Engländer unterscheidet sich der Australier in zahlreichen Beziehungen. Das kann nicht überraschen, wenn man bedenkt, welch großen Einfluß das Klima auf den Menschen hat. England ist feucht und kalt, Australien — wenigstens zum größten Teil — warm und trocken, und im Kampf zwischen Klima und Atavismus unterliegt stets der letztere; denn das Klima läßt sich nicht ändern. Der Australier wie der Neuseeländer ist ein neuer Typus Mensch geworden, namentlich nachdem die starke Zufuhr von Menschenmaterial aus Europa nahezu völlig aufgehört hat. 1902 bis 1908 wanderten jährlich nur zwischen 45- und 75 000 Personen ein, $^{4}/_{5}$ davon britischen Ursprungs, etwa 1200 Deutsche im Jahresdurchschnitt und fast gerade soviel Franzosen.

Besonderes Interesse verdient es, daß von den in den Jahren 1882 bis 1905 Naturalisierten die Deutschen die höchste Ziffer aufweisen, nämlich 1674; dann kommen Schweden und Norweger mit 1285; insgesamt wurden 6000 Ausländer naturalisiert.

Die australische **Gesellschaft** im engeren Sinne zeichnet sich nach alledem durch eine ganz eigenartige **Mischung** von altüber-



*** In einer Goldmine von Bendigo (Victoria)**
(4154 Fuß unter der Erde)

kommenem konservativem Engländertum und neu entstandenem ultra-demokratischem Kolonialleben aus. Sie hat viele gute Seiten britischen Wesens beibehalten, einschließlich des Klubwesens für die Männer und des Fünfuhrtees für die Frauen, aber die typische englische Langeweile abgestreift; namentlich die nunmehr in allen Staaten des Erdteils stimmberechtigten Australierinnen genießen eine Freiheit, wie wir sie nur noch in Amerika finden. Im übrigen läßt sich aber die australische Gesellschaft mit der amerikanischen auch

nicht im geringsten vergleichen, schon weil in Australien die Erscheinung der Riesenvermögen völlig unbekannt ist. Aber noch weniger Ähnlichkeit hat die Gesellschaft des fünften Erdteils mit derjenigen der alten Länder; kennt man doch in Australien keine Aristokratie, weder der Geburt, noch des Geistes, noch der Finanzen. Was also hierzulande als Gesellschaft in besonderem Sinne angesprochen werden kann, ist ein völlig anderes Gebilde, als wir Mitteleuropäer unter dem Begriff Gesellschaft uns vorstellen.

Es fehlt Australien für das Entstehen einer Gesellschaft in unserem Sinne vor allem die Klasse derer, die außer viel Geld auch viel Zeit besitzen. Hier gibt es keine Unbeschäftigten. Wer über Geld und Zeit verfügt, der geht nach England. Die Sehnsucht nach Europa beherrscht alle intelligenten Australier, so sehr sie auch ihr Land lieben mögen. Es fehlt die jeunesse dorée; die wenigen Familien, die eine solche ihr eigen zu nennen in der Lage sind, schicken ihre Kinder nach London. So stark auch der Prozentsatz der in Australien geborenen Bevölkerung ist, das „Zuhause" ist und bleibt England. Fährt man dorthin, so spricht man stets nur von going home. Auch das englische home findet sich unverfälscht in Australien wie in Neuseeland, hat doch der Brite die Eigentümlichkeit, in der ganzen Welt genau dieselben Häuser zu bauen, mit denselben Möbeln auszustatten, und er weicht selbst in den kältesten Gegenden Neuseelands nicht von der Einrichtung ab, in seinen Räumen einen unpraktischen Kamin aufzustellen, weil in den Londoner Häusern das so üblich ist; auf keinen Fall setzt man aber einen Ofen in seine Wohnung, weil man Öfen auch in London nicht kennt. Diese Anhänglichkeit an das Mutterland bewahren selbst diejenigen, welche für ein politisch völlig unabhängiges Australien stimmen, und so erklärt sich der große Einfluß, den London unverändert auf Australien ausübt. Man borgt von dort nicht nur das Geld für staatliche wie für private Zwecke, sondern auch das bißchen Wissenschaft, Kunst und Literatur, das hier getrieben wird. Nur in der Musik macht notgedrungen Deutschland dem britischen Reiche Konkurrenz. Eine australische Kunst, Literatur und Wissenschaft gibt es so gut wie überhaupt nicht, wird es auch in absehbarer Zeit bei der nivellierenden Sozialgesetzgebung nicht geben,

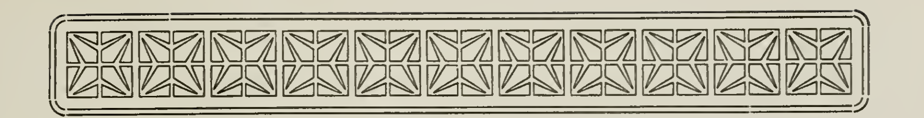
die das Entstehen selbst mittlerer Vermögen immer mehr erschwert und so materielle Mittel zur Pflege einer höheren Kultur nicht schaffen läßt.

Eigentümlich berührt die Anomalie, daß man bei allem Vollblutdemokratentum Orden und Titel von England recht gern annimmt. Sir und Lady stehen hoch im Kurs. Gestalten, wie wir sie aus den Sudermannschen Sturmgesellen her kennen, wachsen auch im fernen Australien. Der Snobismus ist auch hier bekannt. Das sieht man besonders deutlich aus gewissen Spalten der einflußreichen Presse.

Bei meinem Aufenthalt verstärkte sich bei mir immer mehr der Eindruck, daß die oberen Klassen Australiens viel weniger, die unteren aber viel mehr äußere Erziehung haben als die entsprechenden Klassen bei uns. Ich könnte Deutschland von Australien nichts Besseres wünschen, als daß manche seiner Arbeiterführer etwas mehr den australischen gleichen möchten, die ich durchweg als besonnene Politiker kennen gelernt habe, die auch dem Gegner, als den auch ich mich oft zu bekennen hatte, volle Gerechtigkeit widerfahren lassen, die in der Mehrzahl an eine langsame ruhige Evolution glauben und damit starkes nationales Empfinden verknüpfen.

Die künftige Entwicklung Australiens und seiner Gesellschaft liegt zweifelsohne in den Händen der Arbeiter. Es wird also die bisherige Sozialpolitik, welche nicht ohne Erfolg das Entstehen oder den Fortbestand der sozialen Extreme hemmte, noch viel weiter ausgebaut werden und wird noch stärker nivellierend wirken. Wie dann auch immer das Schicksal der Volkswirtschaft Australiens sein mag, das eine scheint gewiß: eine Gesellschaft in unserem Sinne wird Australien nie erhalten. Ob das ein Vorzug oder ein Nachteil ist, muß jeder sich selbst beantworten.





## XII. Kapitel.

# Die Antipoden-Frauen, ihr Stimmrecht und ihre Haushaltkünste.

Wer glaubt, bei unseren Antipoden wegen des den Frauen eingeräumten Stimmrechts einer Gattung weiblicher Wesen begegnen zu müssen, deren Aussehen, geistige Fähigkeiten und politisches Verständnis das unserer Frauen und Mädchen stark überragen, begeht einen sehr großen Irrtum. Immerhin dauert es ziemlich lange, bis man als sozialer Erforscher Neuseelands, dessen Frauen seit dem 19. September 1893 alle das Frauenwahlrecht haben — die Australerinnen bekamen es später — das Erstaunen darüber verlernt, daß die große Masse der Frauen in diesem Heimatland des weiblichen Wahlrechts sich weder äußerlich noch vor allem in ihrem geistigen Horizont nennenswert etwa von den Bewohnerinnen englischer Provinzstädte unterscheiden. Nur insofern stehen sie über jenen, als sie durchweg in der Haushaltung sehr tüchtig sind und, der großen Dienstbotennot gehorchend, vielleicht noch mehr und schwerere Arbeit in ihrem Heim verrichten als die deutsche Hausfrau der entsprechenden Klasse.

Oftmals habe ich der australasiatischen Frau nachrühmen hören, daß sie sich trefflich in allen Lebenslagen zurechtfindet. Ich möchte sie zwischen Amerikanerin und Engländerin stellen. Sie hat Tugenden von beiden und auch zahlreiche Mängel beider. Die politischen Rechte, deren sich die Neuseeländerin seit einem halben Menschenalter zu erfreuen hat, haben an oder in ihr nichts wesentlich verändert, so wenig, wie die weiblichen Stimmen die Politik oder Sozialpolitik nennenswert beeinflußt haben. Nur in

der energischen Bekämpfung des Alkohols hat das Frauenstimmrecht ausschlaggebend gewirkt; und das Studium der Frauenbewegung in Neuseeland an Hand der Akten wie auf Grund zahlreicher Interviews mit Männern und Frauen, welche die Einführung des weiblichen Stimmrechts miterlebt haben, führt zu der Erkenntnis, daß der Kampf gegen den Alkohol der Vater des Frauenwahlrechts war; als Mutter ist aber überraschenderweise nicht die liberale, sondern die konservative Weltauffassung anzusehen. Die Radikal-



Meine stimmberechtigte Chauffeuse in Adelaide

Sozialen, welche Neuseeland seit 1892 beherrschen, können nur als liebevolle Pflegeeltern des Frauenstimmrechts angesprochen werden. Zwar lassen sich ein paar Dokumente nachweisen, welche zeigen, daß schon 1843, also im ersten Beginn der Kolonisierung des fernen Inselreichs im Stillen Ozean, englische Einwanderer das Frauenwahlrecht befürworteten, daß in den fünfziger und sechziger Jahren ein weiblicher Pionier in Wort und Schrift dafür eintrat, daß 1878 und 1881 sogar ein Mitglied des Parlaments dieses für die Forderung des Frauenstimmrechts zu interessieren suchte; allein diese vereinzelten Rufe verhallten in der jungen Kolonie ohne Erfolg. Den entscheidenden Schritt vorwärts brachte das Jahr 1887. Der um Neu-

seeland hochverdiente Minister Sir Julius Vogel überraschte das Parlament in diesem Jahre mit einer Gesetzesvorlage, welche den Frauen das aktive Wahlrecht bringen sollte. Gerade von Vogel hätte man einen solchen Schritt nicht erwartet, denn er war, wenn auch Demokrat, so doch konservativ im Vergleich zu den neuseeländischen Politikern anderer Richtung. Allein Vogel glaubte an einen konservativen Geist bei den Frauen und hoffte, das weibliche Element Neuseelands im Interesse seiner Partei verwerten zu können. Die Female Franchise Bill Vogels gelangte bis zur zweiten Lesung im Unterhaus, wurde aber dann in einer Kommission begraben. Doch die einmal eingebrachte Vorlage, wenn sie auch keinen parlamentarischen Erfolg hatte, mußte notgedrungen das Problem des weiblichen Stimmrechts in die öffentliche Diskussion stellen.

Die Etablierung eines Zweiges der aus Amerika herübergedrungenen Womans Christian Temperance Union in Neuseeland Ende der achtziger Jahre brachte die Agitation für das Frauenwahlrecht in Fluß. Diese in erster Linie gegen den Alkoholmißbrauch gerichtete Frauenvereinigung arbeitete in verschiedenen Gruppen; und eine dieser Gruppen, deren Leitung noch heute die in Christchurch lebende Frau W. Sheppard übernahm, diente der Propaganda für das weibliche Stimmrecht, dem aus der Reihe der Parlamentarier bald eine ganze Anzahl Anhänger erwuchsen, namentlich Alfred Saunders und John Hall, übrigens noch konservativer als Vogel.

Bereits ein Jahr nach ihrem Amtsantritt unterbreitete Frau Sheppard dem Abgeordnetenhaus eine Petition zugunsten des weiblichen Stimmrechts, über das in der Session von 1890 bei der Verhandlung über ein allgemeines Wahlgesetz für die Kolonie, wie bereits 1887, eingehend debattiert wurde. Dafür und dagegen wurden, wie schon drei Jahre vorher, dieselben Gründe vorgebracht, mit denen noch heute Freunde und Feinde der Neuerung zu fechten pflegen. Dem Hallschen Antrag war ein noch ungünstigeres Schicksal im Unterhause beschieden. Aber gerade der Widerstand brachte der Idee neue Anhänger. Inzwischen hatten 32000 Unterschriften, ein Drittel der Frauen Neuseelands umfassend, eine Petition an das Parlament bedeckt, und zwölf neue sozialradikale Demokraten waren in das Oberhaus eingezogen. So siegte endlich 1893 die abermals



* **Wie die Maorimädchen sich begrüßen**
(Nasenreiben als Ersatz für unseren Kuß)

eingebrachte Frauenwahlrechtsvorlage auch im Oberhause, aber nur mit zwei Stimmen Majorität, von denen eine versehentlich zugunsten des Entwurfs abgegeben worden war. Aber noch fehlte die Unterschrift des britischen Gouverneurs. Starke Anstrengungen wurden, namentlich von den Brauern und anderen am Alkoholhandel interessierten Kreisen gemacht, das Veto des Gouverneurs zu erlangen. Es war vergebens. Seddon, der inzwischen Premierminister geworden war, mußte am 19. September 1893 verkünden, daß auch jede in Neuseeland lebende weibliche Person im Alter von mindestens 21 Jahren das Recht besitzt, zum Parlament zu wählen, wenn sie sich in das Stimmregister eintragen läßt.

Überraschend, wie das weibliche Stimmrecht erlassen wurde, hat es auch gewirkt: es hat eigentlich alle Parteien enttäuscht, fast alle Hoffnungen und Befürchtungen, die man an seine Etablierung geknüpft hatte, zerstört; es hat in den 17 Jahren seiner Wirk-

samkeit, wie schon erwähnt, weder in der Politik noch in der Sozialpolitik Neuseelands irgend etwas anderes als die Alkoholbekämpfung nachweisbar stark beeinflußt.

Nachdem einmal die männliche Neugierde, wie die Frauen sich bei dem Wahlakt benehmen würden, bald befriedigt war, kümmerte man sich kaum noch um die Wahlrechtsänderung, namentlich als es immer klarer zutage trat, daß Männer und Frauen nicht nur ungefähr im gleichen Prozentsatz vom Stimmrecht Gebrauch machten, sondern auch, daß sich die weiblichen Stimmen etwa ebenso wie die männlichen auf die beiden allein in Neuseeland vorhandenen Parteien verteilten. Bei den fünf Wahlen seit 1893 war der Prozentsatz der männlichen Wähler, welche ihr Stimmrecht ausübten, zwischen 69 und 84, der der weiblichen zwischen 74 und 85. Nur bei der ersten Wahl stimmten prozentual viel mehr Frauen als Männer: 85 Prozent gegenüber 69 Prozent. Dann aber flaute das Interesse der Frauen ab, und bei den letzten drei Wahlen war die Beteiligung der Männer stets etwas stärker als die der Frauen.

So hat es denn nicht an Vorwürfen gefehlt, daß die Neuseeländerinnen von ihrem politischen Recht nicht ausreichend Gebrauch machten, seine Bedeutung nicht begriffen. Es ist schwer, hierüber ein richtiges Urteil abzugeben. Von einer Frauenbewegung im deutschen oder überhaupt europäischen Sinne ist jedenfalls in Neuseeland so gut wie gar nichts zu merken, einfach schon deswegen nicht, weil die Neuseeländerinnen haben, was unsere Frauenrechtlerinnen wollen. Zwar hat jede der zahlreichen großen Zeitungen eine Womans Page, allein da finden sich fast nur Berichte über Moden und Gesellschaften; mit einer ans Lächerliche streifenden Sorgfalt werden dort alle Tees und Diners der Stadt und die Toiletten der Besucherinnen beschrieben. Da hat man besondere Lady Editors, welche in der täglich erscheinenden Frauenbeilage der Zeitungen über jeden Ball, über jeden Tee referieren, den Mrs. Smith oder Mrs. Taylor gegeben hat, wobei namentlich die Toiletten aller Besucherinnen eingehend besprochen werden. Man sieht: das Frauenwahlrecht ändert den echt weiblichen Charakter nicht in allen Dingen. Geistig stehen diese den Frauen eingeräumten Teile der Tagesblätter unter dem Nullpunkt.

Auch von Versammlungen oder Vereinen der Frauen ist recht wenig zu merken; sie haben ein paar Wohltätigkeitsveranstaltungen, mehr nicht. An unsere ohne das Frauenwahlrecht vorhandenen, von Frauen geleiteten Wohlfahrtseinrichtungen reichen diese aber nicht heran. Nur kurz vor den Wahlen kommt mehr Leben. Da gehen viele Frauen und Mädchen von Haus zu Haus, um Stimmen für diesen oder jenen Kandidaten zu werben. Wer aber zu einer anderen Zeit den Versuch macht, die Unterhaltung mit einer Neuseeländerin auf das politische Gebiet zu lenken (und ich habe das zur Genüge versucht), wird häufiger noch als bei uns auf völlige Verständnis- und Interesselosigkeit stoßen. Diese Erscheinung läßt sich leicht erklären. Zunächst steht die allgemeine Schulbildung der Neuseeländerinnen weit hinter der der deutschen Frau zurück. Auch ist der geistige Horizont der kolonialen Frauen viel enger als der der unsrigen. Weit weniger Reibungsflächen bildet das öffentliche und das private Leben in Neuseeland. Kein Land ist demokratischer, keines hat weniger Kastengeist oder Klassendünkel; in keinem Land der Welt fehlen in gleichem Maße wie hier die Extreme, sei es in politischer. sei es in sozialer, sei es in religiöser Beziehung. Es fehlen eben, wie hervorgehoben, Armut und Riesenvermögen. Selbst die beiden Parteien des Landes unterscheiden sich in manchen prinzipiellen Programmpunkten nur unwesentlich. Die Regierung hat, namentlich unter der Herrschaft Seddons, mehr als irgend eine andere Regierung in bezug auf soziale Fürsorge getan. Was sollen da die Frauen noch fordern? Das passive Wahlrecht? Dafür scheint keine Stimmung vorhanden. Die Frauen sind zufrieden wie die Mädchen. Sie haben ihr Auskommen und werden so gut wie irgendwo behandelt; denn sie haben sogar, wenn auch nicht mehr in dem Umfange wie früher, einen Seltenheitswert, sie bilden nicht wie bei uns die Majorität der Bevölkerung.

Wenn aber doch in einer Beziehung der Einfluß der weiblichen Stimmen sich fühlbar macht, in der Alkoholbekämpfung, so liegt dies an der eigenartigen Gestaltung der Anti-Liquor-Laws. Über diese wird später berichtet.

Nichts wäre nun aber verkehrter, als wenn man die Erfahrungen, welche das ferne Neuseeland mit seinem Frauenstimm-

recht gemacht hat, auf ein anderes Land zugunsten oder zu ungunsten der Forderungen unserer Frauenrechtlerinnen anwenden wollte. Neuseeland ist zum mindesten in bezug auf die Stellung seiner Frauen im Verhältnis zu Deutschland eine inkommensurable Größe. Das dürften die kurzen Bemerkungen über seine politische und soziale Gestaltung zur Genüge dargetan haben. Allein in einem Punkte, glaube ich, darf Neuseeland unser Lehrmeister sein, darin nämlich, daß die Bedeutung des Frauenwahlrechts, seine Wirkungen auf Staat und Gesellschaft, auf Gesetzgebung und Moral in den Ländern des alten Kontinents durchweg überschätzt werden.

Die hier gegebene Darstellung des Frauenwahlrechts bezieht sich auf Neuseeland. Vor allem sind es historische Gründe, welche mich veranlaßt haben, die neuseeländische wahlberechtigte Frau zu schildern. Dann aber kommt hinzu, daß, wenn meine Eindrücke mich nicht sehr täuschen, die neuseeländische Frau im allgemeinen die australische überragt, und ich wollte ein möglichst günstiges Bild von den Frauen bei unseren Antipoden entwerfen. Konnte ich es nicht rosiger malen, so trifft nicht mich die Schuld.

Immerhin ist es wohl nicht angebracht, noch kurz auf das australische Frauenwahlrecht einzugehen. Heute haben die australischen Kolonien den Frauen das Stimmrecht eingeräumt, zuletzt Mitte 1909 hat auch Viktoria diesen Schritt unternommen. Nicht nur zu den Parlamenten der Einzelstaaten, sondern auch zum Parlament des Bundes — also zum australischen Reichstag — haben alle Frauen unter denselben Normen wie die Männer das Recht zu wählen, ja, sie können sogar zum Parlament des Bundes, und zwar sowohl zum Senat wie zum Abgeordnetenhause des Bundes, als Mitglieder gewählt werden. Auch in Südaustralien ist den Frauen das passive Wahlrecht schon seit langer Zeit eingeräumt, aber es ist charakteristisch, wie sie es hier erlangt haben: energische Gegner der Frauenwahlrechtsvorlage hofften dadurch die Anhänger des aktiven Frauenwahlrechts — und nur um dieses handelte es sich bei den parlamentarischen Beratungen — zu Gegnern zu machen, daß sie erklärten: wollte man der Frau überhaupt das Wahlrecht geben, so müßte man ihnen das aktive und das passive verleihen. So traten sie, die Gegner des Frauenwahlrechts, auch für das passive ein, er-

lebten aber die Enttäuschung, daß die Anhänger des aktiven nun doch auch für das passive Frauenwahlrecht stimmten; und so wurde der Südaustralierin auch die Möglichkeit gegeben, in die Parlamente ihres schönen Landes einzuziehen, ohne daß sie sich jemals darum bemüht hätte.

Drei Frauen haben aber versucht, in die ihnen bisher nur theoretisch geöffneten Räume des Bundesparlaments — und zwar des Senats — einzudringen, darunter die sympathische Führerin der australischen Frauenbewegung, Miß Vida Goldstein, die ich, ebenso wie andere führende Australierinnen in langen Unterhaltungen bei mancher Tasse Tee näher kennenzulernen Gelegenheit hatte. Sie schilderte mir an Hand überzeugender Beweise die enormen Schwierigkeiten, welche man den Frauen bereitete, um auch nicht den Beginn einer bunten Reihe auf den Parlamentsbänken einzuführen. Die gesamte Presse, ohne Rücksicht auf ihre Parteistellung, schüttete Hohn und Spott über die Kandidatinnen aus, wie wir sie nur in wenigen reaktionären deutschen Tageszeitungen gewohnt sind. Anfang 1910 wurde Vida Goldstein abermals für die bevorstehenden Wahlen als Kandidat zum Senat des Australischen Bundes aufgestellt. Sie trat nicht als Kandidat einer bestimmten Partei auf, sondern versuchte für das Programm eines gerechten Eherechtes und



* Neuseeländische Viehfarm (nahe Nelson)

gegen den militärischen Geist Wähler zu gewinnen, will man doch unter dem Gesichtspunkte der Landesverteidigung in Viktoria schon 12jährige Knaben zur militärischen Ausbildung heranziehen.

Eine im Frühjahr bei mir eingetroffene Ansichtskarte zeigt das Bild der energisch dreinschauenden Miß Vida Goldstein mit der Aufforderung, für sie bei der 1910 bevorstehenden Wahl zum Senat für das australische Bundesparlament zu stimmen. „Jede Frau jeder politischen Partei sollte für den Sieg der weiblichen Kandidatin sorgen, da alle Männer im Parlament nicht eine Frau so zweckmäßig repräsentieren können, als eine Frau alle Frauen", so heißt es auf dieser Postkarte, die ferner noch drei Gründe aufzählt, weshalb eine Frau in das Parlament aufgenommen werden soll: Erstens, weil Männer Heim und Kinder nicht wie eine Frau repräsentieren können, zweitens, weil alle öffentlichen Angelegenheiten sowohl vom weiblichen wie auch vom männlichen Gesichtspunkte aus entschieden werden müssen, drittens, weil das home system of Government das beste ist: Männer und Frauen in gemeinsamer Tätigkeit für die allgemeine Wohlfahrt.

Bis heute besitzt die australische Frauenbewegung kein eigenes Organ, nicht nur keine Tageszeitung, sondern auch nicht einmal eine Zeitschrift. Die Zahl der politisch tätigen Australierinnen ist überaus klein. Die Frau hat auch in Australien — von verschwindenden Ausnahmen abgesehen — so gut wie gar nicht um ihre Rechte kämpfen müssen; und da keine Reibung vorhanden war, so bildete sich keine Frauenbewegung im europäischen Sinne. Keineswegs hat die Verleihung der politischen Rechte an die Australierin etwa ihren Charakter verdorben oder sie irgendwie entweiblicht, zu Blaustrümpfen oder Mannweibern gemacht. Exemplare dieser unsympathischen Gattung Mensch, wie wir sie gelegentlich in Deutschland wahrnehmen können, gibt es einfach im fünften Erdteil nicht.

Wie es ein Axiom der Antisemiten ist, daß alles Unheil in der Welt von den Juden herrührt, so gehört es zum Axiom einer gewissen extravaganten Gruppe von Frauenrechtlerinnen zu behaupten, die L ö s u n g a l l e r Ü b e l könne d u r c h d a s F r a u e n s t i m m r e c h t erreicht werden. Es finden sich auch gelegentlich in Australasien Frauen, welche allen Ernstes versichern, daß alle möglichen Einrichtungen, die

jene Staaten aufweisen, nur durch das Frauenstimmrecht gekommen wären. Hohe Eheschließungsraten und niedrige Ziffern für uneheliche Geburten, eine hohe Wahlbeteiligung und eine niedrige Kindersterblichkeit, alles das und noch vieles andere soll das Frauenstimmrecht zur Folge gehabt haben; jeder nur irgendwie denkbare, rein zeitliche Zusammmenhang wird in einen ursächlichen verwandelt. Das ist gerade so willkürlich und lächerlich, wie wenn ein Gegner der Frauenwahl behaupten wollte, die Geburtenabnahme oder die Zunahme der Staatsschulden sei durch das Frauenwahlrecht herbeigeführt. Gegenüber solcher Übertreibungen kann ich nur immer wieder zu einer nüchternen und ruhigen Betrachtung der Dinge raten.

Diesem Ausflug in die Domäne der australischen Frau möchte ich dazu benutzen, auch etwas die australische Hausfrau zu studieren. Zu diesem Zweck will ich mich mit deren Budget beschäftigen und den etwas kühnen Versuch unternehmen, das Ausgabebuch einer Berliner und einer in Sydney oder in Melbourne wohnenden Hausfrau aus denselben Kreisen zu vergleichen.

Da wird vor allem eines auffallen: die Mieten in den australischen Städten sind durchweg erheblich höher als bei uns, für den Begüterten wie für den Arbeiter; aber trotzdem besitzen die australischen Häuser auch nicht annähernd den Komfort der deutschen. Die Erklärung für die hohen Mietspreise ist zum Teil in dem Umstand zu finden, daß in ganz Australien das Einfamilienhaus vorherrscht, meistens mit Garten umgeben, so daß eine australische Halbmillionenstadt ein Gelände bedeckt, wie es bei uns eine Zweimillionenstadt kaum erfordert. Was man in Sydney an Miete mehr ausgibt als bei uns, spart man auf der anderen Seite wieder an Feuerung. Falsch wäre es aber, wollte man daraus den weiteren Schluß ziehen, daß man auch die Winterkleidung in Australien sparen könnte. Braucht man auch nicht die dicken, warmen Kleider wie im deutschen Norden, so herrscht doch gerade in den australischen Großstädten Frau Mode wie bei uns. Aber die Australierinnen oder vielmehr die zahlenden Männer sind besser daran als wir. Denn wenn bei uns eine Saison zu Ende ist, beginnt sie erst in Australien. Und so schafft man aus den europäischen Hauptstädten gegen Ende der

Saison die unverkauft gebliebenen Stoffe nach dem fünften Erdteil, wo sie zur Eröffnung der Saison als allererste Neuheit eintreffen und gelegentlich billiger verkauft werden als im Ursprungslande, weil sie dort als Ladenhüter hätten verramscht werden müssen. Selbst wenn jedoch ein australischer Gatte etwas mehr für die Toilette seiner Frau und Töchter ausgibt als sein deutscher Leidensgefährte, so erscheint im Familienbudget doch kaum ein höherer Posten für Kleidung als bei uns; denn die australischen Männer, gerade der besseren Klassen, legen auf ihre äußere Erscheinung weniger Gewicht als die deutschen Großstädter. Es ist gar keine Seltenheit, daß man als Mitteleuropäer den Gatten oder Bruder einer schicken, reichen Lady oder Miß für einen niederen, schlecht bezahlten Angestellten hält. Der australische Arbeiter wie die australische Arbeiterfrau sind aber weit besser gekleidet als ihre deutschen Genossen. Die durch und durch demokratische Struktur der australischen Gesellschaft kommt gerade im Anzug zum Ausdruck; es ist nur schwer möglich, den hochbesoldeten Fabrikdirektor von dem auch in Australien schlecht bezahlten kleinen Beamten zu unterscheiden, wenn beide nebeneinander des Morgens im Ferryboat sitzend aus der Gartenstadt ins Bureau fahren oder des Abends auf ihren drei Schillinge kostenden Parkettplatze eines Varietétheaters einer internationalen Artistentruppe lauschen oder sich bei einer der wenigen offiziellen Festlichkeiten in schlechtsitzendem Frack begrüßen. Uniformen und Orden als Unterscheidungsmerkmale fallen hier fast gänzlich fort. Nur bei den Frauen sind es die Brillanten, die eine gewisse Unterscheidung ihrer gesellschaftlichen Zugehörigkeit ermöglichen.

Überraschend selbst für den Kenner Australiens, ist die große Quantität Fleisch, welche nach den Haushaltungsbüchern in den australischen Familien verzehrt wird, und zwar auch in den einfachsten Arbeiterkreisen. Ich glaube, daß ein höherer Prozentsatz Australier täglich dreimal Fleischmahlzeiten verzehrt, als in Deutschland Familien Fleisch auch nur einmal die Woche auf dem Tisch sehen.

Außerordentlich hoch sind die Ausgaben für das Hauspersonal, dessen Verwendung denn auch auf das äußerste eingeschränkt wird. Der Lohn eines Dienstboten beträgt in ganz Australasien in der

Woche mindestens soviel wie bei uns im Monat. Er schwankt etwa zwischen 15 und 25 Mark, aber eine Köchin kann ruhig den doppelten Lohn und noch mehr in der Woche beanspruchen, und selbst dann wird man es nicht vermeiden, daß sie sehr schnell für einen eigenen Haushalt zu kochen vorzieht. Trotz der hohen Löhne und der außerordentlich guten Behandlung ist es äußerst schwer, einigermaßen zuverlässige Dienstboten zu bekommen, und wenn man sie hat, kann man nicht annähernd dieselbe Quantität und Qualität der Arbeit von ihnen verlangen wie bei uns. So muß sich die australische Hausfrau wie die australische Haustochter notgedrungen dem Haushalt noch eifriger widmen, als die deutschen Frauen und Mädchen es wenigstens früher taten. Und ich habe mich schnell daran gewöhnt, nichts Außergewöhnliches darin zu erblicken, daß der Herr des Hauses, mag er auch ein Einkommen von 20 000 Mark genießen, mir eigenhändig die Tür öffnet, daß die Töchter die Speisen auftragen und den Tisch abdecken. Und alles das in einem Erdteil, dessen Frauen das politische Wahlrecht genießen!

Aber nun zu den Getränken. Wollte jemand Bier in Quantitäten trinken, wie sie im lieben Deutschland üblich sind, so würde er dies ganz empfindlich in seiner Kasse fühlen. Denn geistige Getränke kosten in Australien etwa das Vierfache als bei uns. Dafür wirken sie bei unseren Antipoden aber auch viermal schneller. Und so ist die weitgehende Abstinenzbewegung in Australasien nur allzu berechtigt. Ein halber, in Westaustralien sogar ein ganzer Shilling, ist der landesübliche Mindestpreis für einen „Drink", mag es Whisky sein oder ein Gläschen Bier, das vielleicht $^2/_{10}$ Liter enthält.

Die hohen Kosten für geistige Getränke werden aber im australischen Haushalt-Budget wieder ausgeglichen durch die verschwindend kleinen Ausgaben für alles, was geistige Bildung und Kunst betrifft. Diese Dinge stehen in Australien sehr gering im Kurse. Für sie läßt man höchstens den Staat bezahlen. Sport in jeglicher Art ersetzt die geistige Nahrung so sehr, daß sich allenthalben eine Reaktion gegen die Sportübertreibung und gegen das damit verbundene noch größere Übel des Wettens geltend macht.

Man hat keinen Begriff bei uns, welche Wettwut an Renntagen alle Kreise Australiens packt, welche Unsummen dann verwettet werden. Freilich: wenn man den Australiern das Trinken und das Wetten verleidet und ihren Sport eindämmt, so nimmt man ihnen jede Zerstreuung, die sie besitzen. Denn wo etwa Theater vorhanden sind, sind sie von recht fragwürdigem Werte. Die Stücke, die man gibt, haben durchweg keinerlei erzieherische Bedeutung. Die Eintrittspreise zum Theater sind niedriger als bei uns, sonst würde man sie

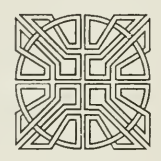


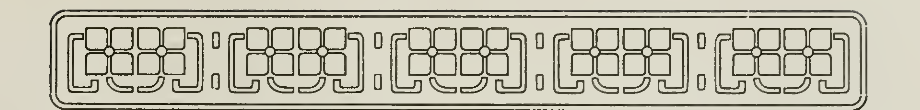

* **Der Export von Kaninchenfleisch**

gar nicht besuchen. Außerhalb der großen Städte bildet nur der Kinematograph eine höhere Erholungsstätte.

Diese Beispiele aus dem australischen Familienleben dürfen genügen, um wenigstens einige der wichtigsten Verschiedenheiten zwischen deutschen und australischen Haushaltungsbudgets zu illustrieren. Bei alledem ist zu bemerken, daß die Kaufkraft einer deutschen Mark und die eines australischen Shillings annähernd die gleiche ist. Eine deutsche Familie, die in Berlin 12 000 Mark jährlich verbraucht und in Sydney genau in der gleichen Weise leben wollte, würde wahrscheinlich viel mehr Geld benötigen. Aber dasselbe ist auch von einer australischen Familie zu sagen, die in

Berlin genau wie in Sydney leben wollte. Nähme jedoch die deutsche Familie die gesamten Lebensgewohnheiten der Australier an und würden umgekehrt die Australier in Berlin nach deutschem Muster leben, so kämen sie beide in der gleichen Weise aus. Wer aber Jahrzehnte in Deutschland gelebt hat, wird weitere Jahrzehnte nötig haben, ehe er sich an das ganz eigenartige Leben im fünften Erdteil gewöhnt hat; er will in Sydney essen und trinken und wohnen wie in Berlin, und das ist, wenn überhaupt, nur mit großen finanziellen Opfern möglich. So ist das Märchen von dem teuren Leben in Australien entstanden.





## XIII. Kapitel.

# Die politischen Parteien.

Die Betrachtung der Verfassung hat uns gezeigt, wie die Parlamente der einzelnen australischen Gliedstaaten sowie Neuseelands und außerdem das Parlament des Commonwealth selbst eine Nachahmung des englischen Parlamentsystems bilden. Damit ist bereits angedeutet, daß durchweg das Zwei-Parteiensystem vorhanden ist. Aber wie wir in England das Entstehen einer dritten und vierten Partei wahrnehmen können, so sind auch in einer Anzahl der australischen Staaten drei Parteien vorhanden. Bei der großen wirtschaftlichen Verschiedenheit der einzelnen Kolonien sind diese Parteien in ihren Bestrebungen und ihrem Programm nicht in allen Staaten identisch. Aber im großen ganzen gleichen sie sich doch in ihren allgemeinen Grundsätzen. Wenn wir nun aber in althergebrachter Weise die eine dieser Parteien als die konservative, die andere als die liberale und die dritte als die Arbeiterpartei bezeichnen, so muß aufs eindringlichste davor gewarnt werden, bei diesen Bezeichnungen etwa an die gleichnamigen Parteien zu denken, welche in Deutschland vorhanden sind. Häufig genug unterscheiden sich in Australien die sogenannten Konservativen und Liberalen noch weniger voneinander als etwa im Deutschen Reichstage Freisinnige Vereinigung und Freisinnige Volkspartei von einander abwichen. Bald finden wir Liberale und Arbeiterpartei in festgefügter Vereinigung, wie z. B. in Neuseeland seit nunmehr 16 Jahren, oder wir finden Liberale und Konservative in einen Block zusammengefügt, der der Arbeiterpartei gegenübersteht, wie es unter der zweiten Regierung Deakins bis Anfang 1910 der Fall



* Landschaft in Neusüdwales

war. Der alte Gegensatz der Liberalen und der Konservativen im Commonwealth bestand in bezug auf die Zollpolitik: die einen waren Freihändler, die anderen Schutzzöllner; bei der vollständigen Aussichtslosigkeit des Freihandels für die nächste Zeit konnte aber die Streitaxt über die Zollfragen begraben und eine neue große Partei gebildet werden, welche im Gegensatz zu der Arbeiterpartei steht. Aber auch die Gegensätze zwischen Arbeiterpartei und der anderen Partei, welche man — wenn man deutsche Begriffe anwenden will — als die Partei der Großindustriellen und Agrarier bezeichnen kann, sind bei weitem nicht so schroff wie etwa in Deutschland diejenigen zwischen Nationalliberalen und Sozialdemokraten. Denn die australische Arbeiterpartei ist in keiner Beziehung unserer sozialdemokratischen Partei analog, unterscheidet sich vielmehr außerordentlich stark von ihr.

Die Geschichte der Arbeiterpartei ist aufs engste mit den Gewerkschaften verbunden. Den ersten Anlaß zu einer Organisation

der Arbeiter gab die Bewegung für einen Achtstundentag und die Opposition gegen die Chineseneinwanderung. Die größte Förderung der Arbeiterorganisation brachte der Generalstreik 1890. Aber sein für die Arbeiter ungünstiger Ausgang zeigte ihnen auch, daß die Beschränkung auf Gewerkvereinsorganisationen nicht viel für die Zukunft versprach. Die Arbeiter sahen ein, daß sie aktiv in die Politik eingreifen und den Stimmzettel als Waffe gegen ihre Gegner gebrauchen mußten.

Eine mächtige Förderung des Solidaritätsgefühls der Arbeiterinteressen gab die Erkenntnis, daß Armut, Elend, Arbeitslosigkeit und Ausbeutung des Arbeiters, namentlich in Schwitzindustrien, in gleicher Weise in den Teilen Australiens herrschte, welche Freihandel hatten, wie in denen, welche dem Schutzzoll huldigten. Wenn aber das handelspolitische System die Lage des Arbeiters offenbar nicht wesentlich beeinflußt — so argumentierte man — so braucht auch die Arbeiterpartei keine prinzipielle Stellung für oder gegen Schutzzoll oder Freihandel zu nehmen und kann sich mit anderen, für sie wichtigeren Problemen beschäftigen.

Ein Blick in die Programme der verschiedenen Arbeiterparteien Australiens zeigt, daß diese nicht in allen Punkten identisch sind. Im wesentlichen will man aber dasselbe: Sicherung des Ergebnisses ihrer Arbeit allen Produzenten, das gleiche, direkte, allgemeine und geheime, an keinen Zensus geknüpfte Wahlrecht für alle Parlamente und auch für die städtischen Vertretungskörper, Unentgeltlichkeit des Unterrichtes und Schulzwang, Aufrechterhaltung eines weißen Australasiens, allgemeinen Achtstundenarbeitstag, progressive Besteuerung und Wertzuwachssteuer, Ausbau der industriellen Schiedsgerichtsgesetze und des Industrieschutzes, Nationalisierung der privaten Monopole, Einführung einer Dienstpflicht, Errichtung einer von England unabhängigen Flotte, Einschränkung der Schuldenpolitik, eine Staatsbank und staatliche Versicherung für Australien, Abschaffung der Oberhäuser, Einführung des Referendums, Beseitigung der Gouverneure, völlige rechtliche Gleichheit von Mann und Frau.

Bedeutungsvoller noch für das Verständnis der australischen Arbeiterparteien ist es, zu beachten, was sie nicht fordern: sie sind nicht ausgesprochen antimonarchisch; sie nehmen keinerlei Stellung

zur Religion, ausgenommen, daß sie den Religionsunterricht nicht in den Schulen haben wollen; sie wollen in keiner Weise in das Familienleben eingreifen, opponieren sogar scharf gegen Beseitigung der Ehe und Etablierung der freien Liebe, sie sind nicht international, befürworten vielmehr ein fest geeintes, streng nationales Australien bzw. Neuseeland, das sich aus eigener Kraft verteidigen soll; sie fordern keine allgemeine Verstaatlichung, wenn sie auch deren Ausdehnung befürworten. Mag man gelegentlich auch mit dem Kollektivismus kokettieren, so erkennt man doch unbedingt Lohn und Unternehmergewinn wie die kapitalistische Unternehmungsform als zur Zeit unvermeidlich an, und selbst die Extremsten überlassen es ihren Kindern und Enkeln die letzten Folgen aus dem Programm der Arbeiterpartei in der Richtung einer Sozialisierung der Gesellschaft zu ziehen. Schritt vor Schritt auf verfassungsmäßigem Wege erhofft man mit Bestimmtheit für jeden Arbeiter einen Living Wage erreichen zu können: das ist das Hauptziel. Daran ändern auch nichts gelegentliche Ausbrüche der Volksleidenschaft bei großen Aufständen.

Soviel Anhängern der Arbeiterparteien Australiens ich die Frage stellte, warum sie nicht die Forderungen der Sozialdemokratie adoptieren wollen, so oft bekam ich die stereotype Antwort: Wir wissen, daß wir nicht reif für das Millenium sind, wir wollen praktische Erfolge sehen und in konstitutioneller Weise diese erlangen. Sozialismus ohne Doktrin hat ein französischer Autor nicht ohne Berechtigung diese Politik der Labour Parties genannt und gemeint, die australischen Arbeiter seien damit zufrieden, unter der Herrschaft des kapitalistischen Wirtschaftssystems ihre sozialistischen Wünsche erfüllt zu sehen. Daraus erklärt es sich auch, wie es kommt, daß man in unserer sozialdemokratischen Literatur nur so überaus selten Neuseeland und Australien als Vorbilder für soziale Gesetzgebung angeführt findet. Denn die Geschichte der Arbeiterbewegung bei unseren Antipoden spricht gegen die Politik der Sozialdemokraten. Und darum schweigt man die australasischen Versuche zur Aussöhnung zwischen Kapitalisten und Arbeiter tot.

Nach alledem ist die weit überwiegende Mehrzahl der australischen Arbeiter als radikale, nationale Sozialreformer zu bezeichnen.

Sie sind von marxistischen Theorien kaum berührte, ruhig abwägende, nüchtern denkende Tagespolitiker, wissen genau, was für die Arbeiter erreichbar ist, und daß alles am besten auf konstitutionellem Wege geschieht. Man scheut auch keineswegs davor zurück, in der Politik den Liberalen oder auch den Konservativen die Hand zu reichen und gemeinsam mit ihnen gegen Einrichtungen zu kämpfen, welche für Arbeiter ungünstig sind. Besonders eigentümlich berührt es, daß in Neuseeland bis vor ganz kurzer Zeit eine selbständige Arbeiterpartei nicht nur nicht vorhanden war, sondern auch noch nicht einmal gefordert wurde. Die seit 1891 herrschende Partei stellt eine Vereinigung der Liberalen und der Arbeiter dar; sie hat fast die ganze Sozialreform über Australasien gebracht. Die Arbeiter allein hätten niemals erreicht, was sie in enger Verschmelzung mit den Liberalen erlangt haben. Auch die Liberalen sind vielleicht von anderem Schlage als unsere Liberalen; sie sind sehr kräftig mit sozialem und demokratischem Öle gesalbt. Anders liegen die Parteiverhältnisse in Australien. Aber antisozial ist auch der liberal-konservative Block keineswegs. Er ist höchstens langsamer, bedächtiger in der Sozialreform und verabreicht diese in verdünnter Lösung. Der Block weiß, daß ihm in dem demokratischen Land die Herrschaft nur gewiß ist, wenn er der Arbeiterpartei den Wind aus den Segeln nimmt, und dieses Verfahren ist schon lange beliebt. Aber dessenungeachtet ist bei den Anfang 1910 stattgehabten Neuwahlen zum Bundesparlament die Arbeiterpartei als Sieger hervorgegangen. Und in Neuseeland scheint sich nach dem australischen Muster eine selbständige Arbeiterpartei zu entwickeln, gegen die dann wohl die beiden anderen Parteien sich früher oder später verbinden werden, aber wohl ohne dauernden Erfolg.

Wie groß aber auch der Einfluß der Labour Parties sein und werden mag, es wird sich immer dasselbe Bild ergeben, das man bisher wohl ausnahmslos beobachten konnte, wo die Arbeiterpartei die Regierung in Händen hatte: in dem Augenblick, in dem ihre Führer den Rausch der Macht und den Druck der Verantwortlichkeit spüren, hört ihr Radikalismus auf und macht einem viel bedächtigeren Sinnen und Trachten Platz. Wie hat sich z. B.

das Temperament des neuseeländischen Politikers Miller geändert. Vor 19 Jahren war er Führer des größten Streiks, den Neuseeland gehabt hat; heute ist er Handelsminister und belehrt die bei ihm vorsprechenden Arbeiterdelegationen, daß man auch im Lande der experimentellen Sozialpolitik mit Wasser kochen muß. Und die Arbeiter sehen das ein, und sie träumen in ihrer überwiegenden Mehrzahl so wenig von einem Zukunftsreich, wie sie eine gewaltsame Umänderung der herrschenden Wirtschaftsordnung für möglich oder auch nur wünschenswert halten. Die Labour Party ist von den Sozialdemokraten weiter entfernt, als von vielen Liberalen.

Aber trotz alledem wächst eine Sozialdemokratie in europäischem Sinne neben der reformierten Labour Party und heftig befehdet von ihr heran!

So lassen auch die von den unsrigen sich so vollständig unterscheidenden Parteiverhältnisse das Problem der Übertragbarkeit australasischer Einrichtungen auf Deutschland höchst problematisch erscheinen. Der ganze Maßstab ist ein anderer.

Die Staatsverwaltung der australischen Kolonien und Neuseelands, die Ministerien und ihre Leiter haben mich immer an die Verwaltungen mittlerer deutscher Städte erinnert. Nimmt man die Zahl der Personen, für welche beispielsweise der westaustralische Eisenbahnminister oder der südaustralische Minister des Innern zu sorgen haben, so ist diese bei weitem geringer als die Zahl derer, für welche der Dezernent des Berliner Verkehrswesens zuständig ist. Eine Parallele in Europa bieten höchstens die schweizerischen Kantonsregierungen. Aber selbst die einfache Übertragung schweizerischer Institutionen auf das Deutsche Reich ist so gut wie ausgeschlossen! Um wieviel mehr muß man Bedenken tragen, uns mit australasischen Einrichtungen zu beglücken.

Eine besonders günstige Gelegenheit, die typischen Führer der australischen Politik kennen zu lernen, bot sich mir Mitte August in Melbourne. Hier fanden sich die Ministerpräsidenten aller australischen Staaten mit vielen ihrer Ressortchefs ein, und in der gelegentlich recht animierten Gesellschaft von zwei bis drei Dutzend Ministern konnte ich ungehindert meinen Personal-Studien ob-

liegen. Hätte ich es nicht gewußt, niemals wäre ich auf die Idee gekommen, daß die Anwesenden die Leiter der Geschicke eines britischen Erdteils seien, so wenig konnte man sie ihrem Aussehen nach als von englischer Abstammung einschätzen. Meistens waren es bärtige, streng und intelligent dreinschauende ältere Männer, denen man durchweg ansah, daß sie ein entbehrungsreiches Leben hinter sich hatten. Einer der Hauptgegenstände der Beratungen bildete die australische Reichsfinanzreform! Und gerade zu dieser Zeit meldeten die Kabel, daß das letzte Finanzjahr des Deutschen Reiches mit einem Defizit von vielen Millionen Mark abgeschlossen hätte. So ergab sich die Unterhaltung von selbst. Aber während die Australier leider von uns nicht lernen können, wie man Reichsfinanzen gut reformiert, könnten wir vielleicht in bezug auf die oft empfohlene, aber ebensooft an falschem Ort angewandte Sparsamkeit, mancherlei von ihnen lernen, namentlich in bezug auf die wohltuende Einfachheit bei offiziellen Veranstaltungen.

Aufs äußerste dankbar bin ich dem früheren südaustralischen Premierminister Dr. Cockburn, jetzt in London, den ich auf verschiedenen internationalen Kongressen zu treffen Gelegenheit hatte, dafür, daß er mir unter anderem Einführungen an die beiden leitenden australischen Politiker, den jetzigen Ministerpräsidenten Alfred Deakin und seinen Vorgänger und nunmehrigen Nachfolger (seit Mitte April 1910) Andrew Fisher mitgab. So war es mir vergönnt, in stundenlanger anregender Unterhaltung mit diesen beiden interessanten Persönlichkeiten und ihren politischen Adjutanten viel Interessantes zu erfahren. Ich vermag nicht zu sagen, wen ich von diesen beiden Männern höher einschätzen soll: den Führer der Arbeiterpartei des australischen Bundes oder den Führer der vereinigten Liberalen. Beide besitzen eine hervorragende Rednergabe sowie ein erstaunliches Wissen und ihre fesselnde Persönlichkeit läßt alle Disharmonien vergessen, die durch ihre politische oder nationale Stellungnahme den Besucher, ehe er sie kennen lernte, gegen sie einnahm. Beide verkörpern den besonderen australischen Typus; ohne daß es mir möglich wäre zu sagen, woran es liegt, merkte ich auf den ersten Blick, fühlte ich in den ersten Minuten der Unterredung,

daß sich diese beiden Männer außerordentlich vom englischen Politiker, wie ich ihn bei einem längeren Aufenthalt in London kennen gelernt hatte, unterschieden. Ich möchte beinah vermuten, daß beide einen deutschen oder gar romanischen Einschlag haben. Es ist nichts von englischer Steifheit, Förmlichkeit, Gespreiztheit zu verspüren, ein unbändiges Temperament, ein reges Feuer der Augen, eine gefällige Liebenswürdigkeit sind die Hauptmerkmale dieser beiden Menschen, und über dem Ganzen, bei Deakin freilich in viel höherem Maße als bei Fisher, liegt der Hauch der Gemütlichkeit. Während Fisher sich vom einfachen Queenslander Bergwerksarbeiter mit zäher Energie in die Höhe gearbeitet hat, ist Deakin in der Wahl seiner Eltern vorsichtiger gewesen.

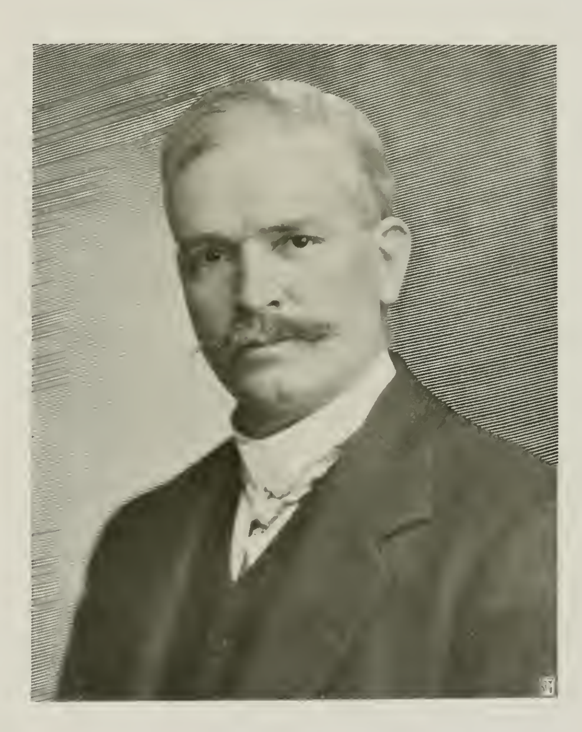


**Alfred Deakin**
wiederholt Ministerpräsident des Australischen Bundes, jetzt Leiter der Opposition

Es war ein ganz reizender Abend, den ich als Gast Deakins in dem Parlamentsgebäude zu Melbourne verbringen durfte. Der Minister hatte davon gehört, daß ich mich bei seinem Vorgänger und dessen Amtskollegen im Fraktionszimmer aufhielt; er ließ mich darauf, vermutlich durch ein in der Zeitung veröffentlichtes Interview auf mich aufmerksam geworden, noch ehe ich ihm einen Besuch gemacht hatte, herausbitten und lud mich ein, den Abend mit ihm zu verbringen, indem er ausdrücklich betonte, daß ich jede Förmlichkeit unterlassen und auch vom Gesellschaftsanzug absehen möchte. In einem kleinen Nebenraum der Parlaments-Bibliothek wurde das für

australische Verhältnisse ausgezeichnete Diner serviert, an dem wir zu fünft teilnahmen, darunter der frühere australische Bundesminister für auswärtige Angelegenheiten Batchelor, einer der stärksten politischen Gegner des jetzigen australischen Premiers, mit welchem ich von Papualand nach Sydney gereist war.

Von sonstigen hervorragenden Australiern, die ich kennen zu lernen die Ehre hatte, erwähne ich Murray, den Premier von Viktoria und seinen Kollegen von Südaustralien Peake. Auch sie beide zeigten in jeder Beziehung ein liebenswürdiges Entgegenkommen und gaben mir, wofür ich äußerst dankbar bin, insbesondere Gelegenheit, die trefflichen Staatsautomobile, welche ich von ihnen zur Verfügung gestellt bekam, kennen zu lernen.

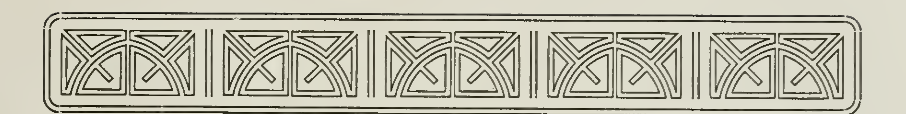


**Andrew Fisher**
seit Frühjahr 1910 australischer Ministerpräsident

Während Deakins Interesse sich hauptsächlich auf die deutsche Sozialversicherung erstreckte, die er sich in allen Einzelheiten von mir schildern ließ, schenkte Murray besonders dem Fortbildungsschulwesen seine Aufmerksamkeit. Eine seiner Töchter hat übrigens unlängst an der Berliner Universität studiert.

Die Bedeutung der Presse in den australasischen Demokratien ist außerordentlich groß, was bei der deutsch-feindlichen Stimmung

der meisten Tageszeitungen sehr zu bedauern ist. Im Einzelfall freilich wird der in Australien oder Neuseeland reisende Deutsche auch von der dortigen Presse ausgezeichnet behandelt, namentlich, wenn er die Vorsicht übt, nichts Ungünstiges zu sagen. Ich habe mich nicht immer hiervor gehütet, habe es vielmehr unter anderem einmal gewagt, offen und ehrlich meine Meinung über das außerordentlich schlechte Buch eines australischen Senators, St. Ledger, auszusprechen. Dieser Mann, Mitglied der konservativen Partei und scharfer Gegner sozialpolitischer Maßregeln, hat in einer Schrift über Sozialismus den Nachweis zu erbringen versucht, daß die australische Arbeiterpartei gewissermaßen identisch sei mit der revolutionären internationalen Sozialdemokratie. In dem Interview suchte ich darzulegen, daß meine Auffassung sich von der des australischen Senators unterscheide und sich dabei auf andere zuverlässigere Werke stütze; es sei sehr zu bedauern, daß ein solches Buch, welches dazu in London verlegt ist, dem Ausland einen falschen Begriff von den wirklichen Verhältnissen im fünften Erdteil beibringe. „Die Kritik des Berliner Professors“ an diesem Buch wurde bei der Beratung des Bibliotheketats für das australische Parlament dem Herrn Senator von einem seiner Kollegen vorgelesen, worauf dieser wutschnaubend in einer gänzlich unsachlichen, mit persönlichen Attacken gespickten Rede erwiderte, deren Hauptinhalt war, daß ich nicht den Mut gehabt hätte, während meines Aufenthalts in Australien das Buch zu kritisieren, vielmehr dies erst dann gewagt hätte, als ich, schon auf der Rückfahrt begriffen, im letzten westaustralischen Hafen mich aufhielt. Nun, ich kann dem Herrn Senator die Versicherung geben, daß mir der Mut zur Kritik auch früher nicht gefehlt hätte, wenn ich sein Werk vorher bekommen hätte, aber freilich, den Mut, so unsinnige Behauptungen aufzustellen, wie er es in seinem Werk getan hat, der hätte mir gefehlt. Man sollte niemals ein so einseitig fanatischer Politiker sein, daß man unter dem Deckmantel einer objektiven Darstellung einen großen Prozentsatz seiner Landsleute im Auslande schlecht macht. Es freut mich, daß ich dem australischen Senator gegenüber die australische Arbeiterpartei in Schutz nehmen durfte.



## XIV. Kapitel.

# Wie man Neuseeland vom Alkohol befreien will.

Während in fast allen sozialpolitischen Dingen Neuseeland der Erzieher Australiens zu sein pflegt, scheint im Kampf gegen den Alkohol Neuseeland ursprünglich der Schüler einiger australischer Staaten gewesen zu sein. Das hat seine leicht erklärlichen Gründe. Australiens erste Kolonisten waren viele Tausende deportierter englischer Verbrecher, die demoralisierend auch auf die zu ihrer Bewachung dienenden englischen Truppen wirkten. Die britischen Offiziere und Beamten in Neusüdwales und Tasmanien erlangten das Monopol des Rumverkaufs zu Beginn des vorigen Jahrhunderts und beuteten ihre Schützlinge derartig aus, daß bald Rum die Geldwährung der Kolonien wurde. Münzeinheit war in Tasmanien die von der Regierung abgestempelte Flasche Rum, welche als ein Pfund Sterling galt. Daß gegen diese unerhörten Mißstände eine Reaktion einsetzte, eine Antialkoholbewegung in den dreißiger und vierziger Jahren in Australien entstand, kann nicht überraschen. Neuseeland aber wurde erst besiedelt, und zwar im Gegensatz zu Australien ausschließlich von freien Einwanderern, als in einigen australischen Staaten die Alkoholbekämpfung schon vorhanden war. Immerhin dauerte es bis zum Beginn der liberalen, radikal-sozialen Ära im Jahre 1892, ehe der Schüler Neuseeland durch eine einschneidende Gesetzgebung seinen ziemlich stark zurückbleibenden Lehrer übertraf, und bis heute ist das Dominium im Kampf gegen den Alkohol weitaus an der Spitze geblieben.



**Aufbewahrung des exportfertig verpackten Fleisches in australischen Gefrierräumen**

Mit der den Neuseeländern eigenen Energie und Zähigkeit wurde der Krieg gegen den Alkohol in dem günstigen Augenblick aufgenommen, in dem der Sturz des alten Regimes die Hoffnung auf erfolgreiche Reform versprach. Ein äußerst befähigter Führer erstand der Bewegung in der Person des noch heute sehr tätigen Reverend Isitt in Wellington, der zunächst die kirchlichen Kreise für die Alkoholbekämpfung gewann. In den 1893 mit dem politischen Wahlrecht ausgestatteten Frauen und Mädchen Neuseelands erwuchsen den Abstinenten mächtige Bundesgenossen. Und so wirkten Kirche und Frauen zusammen mit Sozialpolitikern und Hygienikern und setzten nicht nur bereits 1893 einen Alcoholic Liquors Control Act durch, der nach einigen zweckmäßigen Änderungen noch heute besteht, sondern sie machten die Temperenzbewegung zu einer politischen Parteisache. Und dazu bot ihnen die eigenartige Verknüpfung des Antialkoholgesetzes mit den Parlamentswahlen gute Gelegenheit.

Alle drei Jahre werden nämlich gleichzeitig mit den Wahlen zum neuseeländischen Abgeordnetenhaus, an denen jede über 21 Jahre alte männliche wie weibliche Person in der Kolonie, welche sich in

die Wahlliste eintragen läßt, teilzunehmen berechtigt ist, direkte Abstimmungen in den 76 Wahlbezirken des Landes von denselben Wählern über die Lizenz des Alkoholvertriebs vorgenommen. In jedem Bezirk haben die Wähler das Recht, für Aufrechterhaltung, Verminderung oder Beseitigung der bestehenden Lizenzen zu stimmen. Während aber für die beiden ersten Fälle einfache Stimmenmehrheit genügt, ist für die völlige Beseitigung eine Mehrheit von zwei Dritteln aller Stimmen erforderlich. Die gut organisierten Abstinenten, welche das ganze Jahr hindurch durch Versammlungen, Wanderprediger, Zeitungen und Flugschriften für ihre Sache wirken, werden daher beim Herankommen der Parlamentswahlen besonders tätig. Ihr Kontingent und ihr Einfluß ist ein großer, und so versprechen sie, ihre Organisation im Interesse jedes Kandidaten für das Parlament verwenden zu wollen, der für die Abstinenz eintritt, ein Mittel, das den Abstinenten eine beträchtliche Anzahl von Abgeordneten gefügig gemacht hat. Daß es demgegenüber natürlich nicht an einer Gegenagitation fehlt, die von den Brauern und den anderen am Alkoholvertrieb materiell interessierten Personen unternommen wird, liegt auf der Hand. Aber was vermögen diese gegen die vielen guten Gründe der Alkoholgegner auszurichten? Nur das eine Argument haben sie: daß bei Schließung der Bars und Hotels heimlich weiter getrunken würde. Und scheinbar spricht die Statistik zu ihren Gunsten. Diese zeigt nämlich eine verhältnismäßig stärkere Zunahme im Alkoholkonsum, als die Bevölkerungszunahme, trotz fortschreitender Abnahme der Lizenzen.

Die Abstinenten gehen darauf hinaus, an Stelle der Bezirksabstimmung ein Volksreferendum herbeizuführen, weil sie einsehen, daß das jetzige Verfahren große Mißstände zeitigt: abgesehen von dem enormen Anschwellen der Preise für Häuser und Lizenzen, die Überflutung der Lizenzbezirke mit Trinkern aus den benachbarten Prohibitivdistrikten, auch das Trinken zu Hause statt in der Bar in den letztgenannten Landesteilen. Alledem hofft man in kurzer Zeit den Garaus machen zu können. Denn man will auch den Alkoholkonsum in Privathäusern, der jetzt selbst in den Prohibitivbezirken nicht verboten ist, unter Strafe stellen. Nur zu gewerblichen, medizinischen und religiösen Zwecken soll Alkohol importiert werden dürfen.

Ich habe den Eindruck gewonnen, daß die Abstinenten in absehbarer Zeit wenigstens vorübergehend siegen werden. Gegen den Feldzug der weiblichen Wähler, (die namentlich auf die Barmaids erbost sind) und gegen die Kirche vermag in einem so religiösen Lande, wie es Neuseeland ist, keine Partei etwas auszurichten; dazu kommt, daß gerade in den Kreisen der besseren, hervorragend intelligenten Arbeiter die Abstinenzbewegung großen Anhang findet. Auch bei den oberen Schichten der Bevölkerung, die noch vor wenigen Jahren der Abstinenz nicht sympathisch gegenüberstanden, habe ich, sei es in den Hotels, sei es in Privathäusern, vorwiegend Abstinenzfreunde, Teetrinker, getroffen. Das gilt insonderheit für die heranwachsende Generation. Ein Mittelding zwischen Alkoholfreundschaft und -feindschaft gibt es hierzulande gar nicht; eine Mäßigkeitspartei ist nicht vorhanden. Sie wird wohl erst kommen, wenn Neuseeland demnächst mit noch mehr Recht, als es das Land ohne Streike genannt werden kann, das Land ohne Alkohol sein wird.

Die wirtschaftlichen, sozialen und hygienischen Folgen des Alkoholverbots werden, das muß selbst ein nicht unbedingter Anhänger der Abstinenzbewegung zugeben, für die Gesamtheit in vielen Beziehungen günstig sein; schwierig ist nur die Frage zu entscheiden, was aus den 9000 Personen werden soll, deren Existenz in der Kolonie mit den Alkoholgewerben verknüpft ist. Der Kapitalwert aller Häuser mit Lizenzen wird auf 75 Millionen Mark angegeben. An eine Entschädigung der Besitzer denkt man aber kaum, so wenig wie Lizenzinhaber unter den herrschenden Gesetzen in Neuseeland entschädigt werden. Anderseits würde das Alkoholverbot jährlich mindestens 20 Millionen Mark, die heute für Alkohol verausgabt werden, für andere, wichtigere Zwecke freimachen. Der Staat und die Kommunen würden durch den Fortfall der Einnahmen aus dem Alkohol schwer getroffen werden; denn sie verlieren an Zöllen, Akzise und Lizenzgebühren fast 17 Millionen Mark.

Die Alkoholfrage in Neuseeland ist deshalb besonders wichtig, weil die Getränke dortzulande viel stärker und viel teurer sind als bei uns. Für ein kleines, vielleicht $^1/_5$ Liter fassendes Glas Ale zahlt man meistens 50 Pf. Das Nationalgetränk Whisky kostet in der Regel dasselbe. Es ist wiederholt vorgekommen, daß die

Arbeiter eine Verbilligung des Biers verlangt haben, und als die Brauer nicht nachgaben, für Beseitigung der Lizenz stimmten. Aus welchen Gründen aber jemand den Alkohol bekämpft, ist gleichgültig. Seine Verbannung aus Neuseeland wird nicht mehr lange auf sich warten lassen.

Für die Alkoholfrage ist von besonderem Interesse auch die im Jahre 1882 erfolgte Einrichtung einer Lebensversicherungsabteilung bei den staatlichen Versicherungs-Anstalten für gänzlich enthaltsame Personen. Die hier zufolge günstigerer Sterblichkeit erzielten Überschüsse werden den in der Abteilung Versicherten ausgezahlt. Die Abteilung hat jedoch große Schwierigkeiten zu überwinden gehabt und wiederholt war die Dividende, welche an die in der Abstinentenabteilung Versicherten ausgezahlt wurde, geringer als die Dividende in der Abteilung für Nichtabstinente.



Geiser bei Wairali (Neuseeland)

Wie für das Frauenwahlrecht, so ist auch für die Betrachtung der Alkoholbekämpfung Neuseeland das beste Beispiel von allen australasischen Staaten, weil die Bewegung hier am weitesten geht und auch die meiste Aussicht hat, wenn auch vielleicht nur ganz vorübergehend, vollständig zum Ziele zu gelangen.

Unter diesen Umständen ist es kaum erforderlich, auf die Alkoholbekämpfungsgesetze der Staaten des Commonwealth einzugehen; denn diese stehen durchweg hinter den Maßregeln zurück, welche man in Neuseeland gegen den Alkohol getroffen hat. Nur Viktoria und Neusüdwales können einigermaßen mit in Betracht gezogen werden, aber sie bieten gegenüber den in Neuseeland möglichen Beobachtungen nichts Neues. Die Schäden des Alkohols sind in diesen beiden Staaten nur vielleicht insofern noch eher wahr-

zunehmen als in Neuseeland, weil sie die beiden größten Städte Australasiens Sydney und Melbourne mit je einer halben Million Einwohner aufweisen, und sich in diesen Städten diejenigen Kreise konzentrieren, welche ihr mehr oder minder leicht verdientes Geld mehr oder minder schnell durchzubringen suchen. Im Leben dieser beiden Großstädte spielen infolgedessen die Bars, welche zugleich inoffiziell die Betriebsstätten der geheimen Prostitution sind, eine ganz außerordentliche Rolle.

Nirgendwo herrschen so lästige Trinksitten wie in Australasien, in den Städten, wie im Innern, namentlich in den Goldbezirken. Zu welcher Tageszeit es auch sein mag, ob es sich um einen Besuch handelt oder um einen Geschäftsabschluß, stets wird der Fremde aufgefordert: „let us have a drink“ und selbstverständlich hat er sich dann in gleicher Weise zu revanchieren, so daß es nichts Seltenes ist, daß ein Kaufmann mit einem großen Kundenkreis 10 bis 20 Drinks an einem Tage mit je einem halben Schilling zu bezahlen hat, weil es eben Landesbrauch ist, dem Besucher in der Bar einen Trank anzubieten, wie man bei uns etwa eine Zigarette anbietet.

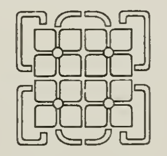
Eine Sonderstellung in der Frage der Alkoholbekämpfung nimmt Südaustralien ein, welches als Weinproduktionsland eine

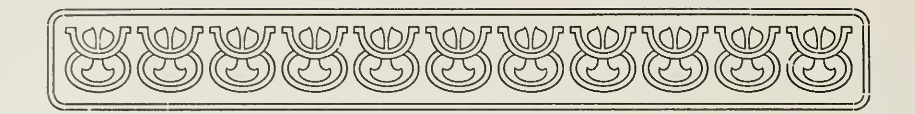


* Geschlachteten Schafen wird das Fell abgezogen

große Rolle spielt. Hier muß der Staat das Interesse seiner weinbauenden Bevölkerung, unter der übrigens viele deutschen Ursprungs sind, wahrnehmen; und er hat infolgedessen keine ganz leichte Aufgabe gegenüber den Forderungen der Alkoholgegner. So befindet sich der Gesetzgeber sehr leicht und häufig in einem sehr peinlichen Widerstreit der Pflichten.

In Australien wie in Neuseeland stehen, wie erwähnt, den Verehrern des Alkohols nur Organisationen gegenüber, welche im wesentlichen völlige Abstinenz predigen. Eine Mäßigkeitsbestrebung wie bei uns, die den Genuß von Alkohol in geringen Mengen gestattet, gibt es, soweit ich ermitteln konnte, nicht. Ich halte es nun aber für äußerst gefährlich, in einem Lande, in welchem das Trinken eine so außerordentlich große Rolle spielt wie etwa in Neuseeland, die Bevölkerung von einem Extrem ins andere bringen zu wollen: von der Unmäßigkeit zur völligen Enthaltsamkeit. Auf diese Weise muß sehr schnell eine Reaktion einsetzen, welche dann die Enthaltsamkeit schleunigst wieder aus dem Lande schafft, wenn nicht die Bevölkerung, weil ihr der Alkohol entzogen wird, auf andere noch gefährlichere Reizmittel verfällt. Es wäre meiner Überzeugung nach weit richtiger, wenn man allmählich eine Mäßigung zunächst in der Weise vielleicht erstreben wollte, daß man die Bevölkerung an leichtere Alkoholarten gewöhnt, etwa in der Weise, daß der Staat eine Brauerei eröffnet und zu billigen Preisen leichtes Bier herstellt an Stelle des schweren. Ob man freilich so dem Australasier das besonders gefährliche Whiskytrinken wird abgewöhnen können, ist schwer zu sagen.





## XV. Kapitel.

# Das trübe Kapitel vom australasischen Deutschtum.

Immer wieder von neuem erstaunt der Reisende, der durch einen der sechs australischen Staaten oder durch Neuseeland zieht, über die zahlreichen Spuren deutscher Kultur, welche sich in jenen fernen Ländern finden. Von der ersten wissenschaftlichen Erforschung des fünften Erdteils bis auf den heutigen Tag haben Deutsche hier eine große Rolle gespielt, und die Namen mancher Bergspitzen in den neuseeländischen Alpen, wie mancher Gemeinden in Viktoria, Tasmanien, Queensland und Südaustralien verraten deutlich, daß vor einigen Jahrzehnten, als Australien noch nicht vier Millionen Einwohner zählte, ja selbst keine vierhunderttausend Menschen aufwies, deutsche Geistesarbeit, deutsche Einwanderung von großer Bedeutung für den dünn bevölkerten Erdteil gewesen sind. In Stadt und Land, in Ackerbau, Handwerk und Industrie, wie in Journalismus und Lehrtätigkeit, im ärztlichen wie im Predigerberuf trifft man allenthalben noch heute Australier und Neuseeländer deutschen Ursprungs. Aber nur allzuoft weicht die Freude hierüber einem Gefühl der Beklemmung und Trauer; denn das einzige Deutsche, was viele unserer Landsleute in Australien noch besitzen, ist ihre Abstammung, ihr Name. Von den alten Einwanderern, die im zweiten Drittel des vorigen Jahrhunderts ins Land kamen, märkische und pommersche Bauern, die als strenge Lutheraner der altpreußischen Kirchenpolitik abhold waren, ferner Anhänger der Revolution von 1848 und Goldsucher, die die Entdeckung großer Goldlager, namentlich 1851, nach Australien lockte, leben nur noch die wenigsten.

Von ihren Nachkommen sprechen aber durchaus nicht mehr alle Deutsch. Wo die Mutter keine Deutsche war, sondern, wie in den meisten Fällen, englischer Abstammung, sind die Kinder nur zu häufig und schnell der Nationalität der Mutter gefolgt, und die Enkel werden fast ausnahmslos völlig englisch. Das ist aber leicht erklärlich; denn rings umgeben von Englisch sprechenden Nachbarn, von denen selbst die Gebildeten nur ihre Muttersprache beherrschen, war es wenigstens für viele Australier deutschen Ursprungs,



* **Eine Wagenfahrt durch Neuseeland mit Hindernissen**

namentlich in den Städten, unbedingte Notwendigkeit, die englische Umgangssprache wie englische Lebensgewohnheiten anzunehmen, wenn sie im Kampf ums Dasein, der auch in Australien und Neuseeland häufig hart genug geführt werden muß, nicht unterliegen wollten. Zwar finden sich in mehreren Hauptstädten Australiens, in Sydney, Melbourne, Adelaide und Brisbane, deutsche Klubs oder Vereine, teilweise mit eigenen Häuser, so namentlich in Sydney und Melbourne (Neuseeland hat nur in Auckland einen kleinen deutschen Klub), aber im Verhältnis zu der Gesamtzahl der in den australischen Städten lebenden Deutschen ist die Mitgliedschaft nicht stark und steht oft in schroffem Gegensatz zu der Reklame, welche gelegentlich in schlecht informierten deutschen Blättern dafür gemacht wird.

Nur verhältnismäßig wenige der noch Lebenden haben es zu besonderen Ehren gebracht oder ein großes Vermögen erworben. Im politischen Leben spielen einige Deutsche in Südaustralien eine Rolle. Besonders populär ist hier unser Konsul Muecke (sprich Mjuki), Parlamentsmitglied usw., der Mitte 1909 die sechzigste Wiederkehr des Tages seiner Landung in Adelaide feiern konnte. Von den Passagieren, die 1848 auf der 356 Tonnen fassenden Barke „Königin Luise" über Südamerika nach Südaustralien kamen, vereinte Konsul Muecke noch neun Personen zu einer eigenartigen Feier. Von sehr reich gewordenen Deutschen vermag ich nur den in Sydney lebenden, in ganz Australien bekannten Brauer Eduard Resch anzuführen, dessen wunderbares, schloßartiges Wohnhaus die Stadt Sydney überragt; von dort aus hat man einen der schönsten Blicke auf den berühmten Hafen von Sydney. Wo immer man im fünften Erdteile weilt, trifft man das vielsagende E. R. = Eduard Resch; es kann aber auch = Eduardus Rex heißen!

Die weit überwiegende Mehrzahl der Deutschen in den australischen Städten, die ich kennen lernte, sind Kaufleute, Ladenbesitzer, Handwerker, die ein einfaches, ruhiges Leben führen, ohne Schätze anzuhäufen. Nur wenige haben seit ihrer Einwanderung nach Australien Deutschland wiedergesehen. Und manch einer, der mir von Berlin erzählte, kannte die Stadt nur aus der Zeit von 1860 oder 1870. Junge Deutsche, die erst in den letzten Jahren eingewandert sind, trifft man nur in ganz geringer Zahl. Wo ich Gelegenheit hatte, in einer deutschen Familie zu verkehren, mußte ich nur allzuoft mit Rücksicht auf die Frau und die Kinder, welche Deutsch gar nicht oder nur mangelhaft verstanden, mich der englischen Sprache bedienen. Die Kinder in Deutschland erziehen zu lassen, kostet die meisten zu viel Geld; der deutsche Sprachunterricht in den australischen und neuseeländischen höheren Schulen läßt, wo er überhaupt erteilt wird, so ziemlich alles zu wünschen übrig. Deutsche Schulen in den australischen Städten gibt es aber nur vereinzelt, oft wird nur ganz beschränkt, etwa einmal die Woche, Unterricht erteilt.

Besser als in den Städten steht es mit der deutschen Sprache auf dem Lande, wenigstens da, wo sich geschlossene deutsche Bauernniederlassungen finden. Und diese trifft man in Queensland wie in

Tasmanien, in Südaustralien wie in Neusüdwales und sogar auf der Süd- wie auf der Nordinsel Neuseelands an. Deutsche evangelische Geistliche und deutsche Lehrer sind hier tätig, um das Deutschtum nicht untergehen zu lassen. Aber auch sie werden die dritte Generation vor dem Verengländern nicht zu retten vermögen; das ist die Überzeugung vieler guter, alter Deutscher, die ich in den fernen Ländern darüber befragte. Die Hauptursache für diese betrübende Erscheinung ist in dem schon angedeuteten Nachlassen der deutschen Einwanderung nach Australien zu erblicken, vor allem in dem Fehlen deutscher Frauen im fünften Erdteil.

Mehrere Besuche stattete ich deutschen Niederlassungen ab. Zu den einen brachte mich unser liebenswürdiger junger Konsul in Christchurch mit seiner vortrefflichen hochgebildeten Gattin — eine Seltenheit in diesem Weltteil! — zu den andren geleitete mich eine flotte Adelaiderin, Chauffeusa ihres eigenen Autos.

Die deutsche Einwanderung hat nur viermal in größerem Maßstabe stattgefunden, aber auch dann nur während kurzer Zeit. Sie erfolgte zuerst Ende der dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts,



* Kochender See in Neuseeland

dann Ende der vierziger, Anfang der fünfziger und schließlich Mitte der sechziger Jahre. Seitdem hat sie stark nachgelassen, ist aber doch immerhin stärker, als die deutsche Statistik nachzuweisen vermag, und beträgt jährlich etwa 1000 bis 2000 Personen. Von diesen dürften aber wohl die meisten als Arbeiter, Kellner, Barbiere herüberkommen und in den Großstädten verschwinden, ohne Deutsche bleiben zu wollen; viele wandern auch bald wieder weiter. Oft wird ein deutscher Verein geschlossen, weil keine Mitglieder mehr vorhanden sind oder die vorhandenen sich nicht vertragen können; anderswo wird die deutsche Kirche geschlossen, weil ein Pastor nicht mehr bezahlt werden kann. Wo ich in Christchurch oder in Adelaide, in Auckland oder in Melbourne über die Lage und die Zukunft des deutschen Elements Erkundigungen einzog: nirgendwo konnte mir von einem Aufschwung, nirgendwo von einem aussichtsreichen Gedeihen berichtet werden. Während 1891 von der amtlichen deutschen Statistik noch über 45000 in Deutschland geborene Australier gezählt wurden, waren es 1901 keine 39000 mehr, und seitdem ist die Zahl noch weiter zurückgegangen. An Deutschsprechenden dürfte Australien etwa 90000 Personen zählen. Aber ein nicht geringer Prozentsatz von ihnen will von Deutschland nichts mehr wissen.

Die Stützen des Deutschtums sind die vor vielen Jahrzehnten herübergekommenen Auswanderer, die Deutschland verließen, als es noch lange nicht die Weltstellung behauptete, die es heute besitzt. Ist es nicht eigenartig, daß gerade diese Leute fester am Deutschtum halten als die erst später herübergekommene Generation? Daß die in Australien geborenen Kinder unserer deutschen Landsleute selbst da, wo sich die Eltern bemühen, sie dem Deutschtum zu erhalten, ihm verloren gehen, kann niemand in Erstaunen setzen, der einerseits die Psychologie des Schulkindes, anderseits die allbritische Agitation und die namentlich in den letzten Jahren allenthalben deutschfeindliche einflußreiche Presse Australien kennt.

Allein, das möchte ich hier ausdrücklich hervorheben, die Deutschenhetze der australischen Zeitungen hat zum größten Teil ihre Ursache in dem Mangel gehöriger Information, in dem Umstand, daß die gesamte hiesige Presse ihre Nachrichten über Deutschland

aus London bezieht, und zwar aus der äußerst trüben Quelle einer einzigen Kabelgesellschaft, welche in raffiniertester Weise sich das Monopol des Nachrichtendienstes für ganz Australien angeeignet hat. Nur die Verwirklichung des genialen Planes Henniker Heatons, ein Kabel-Penny-Porto einzurichten, vermag die skandalöse Mißwirtschaft jenes englischen Kabelsyndikats zu brechen.

Gar manchmal bin ich auf weiten Fahrten durch Neuseeland und Australien, wo ich auch als Deutscher die liebenswürdigste Aufnahme fand, interviewt worden, und mit der größten Bereitwilligkeit haben alle Blätter jede Richtigstellung der aus London tendenziös falsch gemeldeten Dinge über Deutschland aufgenommen, auch meine nicht gerade im parlamentarischen Tone gehaltenen Äußerungen über den Kabeldienst zum Ausdruck gebracht. Würde die dortige Presse in der richtigen Weise von den richtigen Leuten in unserem Sinne informiert werden, so stände manches für das Deutschtum besser in Australien. Aber freilich: das kostet Geld, und für Australien bewilligt man das in Berlin nicht. Haben wir doch nur einen einzigen Berufskonsul in jenen fernen Ländern, die ein Gebiet umfassen, so groß wie Europa. Und dieser Konsul mag noch so tüchtig sein, wie soll er es namentlich bei den sehr geringen ihm zur Verfügung stehenden Mitteln ermöglichen, in seinem riesigen Amtsbezirk herumzureisen, so wie es notwendig wäre, um den in Australien weitverstreuten Deutschen ihr Interesse an der Heimat einigermaßen zu erhalten? Von unseren Ehrenkonsuln, durchweg vielbeschäftigten, älteren Kaufleuten, denen ihr Amt an sich schon beträchtliche Unkosten verursacht, für die sie nicht immer ein Äquivalent erhalten, kann man derartige Reisen nicht verlangen. Auch die in Südaustralien und Queensland erscheinenden drei deutschen Zeitungen vermögen dem Zerfall des Deutschtums keinen Einhalt zu tun; die in englischer Sprache erscheinende Presse aber können sie nicht beeinflussen, da die australischen Redakteure Deutsch nicht verstehen. Schließlich fehlt noch immer in Australien eine deutsche Bank, welche einen nicht nur finanziellen Mittelpunkt für das dortige Deutschtum bilden könnte.

Australien ist bekanntlich sehr fremdenfeindlich. Das rührt daher, daß die Arbeiter, welche das Land politisch beherrschen, jeden

Zuzug, auch den von Engländern, fernhalten wollen, um das Arbeitsangebot nicht zu erhöhen und die Löhne nicht zu drücken. Aber trotz aller Fremdenfeindschaft schätzt man fast überall die deutschen Ansiedler. Der deutsche Kulturdünger für Australien steht hoch im Kurs. Zahlreiche offizielle Anerkennungen hat man aus australischem Munde den Deutschen dort gezollt: weil sie so schnell und gründlich australische Bürger werden. Nur eine Äußerung des früheren Premierministers von Queensland, Sir Thomas Macilwraith, sei hier wiedergegeben. Er sagte: „Vom Einwanderungsschiffe landen die Deutschen in ihren heimischen Trachten, ein oder zwei Tage bleiben sie im Einwanderungshause, dann verschwinden sie plötzlich im Urwald. Man hört oder sieht nichts von den Leuten, bis sie nach $1\frac{1}{2}$ oder 2 Jahren eines Tages wieder auf der Bildfläche erscheinen. Und wie? Auf einem mit gutgehaltenen Pferden bespannten Wagen kommt der Mann mit Frau und Kindern nach der Stadt gefahren, alle sind gut gekleidet, und auf allen Gesichtern spiegelt sich die Befriedigung wider über das Los, das sie gewählt haben." Doch auch Ausnahmen kommen vor; sonst würde man in dem heißen Neu-Guinea keine deutschen Bauern treffen, die aus Queensland fortzogen, weil sie hier ihr Auskommen nicht fanden.



An den heißen Quellen bei Rotorua in Neuseeland

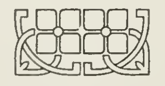
Gerade daraus, daß die Australier in den in ihren Ländern befindlichen Deutschen energische, zielbewußte, biedere Menschen kennen gelernt haben, die länger und besser und billiger arbeiten als die Einheimischen englischen Ursprungs, erklärt sich die große Furcht vor Deutschland, die bekanntlich dazu geführt hat, daß Neuseeland und der australische Bundesstaat dem englischen Mutterland im Vorjahr je einen Dreadnought zum Geschenk angeboten haben. Ein neusee-

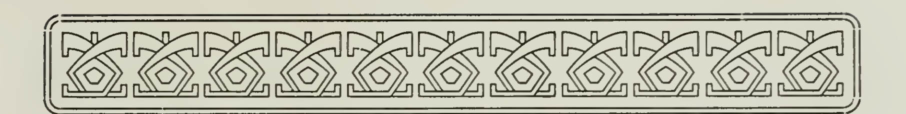
ländisches Parlamentsmitglied meinte: „In einem etwaigen Kriege würde Deutschland vielleicht siegen und möglicherweise einen englischen befestigten Hafen nehmen, wie England einmal französische Häfen besetzt gehalten habe; träte dieser Fall ein, so würde Großbritannien zweifelsohne den Deutschen ein Austauschobjekt anbieten, und das sei dann sicher Neuseeland oder Australien." Soweit ist man hierzulande schon! Will man den Australiern ihre Furcht vor den Absichten Deutschlands auf ihren Erdteil nehmen, so braucht man ihnen nur zu zeigen, wie das Deutsche Reich das australische Deutschtum nahezu völlig ignoriert, und wie man bei uns ruhig mitansieht, daß viele Tausende der besten Deutschen restlos als Kulturdünger für unsere Antipoden untergehen.

Es ist nicht ohne Interesse, an einem praktischen Beispiel zu studieren, wie die antideutsche Nervosität künstlich geschaffen wird. Während ich in Australien weilte, bestanden in knapp einer Woche die Kabelnachrichten, welche die australischen und neuseeländischen Tageszeitungen via London über Deutschland brachten, viermal aus nichts anderem als aus Meldungen über den Bau deutscher Dreadnoughts, ihre Kosten und ihre beschleunigte Lieferung, über die Fortschritte der deutschen, für den Kriegsfall bedeutungsvollen Luftschiffahrt, und schließlich über die deutsche Erfindung eines Magnets, der imstande wäre, herankommende feindliche Kriegsschiffe außer Betrieb zu setzen. Das war nicht etwa in der ersten Aprilwoche des Jahres 1909 hier zu lesen, sondern im Monat Juli. Dazu kamen ein paar Artikel in leitenden Preßorganen, die unter anderem die in Neuseeland lebenden Österreicher — übrigens fast ohne Ausnahme dalmatinische Arbeiter, welche nur Kroatisch sprechen und sämtlich im Norden der Kolonie auf den Kaurikopalfeldern tätig sind — als deutsche Spione bezeichneten; oder sich darüber ergingen, daß der deutsche Konsul in einer neuseeländischen Hafenstadt in einem Inserat den deutschen Wehrpflichtigen mitteilte, sie könnten sich auf einem demnächst eintreffenden Kriegsschiff zur ärztlichen Untersuchung stellen. So geht es von Woche zu Woche, Jahr für Jahr. Und so erreicht man, daß selbst sehr vernünftige Australier schließlich glauben, Deutschland beschäftige sich mit nichts anderem als dem Bau von Dreadnoughts und habe nur den Wunsch, so schnell wie

möglich auf England loszuschlagen, dessen Streitmacht auch zur See, namentlich bei der Hilfe, welche Österreich und Italien Deutschland zu leisten hätten, der deutschen nicht gewachsen sei. Deutschland aber, dessen Heer in Kriegszeiten mit dem österreichischen vereint mehr Soldaten zählt, als der ganze australische Kontinent nebst Neuseeland Einwohner aufweist, brauche für seine jährlich enorm zunehmende Bevölkerung neue Gebiete, und so bestehe die große Gefahr, daß das wehrlose Australien oder namentlich das jeder Verteidigung bare Neuseeland eines Tages von ein paar deutschen Kriegsschiffen unter die schwarz-weiß-rote Flagge gebracht werde.

Die United Preß Assoziation, jene englisch-australische Kabelgesellschaft, besitzt seit 1882 das Monopol des Kabeldienstes für die gesamte australische Presse, und zwar unter den denkbar schärfsten, die Zeitungen aufs äußerste einschränkenden Bedingungen. Schon vor zwölf Jahren hat sich das Parlament von Neuseeland mit dem Kabelmonopol befaßt und die Mißstände gegeißelt; aber es hat nichts gegen die Monopolgesellschaft auszurichten vermocht. Die Redaktionen, welche auf die Assoziation angewiesen sind, wenn sie überhaupt täglich Telegramme bringen wollen, weil ein Spezialtelegraphendienst für die kapitalschwachen Zeitungen viel zu teuer ist, leiden schwer unter den Verträgen mit der Gesellschaft. Aber da alle auch nur einigermaßen bedeutenden Blätter fast unlöslich mit der Assoziation verbunden sind, so fehlt es an einflußreichen Organen, welche das Publikum aufklären, dieses zu einem Protest bringen und dann vielleicht eine gesetzliche Beseitigung der unerhörten Fälschung der öffentlichen Meinung durch die Assoziation herbeiführen könnten.





## XVI. Kapitel.

# Das Phantom eines weißen Australasiens.

Auf den ersten Blick scheint kein Erdteil, kein Land es leichter zu haben, als Australien, Rasseneinheit und Rassenreinheit sich zu verschaffen. Eine Reise durch den fünften Erdteil bringt einem ebenso wie das Studium der Landkarte und der Bevölkerungsstatistik Australiens zunächst die Auffassung bei, nichts sei einfacher als das Ideal zu verwirkichen, auf diesem einen Kontinent nur eine Rasse, nur ein Volk, nur eine Sprache, nur eine Flagge zu haben. Und man versteht nur zu leicht, wie selbst sehr kluge Politiker dem verlockenden Wahngebilde unterliegen, den fünften Erdteil zu einem auch ökonomisch einheitlichen, unabhängigen Staat zu machen. Aber der erste Eindruck täuscht. Australien hat vielleicht mehr als irgendein anderes Staatswesen die gelbe Gefahr zu fürchten. In dem Augenblick, in welchem es aus irgendeinem Grunde nicht mehr auf die englische Flotte rechnen kann, ist es der ersten besten Seemacht rettungslos preisgegeben, die auch nur mit wenigen Schiffen irgendwo an der fast völlig unverteidigten, enorm ausgedehnten Küstenlinie anlegt. Denn der ganze Erdteil beherbergt nur vier Millionen Menschen, deren natürlicher Zuwachs ebenso wie der durch Zuwanderung ein verhältnismäßig sehr geringer und in relativ starker Abnahme begriffen ist: im Jahrfünft 1881 bis 1886 noch 3,86 Prozent der Bevölkerung betragend, ist der Gesamtzuwachs in dem Jahrfünft 1901 bis 1906 auf 1,49 Prozent zurückgegangen; der Überschuß der Einwanderungen über die Auswanderungen sank von 224 040 in den Jahren 1881 bis 1885 auf 2660 in den Jahren 1901 bis 1905, die natürliche Vermehrung



* Das Kamel als Transportmittel im tropischen Norden Südaustraliens

betrug 1881 bis 1885 fast 239 000 und 1901 bis 1905 nur wenig mehr, nämlich noch keine 285 000. Der Gesamtzuwachs der Bevölkerung, prozentual ausgedrückt (1,49 Prozent), gleicht zwar 1901 bis 1906 fast dem deutschen mit 1,47 Prozent; allein in Anbetracht des Umstandes, daß die absolute Bevölkerung des Deutschen Reiches die des australischen Bundes um mehr als das fünfzehnfache übersteigt, der Umfang Australiens aber dem Europas nahekommt, sind die angegebenen Ziffern aufs äußerste unbefriedigend für Australien. Ganz ähnlich liegen die Verhältnisse in Neuseeland, welches jetzt etwas über eine Million Menschen zählt.

Da nun aber keinerlei Aussicht vorhanden ist, daß in Australasien ein beschleunigteres Tempo in der Volkszunahme einsetzt, und weil ferner die kurzsichtigen und egoistischen Arbeiterparteien mit allen nur erdenklichen Mitteln gegen jede Einwanderung Front machen, um die Nachfrage nach Arbeitern höher zu halten als das Angebot, und so die Löhne und die anderen Arbeitsbedingungen möglichst günstig für die Arbeiter zu gestalten, so ist schon nach physikalischen Gesetzen das menschenleere Australasien der Gefahr ausgesetzt, mit dem Überschuß der besonders stark anwachsenden Völker gefüllt zu werden. Und unter diesen sind die Chinesen und die Japaner die nächsten.

Das weiß man auch in Australasien seit langem. Nicht nur die theoretische Richtigkeit der hier geschilderten Gefahr hat man längst erkannt, sondern auch praktisch allerhand Erfahrungen gesammelt. Namentlich zur Zeit der Goldfunde in Bendigo, Ballarat usw. wanderten viele Tausende Chinesen ein. Allein in Viktoria ging

die Zahl der Chinesen, welche 1852 nur 2000 betragen hatte, 1859 bis auf 42 000 in die Höhe, so daß sie einen sehr starken Prozentsatz der Bevölkerung ausmachten. Heute beträgt die Zahl der Chinesen in ganz Australasien nicht viel mehr als vor einem halben Jahrhundert in dem einen Staat. Schon frühe nahm man die Gesetzgebung gegen die Chinesenzufuhr zu Hilfe. Das erste Gesetz dieser Art ist ein viktorianisches von 1855. Es hat viele Nachfolger gefunden, bis schließlich der 1901 ins Leben getretene Bund die Chineseneinwanderung einheitlich für die sechs australischen Staaten regelte, zuletzt durch einen Akt von 1905; daneben bestehen natürlich besondere Gesetze für Neuseeland aus den Jahren 1881, 1889 und 1907.

Das Betreten australischen Bodens ist heute u. a. jeder Person untersagt, welche nicht in der Lage ist, ein aus 50 Worten bestehendes Diktat in einer durch Regulativ zu bestimmenden Sprache zu schreiben, (der sogenannte dictation test). Dieses Regulativ ist aber niemals erlassen worden, so daß noch die Bestimmung des Gesetzes von 1901 zu Recht besteht, in dem gesagt ist, daß das Diktat aus 50 Worten „in einer europäischen Sprache" bestehen muß. Welche Sprache der australische Beamte wählt, bleibt ihm überlassen. Die Regierung hat also die Macht, auch einen gebildeten Deutschen, der außer seiner Muttersprache vielleicht noch englisch, französisch, italienisch und spanisch kennt, dadurch abzuweisen, daß man ihm ein russisches oder bulgarisches Diktat gibt. Und tatsächlich wird ein ähnlicher Fall aus Neuseeland berichtet, bei dem ähnliche gesetzliche Bestimmungen wie die australischen über die Einwanderung in Geltung sind.



* Ersatzmittel für die Eisenbahn im nördlichen Südaustralien

Gegen Hinterlegung von 100 Pfund Sterling kann jedoch nach Belieben des Einwanderungsbeamten auch eine die Diktatvorschriften nicht erfüllende Person zu vorübergehendem oder dauerndem Aufenthalt in dem Commonwealth zugelassen werden. — Für die Übertretung der Immigration Restriction Acts wird nicht nur der Einwanderer mit einem halben Jahr Gefängnis und Ausweisung bestraft, sondern auch der Eigentümer, Kapitän oder Agent eines Schiffes, das einen nicht zugelassenen Einwanderer nach Australien bringt, mit einer Geldstrafe bis zu 100 Pfund Sterling. Und mancher deutsche Kapitän hat für einen seiner chinesischen Matrosen oder Stewarts, die heimlich an Land gingen und nicht wiederkamen, 2000 Mark zahlen müssen.

Das Gesetz ist nicht ohne Geschick ersonnen, und man ist in Australasien stolz darauf, die Chinesenfrage so einfach und bequem „gelöst" zu haben. Ist man aber wirklich so naiv zu glauben, durch ein Staatsgesetz die Gesetze der Natur vom Erfüllen eines volksleeren Gebiets durch den Strom der Einwanderer aus volksreichern Ländern abändern zu können? Hofft man tatsächlich durch einen papierenen Akt Australasien vor dem erwachenden China zu retten? Das Gesetz bleibt keinen Tag länger in Kraft, als die Chinesen oder Japaner es wollen. Das weiße Australien zu einem gelben zu machen, wird aber zweifelsohne in absehbarer Zeit der Wunsch der Ostasiaten sein.

Dem Werke von Schulze-Gävernitz, dem bekannten Freiburger Volkswirtschaftler, über den britischen Imperialismus entnehme ich folgenden humoristischen Brief eines Japaners an den früheren der Arbeiterpartei angehörenden Ministerpräsidenten Watson: „Ihr macht große Anstrengungen, Handel zu treiben, eure Parlamente brauchen große Summen, um Docks, Werftanlagen, Leuchttürme usw. zu bauen und überall habt ihr Handelsagenten, auch bei uns; dann aber erlaßt ihr Gesetze, wodurch ihr diejenigen ausschließt und beschimpft, die ihr eben eingeladen habt. Ihr gebet euren Kindern Pennys für die Missionen zur Bekehrung der Heiden, zu denen nach eurer Ansicht alle Farbigen gehören! Aber selbst wenn sie bekehrt sind, betrachtet ihr ihre Anwesenheit als entehrend und als eine Gefahr. Alle Christen beten zu Gott: Dein Reich

komme! Keiner bestreitet, daß die Botschaft an alle Menschen gerichtet ist. Danach ist den Farbigen wohl der Zutritt zum Himmel, aber nicht zu den Ländern des australischen Bodens gestattet. Wir werden für würdig erachtet mit Gott, allen Engeln und Erzengeln in der glorreichen Gesellschaft der Propheten und Apostel zu sein, aber nicht wert gehalten in Herrn Watsons Augen und seiner Parteien den australischen Kontinent zu bewohnen."

Mögen auch die scharfen gegen die Einwanderung gerichteten Gesetze nur in seltenen Ausnahmefällen zur Anwendung gebracht werden, so zeigt doch schon ihr Bestehen deutlich die Richtung an, in welcher sich die australasische Auffassung gegenüber der Einwanderung bewegt. Auch der Umstand, daß in letzter Zeit von seiten einzelner Staaten die Einwanderung wieder offiziell gefördert und begünstigt wird, kann mich ebensowenig wie andere Beurteiler in der Auffassung hinsichtlich der Gegnerschaft weiter australische Kreise gegenüber einer Bevölkerungszunahme beirren. Aus England wie aus Skandinavien sucht man unter Aufwendung nicht unbedeutender Mittel landwirtschaftliche Arbeiter heranzuziehen. Seitens derjenigen Politiker, welche diese Gesetze veranlaßt und durchgebracht haben, mögen die besten Absichten vorhanden gewesen sein, die große Masse, namentlich die ganze Arbeiterbevölkerung ist aber unbedingte Gegnerin jeder neuen Einwanderung. In dieser Beziehung ist von geradezu kulturhistorischem Wert die scharfe Auseinandersetzung, welche der schwedische Generalkonsul Graf Mörner in Sydney mit der dortigen Presse und Regierung über die offiziell begünstigte Einwanderung von Skandinaviern gehabt hat. In der australischen wie in der englischen Presse finden sich häufig Einsendungen von Arbeitern, welchen in dem Augenblick gekündigt wurde, in dem es offenbar ward, daß die Familie auf drei oder mehr Köpfe anwachsen würde. Man will in der Landwirtschaft Mann und Frau vollständig ausnutzen, kann daher verheiratete Arbeiter mit Kindern nicht gebrauchen. Was nützt unter solchen Umständen selbst die offiziell geförderte Einwanderung?

Allein nicht nur eine gelbe Gefahr hat das weiße Australien. Auch eine schwarze und braune hat das Land. Aber nicht die Ureinwohner sind es, welche den Vorkämpfern für die „Weißheit" des

fünften Erdteils heute noch schwere Rätsel aufgeben, sondern die Kanaker, die Bewohner der benachbarten Südseeinseln, des polynesischen Gebiets.

Diese Kanaker befanden sich fast ausschließlich im nördlichsten Queensland. Hier waren sie auf den in hochtropischem Klima gedeihenden Zuckerplantagen zusammen mit indischen Arbeitern beschäftigt und gaben kaum zu Klagen Anlaß. Aber eine der Hauptforderungen der australischen Arbeiterparteien lautet: Konstituierung eines weißen Australiens, und diesem Prinzip zuliebe mußten die farbigen Arbeiter aus dem Lande heraus. Der 1900 in Queensland erlassene Sugar Works Guarantee Act gewährte erhebliche Staatsunterstützungen für Zuckerfabriken, die gewisse Bedingungen erfüllen. Eine dieser Bedingungen (in der Fassung einer Novelle) war die Nichtverwendung farbiger Arbeiter. Hiergegen erhob die englische Regierung Widerspruch, weil sie fürchtete, Japan werde sich verletzt fühlen. An die Stelle von Queensland trat 1901 der Bund, und dieser änderte den Wortlaut des Gesetzes und verlangte, wie es das schon geschilderte Bundesgesetz tut, von jedem Einwanderer, also nicht nur den farbigen, ein Diktat, in dem gleichzeitig die Einwanderung von fremden Arbeitern, die vor ihrer Ankunft einen Vertrag mit einem australischen Unternehmer abgeschlossen haben, verboten wurde; ausgenommen wurden nur Arbeiter mit Spezialkenntnissen, wie sie sich in Australien nicht finden, und, nach neuseeländischem Vorbild, Seeleute für die Küstenschiffahrt, falls diese die üblichen hohen Löhne beziehen.



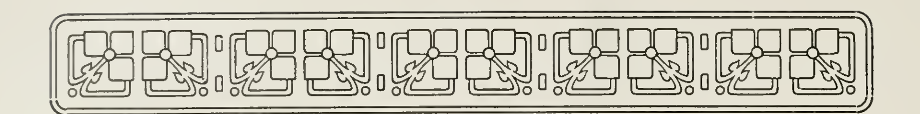
Gott grüß Dich, Alte, schmeckt das Pfeifchen?
(Eine Maorifrau)

Mit der seit Bestehen des Commonwealth strikt durchgeführten, übrigens ziemlich kostspieligen Expatriierung aller farbigen Arbeiter aus den Queensländer Zuckerplantagen hat Australien die Lösung eines Problems begonnen, das für alle tropische Kolonien besitzenden Staaten von der größten Wichtigkeit ist, nämlich das Problem, ausschließlich weiße Arbeiter in tropischer Gegend zu beschäftigen. Darüber, ob dies gelungen ist oder auf die Dauer gelingen wird, gehen die Ansichten in Queensland weit auseinander. Ehe man ein endgültiges Urteil abgibt, wird man noch manches Jahr abwarten müssen. Aber man ist fest entschlossen, eher die Zuckerindustrie Queenslands untergehen zu lassen, obwohl jeder der halben Million Queensländer an dem Gedeihen der Zuckerplantagen interessiert ist, weil große Summen aus öffentlichen Mitteln in dieser Industrie angelegt sind, als farbige Arbeiter im Lande zu dulden. Man sieht: die Arbeiterpartei läßt sich ihr Rassenreinheitsprinzip etwas kosten.

Ein elementarer Irrtum wäre es zu glauben, daß die Forderung eines weißen Australiens einem anderen Motiv entspringe, als dem, die Lage der Arbeiter so gut als möglich zu gestalten, ihre wirtschaftliche und politische Herrschaft über das Unternehmertum, über die Grundbesitzer, über den ganzen Erdteil fest zu etablieren. Und zum großen Teil ist das ja auch den Arbeitern gelungen. Das Rassenideal wird nur als ein schöner und reizender Deckmantel umgehängt, damit auch die übrige Bevölkerung für die Einwanderungsverbote stimmt. Denn daß die Australasier, wenn andere als ihre Arbeiterinteressen in Frage stehen, das Ideal der Rassenreinheit vielleicht weniger als irgend ein anderes Volk vertreten, zeigt die Geschichte der Maoris in Neuseeland.

Die Rasseneinheit und -reinheit ist also bei unseren Antipoden nur ein Traum, ein höchstens ganz vorübergehend zu verwirklichendes Ideal.





## XVII. Kapitel.

# Vom Menschenfresser zum Gentleman.

In Neuseeland zeigt sich die denkwürdige Tatsache, daß in der kurzen Spanne von zwei Menschenleben die eingeborenen Maoris vom Kannibalentum zum Parlamentarismus erzogen worden sind. Neuseeland hat das wohl einzig dastehende Experiment unternommen, seine der polynesischen Völkerfamilie angehörigen Eingeborenen in möglichst jeder Beziehung der eingewanderten europäischen Bevölkerung gleichzustellen. Freilich darf man dabei nicht unbeachtet lassen, daß der Maori ein völlig anderes Exemplar der Gattung Mensch darstellt, als der eingeborene Australier. Der Maori ist in gewisser Beziehung dem Fidschianer, dem Tonganer, dem Samoaner verwandt oder ähnlich.

Wenn ich nun bei der Darstellung der Maoris, ihrer sozialen, politischen, agraren Verhältnisse länger verweile, so ist dies wohl damit zu rechtfertigen, daß die Geschichte der Maoris zum großen Teil eine Geschichte Neuseelands, vor allem seiner Landpolitik, seiner Bodenfrage und seiner politischen Verfassung ist.

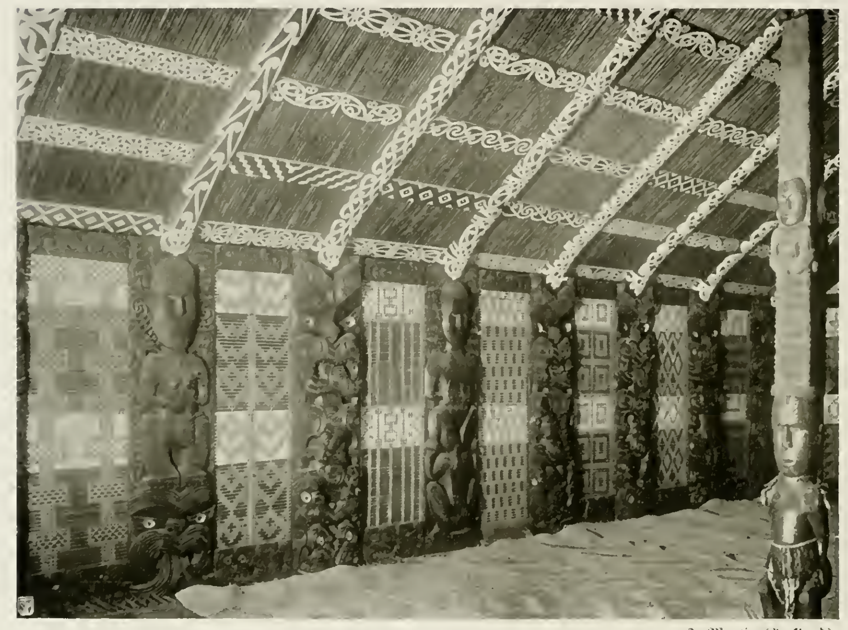
Und wie uns die Samoaner ans Herz gewachsen sind, wie wir diese ritterlichen, schönen Menschen mit ihren paradiesischen Lebensgewohnheiten, ihrer Intelligenz und ihrer hervorragenden Redegabe liebgewinnen, sobald wir mit ihnen in Berührung kommen, so hat sich auch schon frühe eine gewisse Sympathie zwischen den eingewanderten Engländern und den Maoris herausgebildet, die allmählich bis zur völligen sozialen Gleichachtung der braunen Bevölkerung im Kreise der weißen gediehen ist.


J. Martin Auckland)

* Wie ein vornehmer Maori vor zwei Menschenaltern aussah

Steht der Maori in vielen Beziehungen auch hinter dem Samoaner zurück, so gleicht er ihm doch in manchen Punkten, ja, übertrifft ihn sogar in dieser oder jener Richtung. Stramme, kräftige, mittelgroße Gestalten, häufig mit durchaus europäischer Gesichtsbildung, in der Regel freilich mit aufgeworfenen Lippen und stark gebogenen Nasen, von mehr oder minder bräunlicher Hautfarbe, mit schwarzem Haar und großen dunklen Augen, oft an semitischen Typus erinnernd, so stehen die Maoris vor uns. Bis auf den heutigen Tag sind viele Maoris tätowiert. Die Häuptlinge und Kriegsführer, die das ganze Gesicht und gewisse Teile des Rückens mit dunkelblauer, kühn geschwungenen Doppelspiralen tätowiert hatten, sind freilich ausgestorben; aber selbst vornehme Maorifrauen sieht man heute noch mit tätowiertem Kinn, und allgemein trägt man das Haitiki aus Grünstein um den Hals, das Zerrbild eines Beglückers der Menschheit, ein Amulett. Von kriegerischem Geiste beseelt, und leidenschaftlich in Spiel und Sport, ganz wie unsere samoanischen Landsleute, treffliche Seefahrer, Schiffer und Schwimmer, aber weniger zum Ackerbau geneigt, mangels fast aller jagdbaren Tiere im alten Neuseeland auch nicht geübt als Jäger, dagegen große Redner, gastfreundlich und höflich gegen Fremde, zärtlich und rücksichtsvoll im Familienkreis: das sind die wesentlichen Charakterzüge und Eigenschaften eines Maoris. Erwähnen wir noch, daß er ein großer Freund von Schlafen, Tanzen und wenn es geht, von Faulenzen ist, seit seiner Europäisierung auch von Alkohol, daß seine moralischen Auffassungen zwar vom Eheleben mit den unsrigen harmonieren, weniger jedoch diejenigen über die Pflichten eines Mädchens vor der Ehe, so kann man sich vielleicht ein besseres Bild

machen von diesen Maoris. Waren sie Kannibalen, so waren sie dieses doch aus natürlichen Gründen gewesen: sie hatten keine andere ausreichende Fleischnahrung, ehe Cook ihnen das Schwein brachte; Fische, Vögel, Taro, süße Kartoffeln, Beeren und wenig andere Vegetabilien bildeten ihre Kost, die sie in vielen Teilen des Landes unter Verwertung der heißen Quellen und Dämpfe, der Geiser,



J. Martin (Auckland)

* Im Innern eines Maori-Versammlungshauses

leicht und bequem kochten, ein billiges Verfahren, das noch heute allgemein, auch für die Säuberung der Wäsche üblich ist.

Daß die Maoris trotz ihres Kannibalentums als eine Art geistiger Elite unter den polynesischen Völkerschaften betrachtet werden müssen, zeigt ihre namentlich an und in ihren Häusern sichtbare Kunst. Diese steht weit über der Kunst aller anderen Südseeinselbewohner, die ich zu besuchen Gelegenheit hatte. Wenn man bedenkt, daß die Maoris zu ihren Holzschnitzereien keine Eisen- oder Bronze-, sondern nur Knochen- und Steinwerkzeuge hatten, scharf

geschliffene Muscheln u. dgl. m. verwendeten, so wird man Mustern ihrer Kunstfertigkeit eine gewisse Anerkennung nicht versagen. Auch die Kleidung der Maoris verrät nicht ungewöhnliche Fertigkeiten. Aus den Fasern des Flachses und der Cordolyne hergestellte mattenartige Gewebe, die sie oft mit den Federn des heute seltenen Kiwivogels schmückten, und Lendenschurze aus Binsenfransen waren bei dem Mangel an Tierfellen ihre Kleidung.

Ihre ursprünglichen Häuser zeigen alle dasselbe Aussehen: senkrechte Holzwände auf rechteckigem Grundriß tragen ein hohes, steilabfallendes Dach, welches den einen Raum der Hütte nach vorn überragt und so eine Art Veranda bildet, von der aus eine enge Tür ins Innere führt, das durch ein kleines Fenster Tageslicht erhält. Neben der zum Schlafen, Wohnen und Essen dienenden Hütte kennt man gemeinsame Vorratshäuser. Eine größere Anzahl der Hütten pflegt zusammen zu liegen, eine Art Dorf zu bilden, in dem sich dann auch ein stattliches Versammlungshaus befindet, das besonders reiche Holzschnitzereien, schwarz und rot angemalt, aufweist. In der Nähe der Ansiedlungen liegen, auf steilen Bergeshöhen, Festungen, die Pas, wie die Dörfer mit Palisadenzäunen umgeben sind, um in Kriegszeiten der Bevölkerung Schutz zu gewähren.

Bis auf den heutigen Tag hat sich manches aus dem Kommunismus erhalten, der bei den alten Maoris herrschte, indem Grund und Boden und Nahrungsmittel dem Stamm gehörten, der vom Häuptling und Priestern beherrscht wurde. Denn groß war und ist teilweise noch heute trotz der Bekehrung zum Christentum der Aberglaube der Maoris, deren reiche Phantasie uns auch in zahlreichen Mythen und Legenden begegnet.

Im Januar 1840 traf der von der englischen Regierung entsandte Hobson in Neuseeland ein, mit dem Auftrag, die Eingeborenen zu einem Vertrag zu bewegen, in welchem die Souveränität der Königin von England anerkannt würde. In Waitangi versammelte Hobson die einflußreichsten Maorihäuptlinge der Nordinsel und erlangte von ihnen diese Anerkennung der englischen Oberhoheit über ihre Gebiete, während das Eigentum an Grund und Boden den Maoris verbrieft wurde; die menschenleere Südinsel, auf welche

die Franzosen Absichten hatten, wurde kurz darauf der gleichen Souveränität unterstellt. Hobson wurde der erste Gouverneur der neuen englischen Kolonie. Er hatte kein leichtes Amt angetreten. Sofort ergaben sich Schwierigkeiten zwischen den Maoris und landhungrigen Europäern und Jahrzehnte verwüsteten blutige Kriege das Land und dezimierten die Zahl der Maoris. Von besonderer Bedeutung für die Pazifizierung des Landes war die wiederholte Amtszeit Greys. Denn 1865, kurz nach einem mit einer großen Landkonfiskation verbundenen Sieg gab Grey die erste Anregung, den Maoris das parlamentarische Wahlrecht zu verleihen und 1867 wurde ein Gesetzentwurf eingebracht to confer partial representation on the Maori race; im Oktober desselben Jahres war der Entwurf Gesetz und vier Vertreter der Maoris zogen 1868 in das Parlamentsgebäude zu Wellington ein. Es ist ganz überraschend, wenn man in dem New Zealand Hansard die bei der Erörterung des Gesetzes gehaltenen Reden liest, zu sehen, daß diese fast ausnahmslos sich zugunsten des Wahlrechts der Maoris aussprachen. Man erhoffte davon allseitig eine Beruhigung der erhitzten Gemüter der braunen Landeskinder, war auch so human und gerecht, zuzugeben, daß die Maoris als Eigentümer des größten Teiles des Landes, wie als Steuerzahler, ein natürliches Recht darauf hätten, beim Zustandekommen der Gesetze der Kolonie ein Wort mitzureden. Aber man täuschte sich, wenn man auf einen großen Enthusiasmus unter den Maoris rechnete. Diese waren zum Teil schon so klug geworden,



* Ein Maori aus alten Tagen

daß sie dieselbe Anzahl Vertreter im Parlament haben wollten wie die Weißen. Auch meinten sie, da ein Maori keinen Pakeha, d. h. keinen Fremden, keinen Weißen verstünde und umgekehrt diese der Maorisprache nicht kundig seien, so habe das ganze Wahlrecht keinen Zweck. Man gab ihnen daher einen Übersetzer und bestimmte, daß die wichtigsten Verhandlungen, Anordnungen der Regierung usw. in die Maorisprache übersetzt würden. Als Grey 1868 aus Neuseeland abgerufen wurde, das erst zwei Jahre später in die Periode völligen dauernden Friedens mit den Maoris kam, fehlte es aber nicht an Zeichen und Kundgebungen der Dankbarkeit seitens der Eingeborenen, die durch ihn des höchsten politischen Rechts teilhaftig geworden waren.

Eine wesentliche Förderung der Maori-Interessen bedeutete auch die unter Greys Verwaltung angeordnete Ernennung eines besonderen Ministers der Maori-Angelegenheiten.

Mit den Vertretern der Maoris im Abgeordnetenhaus war man überaus zufrieden. Man sparte nicht mit Worten und ausdrücklicher Anerkennung für das taktvolle und verständige Verhalten der braunen Delegierten. Als diese daher auch eine Vertretung der Eingeborenen im Oberhause anregten, wurde dieser Wunsch fast ohne jeden Widerstand erfüllt, in Anbetracht der „Intelligenz, der Mäßigung und des Wohlverhaltens" der bisherigen Maori-Parlamentarier. Auf den Vorschlag des Gouverneurs wurden zwei Maoris vom König von England in das neuseeländische Oberhaus berufen, ein Maori wurde auch als Berater des Ministers für die Eingeborenenangelegenheiten in den Exekutiv-Council der Kolonie beordert. Kein Fall ist mir bekannt geworden, daß jemals ein Maori-Vertreter sich nicht als Gentleman in einem der Parlamente benommen hätte.

Verblüffend schnell haben die Eingeborenen, wenigstens einige Hundert und heute sogar einige Tausend vom Europäer nicht nur gelernt, wie er sich räuspert und wie er spuckt, sondern auch seine ganze moderne Bildung. Deutlicher als lange Ausführungen spricht die Tatsache, daß der stellvertretende Ministerpräsident Carroll, ein Halbblutmaori, der Minister für Eingeborenen-Angelegenheiten, Ngatha, ein Vollblutmaori ist. Sie sind die Typen der völlig

europäisierten Maoris, Vertreter der Jung-Maori-Partei. Sie zeigen, daß eine vollständige Assimilierung der Maoris mit den Angelsachsen wenigstens in gewissen Fällen möglich ist.

Der Maori ist, nachdem er von den Weißen, ohne danach jemals stürmisch verlangt zu haben, in die Halle der Gesetzgebung zugelassen worden ist, selbstverständlich auch in jeder Beziehung nicht nur nach den Buchstaben des Gesetzes, sondern tatsächlich den Weißen gleich gestellt worden. Das ist um so auffallender, als es nicht in der neuesten, 1891 begonnenen sozialliberalen Periode des Landes geschehen ist, sondern noch unter dem konservativen Regime, das durchaus nicht so radikal mit den Anschauungen und Traditionen der englischen Heimat brach, wie die modernen Politiker der Kolonie, Ballance und Seddon, Reeves und Tregear u. a. es getan haben. Es kommt hinzu, daß man von Neuseeland alle anderen farbigen Rassen völlig ausschließt, wie man sich sogar zu der Einwanderung Weißer nicht immer recht freundlich verhält.



Ein moderner Maori, der Minister Ngatha

Alle Segnungen, sei es des alten, sei es des neuen Regimes in Neuseeland, sind den Maoris zuteil geworden. Man hat außerordentlich viel getan, ihnen Gelegenheit zu Unterricht und Bildung zu geben und, wie schon festgestellt, haben einige Tausend eine Erziehung nach europäischem Muster genossen. Aber die bei weitem überwiegende Zahl der Eingeborenen verharrt doch noch in einem den Neuseeland Besuchenden nicht stets sympathischen Zustand der Halbkultur. Hygiene, Reinlichkeit und viele andere Dinge, auf welche ein Kulturmensch Wert legt, werden von einem großen Teil der Maoris vernachlässigt. Der Alkohol richtet unter ihnen schlimme Verwüstungen an; aber diesen hat ihnen erst unsere Kultur gebracht. Vorher kannten sie keine berauschenden Getränke.

Das Ideal der Jung-Maori-Partei ist es nun, die Maoris in ihrer Gesamtheit mit den Europäern zu verschmelzen, die Mischehen, welche nicht selten sind, zu fördern, und so eine besondere neue neuseeländische Mischrasse großzuziehen. Die Jung-Maoris sind klug genug einzusehen, daß die 47000 Köpfe ihrer Landsleute keine große Zukunft für die Rasse bedeuten, wenn deren Zahl auch gegenüber 1876 um über 7000 gewachsen ist.

Die Maoris sind bis auf den heutigen Tag im Besitz weiter Landstrecken, der sogenannten Eingeborenen-Reservate. Fünf Millionen Acres, teils Urwald, teils Weide- oder Ackerland, haben Maoris zu Eigentümern und werden in recht erheblichem Umfange von diesen gar nicht oder unzureichend bewirtschaftet oder werden, soweit möglich, in spekulativer Weise verkauft. Die ganze moderne Landesgesetzgebung richtet sich nun aber gegen den Großgrundbesitz und sucht die Ansiedlung kleiner Eigentümer zu fördern. Hier ist also, wie schon in der früheren Gestalt der Kolonie, ein Punkt der Landpolitik, der einen heftigen Zusammenstoß zwischen Regierung



J. Martin (Auckland)

* **Maorimädchen beim Poitanz**

und Maoris nicht unmöglich erscheinen läßt. Aber man muß gerecht sein und auch nicht verschweigen, daß eine stattliche Anzahl Maoris von ihrem Grund und Boden besten Gebrauch macht und so nicht unerheblich zur Wohlfahrt der Kolonie beiträgt. Dabei ist eine höchst interessante Erscheinung festzustellen, nämlich in gewissem Sinne das Wiederaufleben des alten Kommunismus in der Form modernen Genossenschaftswesens.

Ganz anders liegen die Verhältnisse hinsichtlich der eingeborenen Bevölkerung Australiens. Diese Australneger, auch Australschwarze genannt, kommen nur dem vor Augen, der in das innerste Australien oder in den tropischen Norden des Erdteils gelangt. Sie haben ein höchst unsympathisches, negerhaftes Aussehen: unter einer platten Nase sitzt ein breiter Mund mit dicken, wulstigen aufgeworfenen Lippen, das Haupthaar ist pechschwarz wie der Vollbart der Männer, die Hautfarbe mit zahlreichen Abstufungen schokoladenbraun. Diese Australneger sind zum großen Teil noch Nomaden, die geringe Menge der Nahrung und des Wassers im Innern des Landes nötigt sie zu fortgesetztem Herumziehen in kleinen Scharen. Unter dieser Notwendigkeit des fortgesetzten Umherziehens sind die Eingeborenen außerordentlich geschickt in bezug auf Jagen, Wasser- und Pfadfinden. Es wird ihnen ein geradezu übermenschliches Orientierungsvermögen, eine geradezu fabelhafte Geschicklichkeit im Auffinden der Spuren von Menschen und Tieren nachgerühmt, ebenso eine große Gewandtheit im Klettern und Schwimmen. Aber trotzdem stehen



Modernisiertes Maorihaus (Neubau) bei Rotorua

sie auf der niedrigsten Kulturstufe; alle Versuche, sie seßhaft zu machen, sie auf eine höhere Kulturstufe zu bringen, sind gescheitert. Die bewundernswerte Geduld, welche zahlreiche Missionare entfaltet haben, um die Australneger kulturell zu heben, war völlig vergebens. So bilden die Australneger zwar für den Anthropologen ein interessantes Studienobjekt, scheiden aber für den Sozialpolitiker nahezu ganz aus. Sie bieten auch zufolge ihres Nomadenlebens in der australischen Sandwüste keine Probleme, wie u. a. der umfangreiche Landbesitz der Maoris in Neuseeland sie zutage fördert.





## XVIII. Kapitel.

# Australasiische Antworten auf die Bodenfrage.

Die Probleme der Bodenpolitik in Australasien eingehender ins Auge zu fassen, ist deswegen von allgemeinem Interesse, weil die verschiedenartigsten Versuche unternommen worden sind, die Auswüchse der Bodenspekulation zu beseitigen und eine Landpolitik zu treiben, welche für die Allgemeinheit von Vorteil ist. Aber keiner dieser Versuche hat sich als ein Radikalmittel bewährt, und zwar einfach aus dem Grunde, weil sich die Natur, die ganze Charakteranlage, die Wünsche und Bestrebungen der Menschen in dem Augenblick ändern, in dem aus dem Nichtbesitzenden ein Besitzender wird. Ich vergesse niemals die Antwort, welche mir ein neuseeländischer Gewerkschaftsführer auf meine Frage gab, warum er denn nicht in Neuseeland für die völlige Verstaatlichung von Grund und Boden eintrete: „Das würde auf die Dauer doch nichts nützen, denn auch wir Sozialisten, die wir jetzt keinen Grund und Boden haben und für Verstaatlichung schwärmen, würden in dem Augenblick, in dem wir Pächter wären oder in irgendeiner anderen Form auf einem dem Staat gehörigen Stück Land säßen, unser Stimmrecht dazu verwenden, uns zu Eigentümern dieses Landes zu machen. Wir sind eben auch nur Menschen und noch lange nicht reif für den Zukunftsstaat.“ Niemals habe ich die ungeheure Schwierigkeit, ja Unmöglichkeit der befriedigenden Lösung der Bodenfrage mehr gefühlt als bei dieser Antwort jenes die menschliche Seele so außerordentlich richtig kennenden Neuseeländers. Er war wie die Mehrzahl seiner Landsleute in Dingen, welche das

Eigentum betreffen, mehr Demokrat als Sozialist, vor allem aber kein Kollektivist.

Allein gibt es auch keine Radikalmittel, so hat man doch in jenen fernen Ländern eine ganze Reihe kleiner Mittel versucht, die auch unser Interesse beanspruchen und jedenfalls zum Teil wenigstens eine vorübergehende Besserung der Bodenbesitzverteilung bedeuten. Ich beschränke mich hier auf die Schilderung der neuseeländischen Verhältnisse.

Von Anfang des vorigen Jahrhunderts bis Ende der dreißiger Jahre herrschte in Neuseeland eine wüste Bodenspekulation. Um 1840 war bereits etwa ein Drittel des Bodens von Neuseeland von Europäern erworben, d. h. den Maoris mehr oder minder abgeschwindelt worden. Die humanen Absichten Wakefields, des Organisators einer rationellen, planmäßigen Besiedelung, änderten daran fast nichts. Als die Engländer die Kolonie systematisch zu regieren begannen, gaben sie das den Maoris in unrechtmäßiger Weise abgenommene Land ihnen nicht zurück, sondern erklärten die Grundstücke als Kronland. Nach dem Vertrag von Waitangi im Jahre 1841 zwischen der englischen Regierung und den Maoris blieben diese farbigen Vertreter der Kolonie Eigentümer der übrigen zwei Drittel des Bodens, während England die Souveränität darüber hatte. Es gab also danach zwei Arten von Grundbesitz: einmal denjenigen, der nach wie vor den Maoris gehörte, über welchen England die Souveränität bekam; dann den Grundbesitz, der um 1840 von Europäern erworben, diesen von den Engländern aber wieder abgenommen und als Kronland erklärt war. Eine dritte Gruppe Land war diejenige, welche den europäischen Einwanderern nicht abgenommen worden war; das war nämlich das 1839 in rechtmäßiger Weise erworbene Land.

22 Jahre lang behielt nun die englische Regierung das Privileg des Landankaufs von den Eingeborenen, gab dies aber 1862 auf, so daß dann auch Privatleute von den Eingeborenen Land kaufen konnten. Mit dem Jahre 1862 beginnt daher eine neue wüste Bodenspekulation: es bildet sich ein umfassender Großgrundbesitz. 1868 war das Land bereits in den Händen von kaum 5 Prozent der Bevölkerung.

Meilenlange Strecken lagen unbebaut als Jagdrevier oder aus Spekulationsgründen da, oder die Latifundienbesitzer trieben lediglich Schafzucht auf weiten fruchtbaren Strecken, statt diese zum Anbau zu verwerten. Die Erkenntnis der Verderblichkeit dieses Systems war eine der Hauptursachen des Sturzes der konservativen Partei bei den Wahlen des Jahres 1890. Auf dem Programm des neuen liberal-sozialen Ministeriums Ballance stand als erster Punkt die Lösung der Bodenfrage. „Es kümmert mich nicht," meinte der Minister, „ob ein Dutzend der größten Grundbesitzer das Land verläßt; denn die Entwicklung Neuseelands und seiner Bevölkerung ist nicht vom Verbleiben dieser Großgrundbesitzer abhängig; das sind vielmehr nur schädliche Auswüchse unserer Gesellschaft."

Als 1892 mit dem Ende des konservativen, dem Großgrundbesitz wohlgeneigten Regimes eine Reform der Bodengesetzgebung durch die liberale Partei ins Auge gefaßt wurde, als man gegen den Großgrundbesitz, der sich vor 1840 und zwischen 1862 und 1892 gebildet hatte, zu Felde zog, schienen theoretisch drei Möglichkeiten offen zu stehen: Konfiskation, progressive Besteuerung und schließlich Aufkauf des Privateigentums durch den Staat zur Verteilung an kleine Eigentümer. Die erste Möglichkeit bleibt, wie Reeves sagt, in einer britischen Kolonie ganz außer Frage; die zweite ist trotz enormer Progression ohne großen Erfolg versucht worden, weil ihre schärfsten Bestimmungen leicht zu umgehen sind, und so bleibt nur die dritte übrig, welche nicht nur in Neuseeland, sondern auch in Australien zur Durchführung gebracht wird. Entweder erfolgt dieser Rückkauf privaten Besitzes durch den Staat in friedlicher Vereinbarung zwischen Regierung und Eigentümer oder in Form der Enteignung.

Vorläufer dieser Aufkaufsgesetze tauchten schon 1885 auf; aber erst 1894 wurden sie in eine feste und brauchbare Form gebracht und 1908 konsolidiert. Sie gingen selbstverständlich nicht ohne starke parlamentarische Kämpfe durch; wir können aber hier ihre dramatische Geschichte nicht im einzelnen verfolgen, begnügen uns vielmehr mit der Schilderung der neuseeländischen Zustände, wie sie heute sind.

Grund und Boden des neuseeländischen Dominiums umfaßt 67 Millionen Äcker (1 Acker = 40,5 Are). Von diesen sind insgesamt



J. Martin (Auckland)

* **Maoris an den Geisern bei Wakarewa**

37½ Millionen Äcker in irgendeiner Weise wirtschaftlich verwendet worden und zerfallen in drei Kategorien. Diese sind:

1. Das Eingeborenen-Reservat. Es umfaßt 5 Millionen Äcker. Dieses große Gebiet war nach dem Gesetz von 1900 unveräußerlich, um die Eingeborenen vor Verarmung zu schützen. Weder die Regierung noch Private konnten — von geringen Ausnahmen abgesehen — den Maoris Land abkaufen; es war lediglich eine Verpachtung gestattet. Eine solche unterstand aber einer besonderen Behörde, welche das Interesse der Eingeborenen zu wahren hatte. Ein Gesetz von 1905 hat jedoch der Regierung das ihr schon vor 1900 zustehende Recht des Ankaufs von Maoriland wieder unter der gewissen Bedingung eingeräumt, daß sie sich auf den Ankauf in bestimmten Bezirken beschränkt und einen Preis dafür bezahlt, für dessen angemessene Festsetzung Vorkehrungen getroffen sind. Die Maoris besitzen übrigens größtenteils kein Individual-, sondern Kollektiveigentum an diesem Reservat.

2. Die zweite Kategorie bildet das freie Eigentum. Dieses kann älteren oder neueren Datums sein. Es unterliegt insofern einer wesentlichen Einschränkung als Grundbesitz, welcher eine gewisse Größe überschreitet, falls eine freiwillige Abgabe an die Regierung nicht stattfindet, im Zwangsenteignungsverfahren vom

Staate zwecks Zerstückelung übernommen werden kann. Der Umfang freien Privateigentums beträgt in Stadt und Land (1906) $18^1/_2$ Millionen Äcker; diese befinden sich (unter Weglassung des Zwergbesitzes) in Händen von insgesamt 128000 Besitzern, davon 45 000 in ländlichen Bezirken.

3. Die dritte Kategorie bildet das Kronland. Dieses hat einen Umfang von 35 Millionen Äckern und befindet sich in den Händen der Regierung, entweder schon seit 1840, oder ist in der Zeit von 1840 bis 1891, soweit es gestattet war, angekauft worden; oder es ist auf Grund der Reformgesetze seit 1892 dadurch in die Hände des Staates gelangt, daß im Wege gütlicher Vereinbarung oder zwangsweiser Enteignung privater Großgrundbesitz zur Zerstückelung vom Staat übernommen worden ist.

Es wird von der Regierung nach der Wahl der Interessenten nach drei verschiedenen Methoden abgegeben.

a) In Form des gewöhnlichen Verkaufs. Der Käufer hat bei der Übernahme sofort in bar ein Fünftel der Kaufsumme zu bezahlen, den Rest innerhalb von 30 Tagen. Der Käufer wird jedoch erst dann unbeschränkter Eigentümer, wenn er gewisse Meliorationen vorgenommen hat. Diese müssen für erstklassiges Land 1 Pfund Sterling pro Acker betragen und für zweitklassiges Land $^1/_2$ Pfund Sterling für den Acker.

b) In Form der Pacht mit dem Recht späteren Ankaufs. Das Land wird auf 25 Jahre verpachtet. Hat der Pächter das Land zehn Jahre in Besitz gehabt und gewisse vorgeschriebene Meliorationen vorgenommen, so hat er jederzeit innerhalb des Laufs des Pachtvertrages das Recht, das Land zu freiem Eigentum zu erwerben; evtl. kann er auch die Pacht um 25 Jahre verlängern. Das Pachtsystem hat zweifelsohne einen großen Vorzug insofern, als dem Ansiedler sein Kapital zur Urbarmachung des Busches verbleibt, während, wenn er genötigt wäre, freies Eigentum zu kaufen, seine Mittel in der Regel nicht dazu ausreichen würden, etwas für das Land zu tun.

c) Diesen Vorteil finden wir auch beim dritten System der Bodenvergebung. Diese ist: Zeitpacht ohne Kaufrecht aber mit eventueller Verlängerung der Pachtzeit. Vor den neuesten Ge-

setzen, also in der Zeit von 1892 bis 1907, bestand in Neuseeland das System der Ewigpacht, d. h. der Pacht auf 999 Jahre — der bekanntlichen englischen Lease. Abgesehen von dem eben erwähnten Umstand, daß der Pächter nicht wie der Käufer den gesamten Preis für das Grundstück zu entrichten hatte, sondern nur einen jährlichen Pachtzins, unterschied sich im übrigen diese Pacht kaum vom Eigentum, denn man konnte sein Grundstück weiter verpachten, hypothekarisch belasten und testamentarisch darüber verfügen. Die Pacht auf 999 Jahre bedeutete also eine außerordentliche Benachteiligung der Regierung, weil der Pachtzins ein volles Jahrtausend unverändert blieb und die ganze inzwischen eintretende Steigerung des Bodenswertes den Pächtern zugute kam, welche das Recht hatten, zu einem beliebig hohen Pachtvertrag die Grundstücke weiterzugeben. Seit 1906 ist diese Ausnützung der Konjunktur erheblich eingeschränkt; denn nun wird das Land nur noch auf 66 Jahre in Pacht gegeben, alle 66 Jahre wird das Land neu abgeschätzt. Dann kann der erste Pächter, wenn er die neuabgeschätzte Pacht selbst zahlen will, das Land weiter behalten. Auf diese Weise kommt der Wertzuwachs dem Staat, als dem Eigentümer des Grund und Bodens, mit Recht zugute; der Staat genießt den Konjunkturgewinn. Diese Pachtfrist von 66 Jahren gilt aber nur für bisher unkultiviertes Land, also für Busch, für Urwald. Wenn es sich um die Verpachtung bereits in Kultur genommenen Bodens handelt, um sogenannte Settlements, so währt die Pacht nur 33 Jahre.

Die Kronländereien, welche also in einer der angeführten drei Formen an Ansiedler gegeben werden, zerfallen in drei verschiedene Klassen:

a) In Boden in Bezirken von Städten und Dörfern, welcher zum Preise von mindestens 20 bzw. 3 Pfund Sterling für den Acker im Wege der Versteigerung verkauft wird. Bei Pacht beträgt der Zins 5 Prozent den Landwertes.

b) In Boden in Vororten, dessen Verkaufspreis pro Acker mindestens 2 Pfund Sterling beträgt, während der Pachtzins ebenfalls mit 5 Prozent angesetzt ist.

c) In Boden in ländlichen Bezirken. Hier ist der Verkaufspreis abgestuft in der Weise, daß für das beste Land mindestens

1 Pfund Sterling, für zweitklassiges Land 10 Schilling und für drittklassiges $2\frac{1}{2}$ Schilling zu zahlen sind.

Sehr wichtig ist aber die Besitzgrenze! Kein Grundbesitz im ländlichen Bezirk darf mehr als 640 Äcker erstklassigen, 2000 zweitklassigen oder 5000 Äcker drittklassigen Bodens umfassen. Dagegen ist auffälligerweise keine Besitzgrenze für städtischen Besitz vorgesehen.

Die Abgaben auf Kronland sind sehr niedrig gehalten, weil man eben das Land so gut wie möglich zu bevölkern sucht. Unter mehreren Bewerbern entscheidet das Los; dabei ist jedoch neuerdings die Bestimmung getroffen, daß gewissen Personen ein Vorzug vor den übrigen zu geben ist, nämlich denen, welche bisher keine Grundbesitzer sind, Verheirateten und solchen, denen früher bei einer Bewerbung das Los ungünstig war.

Zu diesen drei Kategorien, in welche Grund und Boden Neuseelands zerfällt, kommt noch eine vierte hinzu, welche 9 Millionen Äcker umfaßt. Diese wurden als National-Endowment bezeichnet, als unveräußerliche Regierungsdomäne, deren Erträgnisse dazu dienen sollen, die hohen Ausgaben für Volksbildung und Volksversorgung erträglicher zu machen.



Maorikinder in dem heißen Geiserwasser badend

Wiederholt ist auf das Enteignungsrecht des neuseeländischen Staates hingewiesen worden. Zur Errichtung von Arbeitshäusern konnte früher innerhalb eines Ortes mit mindestens 15 000 Einwohnern, oder im Umkreis bis zu 15 Meilen davon, jährlich eine Fläche bis zu 10 Hektar enteignet werden. Jetzt ist die Regierung allgemein ermächtigt, große Areale zu geben, wo immer sie es als zuträglich für die Gesellschaft erachtet. Das Land kann zwangsweise enteignet werden,

wenn eine Einigung zwischen dem Landamt und dem Eigentümer über den Preis und die sonstigen Verkaufsbedingungen nicht zustande kommt und der Gouverneur den Erwerb des betreffenden Grundstücks zum Zweck der Ansiedlungsförderung beschließt. Der Eigentümer erhält dann als Kaufsumme den Betrag, welchen das Stück Land ohne Berücksichtigung der Meliorationen wert ist, 10 Prozent des Gesamtwertes bis zu 50 000 Pfund Sterling und 5 Prozent für alle Beträge über diese Summe hinaus. Die Meliorationen werden besonders abgeschätzt und entschädigt. Zu beiden Beträgen hinzu kommen dann nochmals 2 Prozent als Entschädigung für die zwangsweise Wegnahme.

Es stehen für den Ankauf zur Zeit 200 Millionen Mark zur Verfügung.

In geradezu raffinierter Weise hat man die progressive Grundsteuer, von der noch die Rede sein wird, in Verbindung mit den Landankäufen durch die Regierung gebracht: Der Grundeigentümer, der sich zu hoch besteuert fühlt, kann den Ankauf seines Bodens zu dem von ihm selbst eingeschätzten Wert verlangen. Aus dieser Bestimmung zieht die Regierung in doppelter Weise Vorteil: entweder der Grundbesitzer wünscht den Verkauf, dann kommt er damit der Politik der Regierung entgegen, oder er wünscht den Verkauf nicht, dann kann die Regierung sehr hohe Steuern von ihm nehmen. Denn den Wert zu niedrig anzugeben, wagt man nicht im Hinblick auf einen vielleicht später nötigen Verkauf.

Alle bisher mitgeteilten Anordnungen der neuseeländischen Gesetzgebung beziehen sich auf Land, welches zu Ackerbauzwecken Verwendung findet. Für Land, das der Viehzucht, insbesondere der Schafzucht dient, kommen besondere Vorschriften in Betracht. Hier werden wieder kleine Grasplätze von größeren Weiden unterschieden. Die kleinen Grasplätze zerfallen in zwei Klassen, von denen die erste bis zu 5000, die zweite bis zu 20 000 Äcker umfassen darf. In beiden Fällen beträgt die Pacht mindestens $2^1/_2$ % des Kapitalwertes jedes Ackers. Dieser Kapitalwert ist aber mindestens auf 5 Schillinge anzusetzen. Die Verpachtung erfolgt auf 21 Jahre mit dem Recht der Erneuerung auf dieselbe Frist. Die Pacht dieser Grasplätze ist nur Personen gestattet, welche nicht mehr als 1000

Äcker Bauland in Pacht oder Eigentum haben. Bedingung ist die wirtschaftliche Ausnutzung des Landes.

Die Weiden — pastoral runs — im Gegensatz zu small grasing runs — werden ebenfalls auf höchstens 21 Jahre verpachtet und dürfen, von besonderen Ausnahmen abgesehen, nicht größer sein, als daß sie für 20 000 Schafe oder 4000 Stück Rindvieh ausreichen. Die Regel bildet, daß jeder Run nur eine Weide des angegebenen Umfangs umfassen darf. Auch hier ist in umfassender Weise Kulturzwang vorgeschrieben.

Die herrschenden Landgesetze Neuseelands, welche wir jetzt kennen gelernt haben, stellen sich als ein Kompromiß dar. Die Regierung hatte in ihrem ursprünglichen Entwurf 1907 vorgesehen, daß überhaupt kein Verkauf mehr stattfinden, sondern alles nur in kurze Pacht gegeben werden sollte. Auch eine Begrenzung des großen städtischen Grundeigentums hatte man ins Auge gefaßt. Diese beiden radikalen Maßregeln sind im Parlament nicht durchgedrungen. So braucht man sich auch nicht darüber zu wundern, daß die Erfahrungen mit dem Pachtsystem nicht hervorragend gute sind, weil man es eben nach wie vor zur Auswahl mit den anderen Methoden der Vergebung des Bodens gestellt hat. Es sind in Neuseeland seit der Reformgesetzgebung 1892 bis Mitte 1907 nur zwei Millionen Äcker (hier wie stets 1 Acker gleich 40,5 Are) unter Pacht vergeben worden, mithin weniger, als in der gleichen Zeit an Kronland zu freiem Eigentum veräußert worden ist.

Die ganze Gesetzgebung hat überhaupt insofern nur einen beschränkten Wert, als die Regierung in ihren Mitteln zum Ankauf von Land, welches bereits im Privatbesitz ist, selbstverständlich von ihren Finanzen abhängig ist. Das gute Land war aber natürlich, ehe die Reformgesetze kamen, schon in den Händen der Spekulanten.

Zweifelsohne hat auf das System der neuseeländischen Pacht Henry George, der amerikanische utopistische Bodenreformer, mit seinen Ideen eingewirkt, wie überhaupt die Bodenreformbewegung in Neuseeland zahlreiche Anhänger besitzt. „Hier nun — sagt der französische Erforscher Neuseelands, Siegfried, — wie auf allen Gebieten sehen wir die neuseeländischen Reformatoren mit außerordentlichem Enthusiasmus im Namen der allerhöchsten Prinzipien ans Werk gehen; wir

machen uns darauf gefaßt, sie bis zum letzten Ziel durchdringen, einen neuen Himmel und eine neue Erde gründen zu sehen. Und dann, zu unserem höchsten Erstaunen, machen sie plötzlich auf ihrem Wege halt. Aus Revolutionären werden Radikale, die anfänglichen Sozialisten verwandeln sich in gewöhnliche Demokraten." Man hat, um den Großgrundbesitz zu bekämpfen, den Kleinbesitz gefördert. „Auf diese Weise kam man schließlich, trotz des sozialistischen Mäntelchens und der großen Worte des Gesetzes, dahin, gegen den Sozialismus zu arbeiten, und zwar in der unzweideutigsten Weise, indem man eine Klasse von kleinen Landeigentümern schuf, welche von kollektivistischen Ideen sehr wenig angekränkelt waren." . . . .

Das Vorgehen Neuseelands ist selbstverständlich nicht ohne Nachfolge geblieben. Alle australischen Staaten sind in dieser oder jener Richtung dem neuseeländischen Beispiel gefolgt und haben ebenso wie dieses sogenannte Closer Settlements Acts zur Förderung des kleinen Besitzes eingeführt. Aber nur Viktoria und Neusüdwales haben das Recht zwangsweiser Enteignung, und zwar beide seit 1904, ohne daß sie jedoch von diesem Recht bisher Gebrauch gemacht hätten; sie benutzen es nur als Schreckgespenst, um die Großgrundbesitzer gefügig zu machen.

Aber trotzdem ist die Landfrage in Australien noch mehr als in Neuseeland weit entfernt von einer auch nur einigermaßen befriedigenden Lösung. Der beste Beweis dafür ist die Erscheinung der Landflucht, unter der der fünfte Erdteil geradeso, ja noch mehr, zu leiden hat wie der alte Kontinent. Daß dieses Problem der Landflucht aber kein politisches, kein soziales, sondern ein rein psychologisches ist, das können wir ebenfalls, wenn wir es noch nicht wissen sollten, aus der australischen Landgeschichte lernen. Man hat in Australien wiederholt den Versuch unternommen, auf genossenschaftlicher Grundlage Niederlassungen zu errichten, namentlich um Arbeitslose unterzubringen, nirgendwo aber gab es einen befriedigenden Erfolg. Aus den verschiedensten Ursachen konnte man eine auch nur einigermaßen in Betracht kommende Zahl von Ansiedlern hier nicht halten, sie wanderten weg in die Städte.

Einen völligen Mißerfolg ergab der 1893 in Südaustralien unternommene Versuch, Arbeitslose mit Frauen und Kindern in den

Busch zu schicken und hier auf genossenschaftlicher Grundlage anzusiedeln. Das Kingston-Cockburn-Ministerium hat mit großem Enthusiasmus diese Lösung der Arbeitslosigkeit versucht und hat 13 dörfliche Niederlassungsverbände gegründet mit 64000 Äckern und über 1700 Menschen. Die Ansiedler standen unter einem von ihnen gewählten Leiter und hatten einen selbstgewählten Rat. Sie erhielten außer Grund und Boden täglich pro Person 6 Pence, abgesehen von anderen Förderungen. Große Hoffnungen hatte man auf dieses Experiment gesetzt, das — wenn irgendwo — in Australien Erfolg versprach. Aber das Ergebnis war, daß 1899 die gesamte Bevölkerung von 1679 auf 775 Köpfe zurückgegangen war. Sechs der Niederlassungen waren völlig verlassen worden, obgleich hier die Regierung etwa 400 000 Mark Unterstützungsgelder den Ansiedlern gegeben hatte. Reeves, früher neuseeländischer Minister, jetzt nationalökonomischer Dozent, der das Problem eingehend studiert hat, nimmt die südaustralische Regierung dagegen in Schutz, daß sie zu schnell an einem Gelingen genossenschaftlicher Besiedlungen verzweifelt wäre. Er führt aus, daß, wenn diese genossenschaftliche Besiedlung ein Mißerfolg gewesen ist, dies nicht etwa daraus zu erklären sei, daß die Ansiedler faul gewesen wären, oder nicht genügsam genug, oder weil sie nicht schnell genug zu Einnahmen und Vermögen gekommen wären, sondern er führt das Mißlingen auf psychologische Gründe zurück.


* Ein halbmodernes Maorimädchen

Auch ein Versuch ähnlicher Art, der in Neusüdwales 1893 unternommen worden war, ist 1896 bereits gänzlich gescheitert.

Die Versuche in Neuseeland haben sich ebenfalls nicht bewährt. Von 2200 Ansiedlern war nach 50 Jahren die Hälfte weggewandert.

„Die Erfahrungen zeigen, daß es jedenfalls nicht möglich ist, Leute ohne Arbeit und ohne Kapital dauernd ans Land zu fesseln, auch nicht auf genossenschaftlicher Grundlage. Es gehören außerordentliche Charaktereigenschaften dazu, in der Wildnis als Ansiedler zu leben. Genossenschaftliche Organisation zur Kultivierung von Urwald ist kein Heilmittel für undisziplinierte, inferiore Menschen“, so lautet das Urteil Reeves'.

Es ist leicht zu erklären, wenn einerseits in weiten Kreisen des Volkes den Bestrebungen der Regierung, den unwirtschaftlichen, volksfeindlichen Großgrundbesitz zu zerstückeln, lebhafte Anerkennung zuteil wird; auf der anderen Seite mehrt sich aber die Opposition gegen das Pachtsystem, dessen Anhänger fordern, daß man kein Eigentum an Grund und Boden mehr erlangen kann.

Die letzte parlamentarische Session in Neuseeland zeigte, daß die Regierung wieder eine Änderung des Gesetzes vor hat in der Richtung, an die Stelle der kurzen Pacht das Eigentum zu setzen! Noch nicht einmal mit der Wiedereinführung der Ewigpacht will man sich begnügen! Aber auch unter dem herrschenden System der Pacht hat man unlogischerweise keine entsprechenden Gesetze, wie man sie für den ländlichen Grundbesitz eingeführt hatte, für den städtischen beschlossen. Hier zeigt sich wieder einmal die Halbheit, deren die neuseeländische Regierung nicht weniger als die anderer Staaten so häufig zu beschuldigen ist. Denn ist es etwa weniger von Nachteil für die Allgemeinheit, wenn jemand den städtischen Großgrundbesitz monopolisiert, als wenn er dies bei den ländlichen durchsetzt? Ist es weniger schädlich, wenn ein Syndikat alle Grundstücke an einer Hauptstraße ankauft und die Mieten diktiert?

Die Geschichte der neuseeländischen Bodenpolitik, namentlich in ihrem neuesten Stadium, liefert den besten Beweis, wie man sich stets in einem Kreise herumdreht, von Pacht zu Eigentum, von Eigentum zu Pacht seine Zuflucht nimmt, niemals aber eine dauernde Gesundung der Bodenverhältnisse herbeizuführen vermag, weil der Wunsch der Menschen, auf eigener Scholle zu sitzen und diese den Kindern zu vererben nun einmal unausrottbar auch in den sozialpolitisch extremsten Ländern vorhanden ist.

Eines der Mittel zur Bekämpfung der Landnot und zur Einschränkung eines allzu großen Besitzes sind auch die Steuern. In fünf von den sieben Kolonien ist die Grundsteuer vorhanden; in Queensland und Westaustralien, wo weder Grund- und Einkommensteuer vorhanden sind, wird die Grundsteuer ersetzt durch eine Besteuerung der Dividenden der Gesellschaften. Auf den Ministerpräsidenten Ballance, den Vorgänger Seddons, ist es zurückzuführen, wenn 1893 eine sorgfältig ausgearbeitete Grundsteuer eingeführt wurde, welche eine solche Skala aufwies, daß die Steuer leicht für den kleinen, aber schwer für den großen Eigentümer wurde. Diese Steuer ist seitdem weiter ausgebaut worden.

In Neuseeland, Viktoria und Südaustralien verfolgen die progressiven Grundsteuern den Zweck: einmal, daß die größeren Eigentümer einen gebührenden Anteil an den Lasten tragen, dann aber den, schrittweise den Großbesitz kleiner zu machen.

In der gleichen Richtung, nämlich der eines Ausgleichs zwischen reich und arm, sollen die progressiven Einkommensteuern wirken, welche eine nach unseren Begriffen sehr weitgehende Steuerfreiheit für die Minderbemittelten gewähren. Eine staatliche Einkommensteuer, Incometax, nach englischem Muster, läßt alle Einkommen unter 6000 Mark steuerfrei und gestattet den Abzug von Lebensversicherungsprämien bis zu 1000 Mark. Der Steuersatz bei höherem Einkommen bis zu 26 000 Mark beträgt $2\frac{1}{2}$ %, soweit das Einkommen 26 000 Mark überschreitet, 5 %.

Nur in Kürze sei noch darauf hingewiesen, daß mehrere australische Staaten und Neuseeland eine mehr oder minder sozial wertvolle Gesetzgebung eingeführt haben, um den Ansiedlern billiges Geld zu verschaffen. Aber gerade auf dem Gebiet des Hypothekenwesens liegen trotzdem die Dinge in Australasien ziemlich im argen.

Einiges geschieht auch auf den Gebieten landwirtschaftlichen Unterrichts, landwirtschaftlicher Musteranlagen u. dergl. m. Auch zur Bekämpfung der Kaninchenplage geschieht sehr viel aus öffentlichen Mitteln.

Eine gewisse Verwandtschaft mit der Bodenpolitik zeigt ein ganz eigenartiges und fast gar nicht bekanntes Experiment, das auch für den Handels- wie für den Sozialpolitiker äußerst lehrreich ist: die staatliche Förderung des Exports landwirtschaftlicher Produkte in Südaustralien und auch in Neuseeland.




* Australische Eier in der Verpackung des staatlichen Exportamts

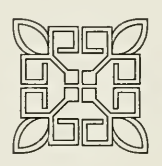
1895 hat man in Port Adelaide mit dieser staatlichen Exportförderung begonnen und namentlich in neuerer Zeit durchaus erfreuliche Erfahrungen damit gemacht.

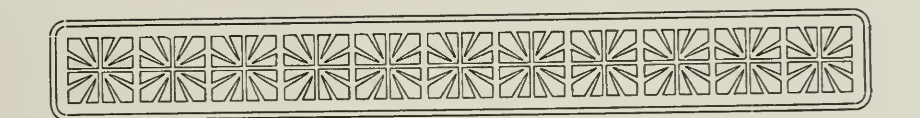
Das Government Produce Department hat die verschiedensten Einrichtungen zur Förderung des Exports von Fleisch, Butter, Käse, Eiern, Obst, Wein usw. getroffen. Der Farmer im Innern des Landes schickt ein Telegramm an die Verwaltung in Port Adelaide, in dem er mitteilt, daß er an einem bestimmten Tage eine gewisse Anzahl von Schafen nach Port Adelaide senden werde. Die Tiere werden von den Regierungsbeamten in Empfang genommen, in den staatlichen Schlachthäusern geschlachtet, das Fleisch in die staatlichen Kühlräume gebracht, die Häute, die Felle, das Fett usw. verwertet und entweder in Australien selbst durch das staatliche Exportamt verkauft oder nach London gebracht, wo ein Vertreter der australischen Regierung den Verkauf besorgt. In entsprechender Weise geht es mit der Butter, welche in der staatlichen Butterfabrik, wohin die Farmer den Rahm liefern, zubereitet wird, mit dem Käse, den Eiern, dem Obst und dem Wein. Von besonderer Wichtigkeit für den Verkäufer ist es, daß er sofort nach Einlieferung seiner Produkte etwa 80 % des Wertes erhält, den Rest nach Verkauf in London. Alles geschieht für ihn gegen eine ganz unbedeutende Gebühr, da die staatliche Verwaltung, wenigstens in diesen Departements, sehr billig arbeitet — weit billiger, als irgend ein Privatunternehmer es könnte.




* Wie australisches Kaninchenfleisch vom staatlichen Exportamt versandt wird

Die letzten amtlichen Berichte über das Produce Export Department konstatieren fortschreitenden Erfolg des staatlichen Exportgeschäfts. Es wurden im Jahre 1907 auf 1908 über 1 1/2 Millionen Schafe exportiert, ferner Hammelfleisch, Butter, und zwar nahezu 25 000 Kisten, Wein, 154 000 Kisten Früchte, Geflügel, 60 000 Dutzend Eier, 110 000 Kaninchen zu 50 Pfennig das Stück, 805 Kisten Honig, ferner Kartoffeln, Rosinen und Konserven. Die Jahresrechnung für 1907 auf 1908 schließt mit einem Gewinn von über 120 000 Mark ab und bilanziert mit 2 600 000 Mark.





## XIX. Kapitel.

# Das Paradies der Arbeiter.

Neben dem Parlamentsgebäude in Melbourne, das vorläufig die Unterkunftsstätte des australischen Bundesparlaments bildet, befindet sich ein unansehnliches kleines Denkmal, eine Pyramide, deren Inschrift mich an die bekannte Satire eines dänischen Autors mit dem eigentümlichen Titel: 2×2 = 5 erinnerte. Auf dieser Pyramide liest man, wenn man mit dem satirischen Geist des dänischen Autors auch nur eine ganz entfernte Verwandtschaft hat, 4×8 = 24. Das Denkmal enthält nämlich die Forderung der australasischen Arbeiter: 8 Stunden Arbeit, 8 Stunden Schlaf, 8 Stunden Erholung und 8 Shilling Lohn pro Tag. Und damit ist das Programm der Arbeiterpolitik Australiens ziemlich umfassend angedeutet.

Von den Idealen der Arbeiterschaft aller Völker ist eins in großem Umfang seit langem im fünften Erdteil verwirklicht, der Achtstundenarbeitstag, und zwar ist es auch hier wieder Neuseeland, das den Weg gebahnt hat und der Pionier des Maximalarbeitstages von acht Stunden gewesen ist. Aber auch im übrigen Australasien ist die Arbeitszeit wohl überall bedeutend kürzer als bei uns.

Das Vorangehen Neuseelands hängt zusammen mit seiner planmäßigen Besiedlung durch Wakefield und durch die Einwanderung von sehr kirchlich gesinnten Schotten; es steht auch nicht ohne Beziehung zu der englischen Chartistenbewegung.

Die gläubigen Schotten, die in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts als Vorkämpfer für europäische Kultur an den Gestaden Neuseelands landeten, brachten, ebenso wie die strenge

Sonntagsruhe, sofort auch einen Achtstundenarbeitstag zur Einführung. Ohne daß etwa ein Gesetz dieser Art erging, stellte sich diese Höchstarbeitszeit ohne jede Schwierigkeit in gegenseitigem stillen Einvernehmen zwischen Arbeitern und Arbeitgebern her. In gewissem Umfange mögen auch die klimatischen Verhältnisse darauf eingewirkt haben, daß die Ideale der Schotten unter dem südlichen Kreuz so schnell verwirklicht wurden. Es ist jedenfalls eine falsche Annahme zu glauben, der Achtstundenarbeitstag wäre eine von den Gewerkschaften geschaffene Einrichtung. Noch ehe diese sich hiermit überhaupt befaßten, war dieses heute sozialpolitisch genannte Postulat in Neuseeland vornehmlich verwirklicht.

Aber nicht so einfach war die Befolgung des neuseeländischen Beispiels in Australien. Hier war nicht der christliche Sozialismus, wie in Neuseeland, die Ursache, sondern in diesem Falle bildete der Chartismus die treibende Kraft. Dessen Zusammenbruch in England veranlaßte viele seiner Anhänger auszuwandern, zur Zeit der Goldentdeckung auch nach Australien, insbesondere nach Victoria. 1856 treffen wir hier in Victoria eine bereits ziemlich stark entwickelte Bewegung unter der arbeitenden Bevölkerung zur Beschränkung der Arbeitszeit auf acht Stunden. Namentlich in dem zufolge der starken Zuwanderung mächtig aufblühenden Baugewerbe trat die Forderung auf und setzte sich schnell durch. Als Führer der Bewegung wird James Stephens genannt.

Von Victoria flutete in den fünfziger und sechziger Jahren die Bewegung über nach den anderen Kolonien, namentlich nach Neusüdwales, vom Baugewerbe zu den übrigen Gewerbszweigen. Die Zeit war der Einführung der Maßregel äußerst günstig; das Interesse keines der in Betracht kommenden Kreise wurde verletzt, Publikum, Unternehmer und Arbeiter sahen den Achtstundentag als etwas ganz Selbstverständliches an; die Unternehmer wohl aus dem Grunde, weil sie dem Arbeiterstande erst ganz frisch entsprungen waren.

Zehn Jahre später wäre das Problem, dessen Lösung um die Mitte des vorigen Jahrhunderts so einfach war, eine unerfüllbare Utopie gewesen. Heute aber will man nicht nur überall den Achtstundenarbeitstag durchführen, sondern, wo er schon ist, fordert man gelegentlich einen solchen von sechs Stunden.



* Im Gebiet der kalten Seen Neuseelands

Als man im Kreise von Gewerkvereinlern diese Forderung verteidigte, erlaubte ich mir die bescheidene Frage, was denn die Arbeiter mit ihren heutigen acht Stunden Erholungszeit anfingen, ob sie diese freie Zeit irgendwie nutzbringend verwendeten. Denn Spiel, Sport, Wetten und Trinken erschien mir nicht als die zweckmäßige Benutzung dieser Stunden. Und unverhohlen gab man mir zu, mit diesem Achtstunden-Problem sich eigentlich noch nie befaßt zu haben!

Um von dem allgemeinen Arbeiterschutz, wie er in den verschiedenen Kolonien Australasiens in verschiedener Ausdehnung zu finden ist, ein Bild zu bekommen, genügt es, wieder Neuseeland ins Auge zu fassen; denn fast ausnahmslos war Neuseeland auch hier abermals die erste Kolonie, welche am besten und umfassendsten die Schutzgesetzgebung zugunsten der Arbeiter durchgeführt hat.

Es waren vor allem die Ministerien Ballance und Seddon, welche in anderthalb Jahrzehnten eine überraschende Fülle von Schutzmaßregeln in die Gesetze der neuseeländischen Kolonien hineingebracht haben. Nicht weniger als 615 eng bedruckte Seiten umfaßt die neueste Ausgabe der Labour Laws of New Zealand, die von dem Chef des Arbeitsamtes Edward Tregear herausgegeben ist. Schon die Aufzählung der in dieser Sammlung enthaltenen ver-

schiedenartigen Gesetze würde zeigen, wie umfassend man bei unseren Antipoden Leben und Gesundheit, Vermögensverhältnisse und Familie der Arbeiter zu schützen unternommen hat.

Ich will den Leser nun aber nicht mit der Anführung der zahlreichen Einzelheiten aller dieser Gesetze ermüden. Ich verzichte darauf, das Truck-Gesetz, das Gesetz über die Unpfändbarkeit von Löhnen, das Lohnschutzgesetz, das Gerüstinspektionsgesetz, das Schiffahrts- und Seemannsgesetz und viele andere Gesetze anzuführen, wie sie ähnlich zum Teil auch in den Ländern der alten Welt vorhanden sind. Ich beschränke mich darauf, nur wenige legislatorische Maßnahmen herauszugreifen und auf diese in Kürze die Aufmerksamkeit zu lenken.

Es ist vor allen Dingen bemerkenswert, daß die Fabrikinspektion den denkbar weitesten Umfang hat, indem nämlich als Fabrik und Werkstatt u. a. bezeichnet wird: „Jedes Kontor, Gebäude oder irgendwelcher Platz, innerhalb dessen zwei oder mehr Personen mittelbar oder unmittelbar beschäftigt sind.“ So gibt es eigentlich überhaupt keinen Ort, an welchem gearbeitet wird, der nicht von den Inspektoren kontrolliert werden könnte. Überall und zu jeder Zeit haben die unter einem Generalinspektor stehenden 150 Lokalinspektoren Zutritt zu den Arbeitsstätten und können so die Einhaltung der Arbeitsstunden und Ruhezeiten sowie die Hygiene der Werkstätten prüfen. Die weite Ausdehnung des Fabrikgesetzes hat das sogenannte Sweating-System so gut wie ausgerottet. Die Art, wie man die Heimarbeit bekämpft hat, verdient auch unser Interesse. Das Gesetz verpflichtet jeden Unternehmer, ein Verzeichnis der Waren anzufertigen, welche für ihn außerhalb seiner Werkstatt hergestellt werden, und jede in Heimarbeit angefertigte Ware muß einen Zettel tragen, welcher angibt, in welcher Straße und in welchem Hause die Arbeit gefertigt worden ist. Die Entfernung oder Verletzung des Zettels wird bestraft. Auf diese Weise war es nicht schwer, die sonst unbekannt bleibenden Sitze der Heimindustrie zu ergründen; und da bereits ein Zimmer, in welchem auch nur zwei Personen beschäftigt sind, als ein den Gewerbeinspektoren unterstehender Gewerbebetrieb gilt, so war es leicht, die Nachteile zu beseitigen.

Hinsichtlich der Kinderarbeit ist folgendes hervorzuheben: Ein Knabe oder Mädchen unter 14 Jahren soll grundsätzlich überhaupt nicht beschäftigt werden. Eine Ausnahme ist nur statthaft, wenn der Generalinspektor die Genehmigung erteilt. Diese Erlaubnis ist aber ausgeschlossen, wenn es sich um eine Arbeitsstätte mit mehr als drei Arbeitern handelt. Keine Person unter 16 Jahren darf ohne besondere Bescheinigung, daß sie die betreffende Arbeit zu leisten imstande ist, und — neben anderen Erfordernissen — nicht ohne die Feststellung, daß sie eine gewisse Schulbildung genossen hat, beschäftigt werden. In einer ganzen Reihe von Gewerben ist die Anstellung von Personen unter 16, teilweise sogar unter 18 Jahren verboten. Die ungesetzliche Beschäftigung von jugendlichen Personen wird nicht nur an den Arbeitgebern, sondern auch an den Eltern bestraft.

Während das Fabrikgesetz von 1894 eine Höchstarbeitszeit der Männer nicht schematisch fixiert hatte, vielmehr der Entscheidung der Schiedsgerichte überließ, bestimmt das herrschende Recht von 1901, daß die Höchstdauer der Arbeitszeit für einen Mann 48 Stunden in der Woche, und zwar nicht mehr als $8^3/_4$ Stunden an einem Tage betragen darf, wovon höchstens 5 Stunden ohne Unterbrechung gearbeitet werden soll, während Frauen und Kinder nur 45 Stunden in der Woche, höchstens 8 Stunden an einem Tage, und nie mehr als $4^1/_4$ Stunden hintereinander beschäftigt werden dürfen, niemals aber nach 6 Uhr abends oder vor $7^3/_4$ Uhr morgens.

Sehr beachtenswert sind die Bestimmungen, welche die Überzeit für Frauen und Kinder betreffen. Nur unter besonderer Ermächtigung seitens des Inspektors ist Überzeit gestattet, keinesfalls aber länger als 3 Stunden an einem Tage und an nicht mehr als 2 aufeinanderfolgenden Tagen in der Woche oder an mehr als 30 Tagen in einem Jahr. Für diese Überstunden muß um ein Viertel höherer Lohn bezahlt werden; bei Löhnen, welche nicht mehr als 10 Shilling in der Woche ausmachen, muß dieser Überstundenlohn mit mindestens 6 Pence pro Stunde in Ansatz gebracht werden, bei den übrigen Löhnen mit mindestens 9 Pence. Frauen und Kindern unter 18 Jahren muß Sonnabends von 1 Uhr ab frei gegeben werden, neben der vollkommenen Ruhe an Sonn- und Feiertagen.

Das neuseeländische Fabrikgesetz enthält weiter folgende Bestimmung über die Gewährung von Mindestlöhnen: „Jede Person, welche in irgend einer Eigenschaft in einer Fabrik beschäftigt wird, hat ein Anrecht auf Bezahlung ihrer Arbeit zu einem vereinbarten Lohnsatz; die Bezahlung soll mindestens 5 Shilling wöchentlich während des ersten Jahres der beruflichen Beschäftigung, 8 Shilling



* Dampfpflug in Victoria

wöchentlich während des zweiten Jahres, 11 Shilling wöchentlich während des dritten Jahres usw., mit einer Zunahme von 3 Shilling wöchentlich für jedes weitere Jahr der Beschäftigung in demselben Berufe betragen, bis ein Lohn von 20 Shilling wöchentlich erreicht ist, und nachher wenigstens 20 Shilling wöchentlich."

Seit Beginn der neunziger Jahre ist für früheren Ladenschluß in Neuseeland agitiert worden. Drei Jahre hatten die Angestellten zu kämpfen, bis ihnen ein freier Nachmittag in der Woche zugesichert wurde. Ausgenommen sind Restaurants, Bäckereien, Obst- und Fischläden sowie Bahnhofsbuchhandlungen. An welchem Tage

die Ladeninhaber frei geben, bleibt ihrer im Januar zu treffenden und für ein Jahr alsdann gültigen Abstimmung überlassen.

Das Ladengesetz von 1904 mit seinen Novellen bestimmte den Schluß der Läden in der Weise, daß, wenn in ihnen einschließlich des Besitzers zwei oder mehr Personen tätig wären, an vier vollen Arbeitstagen das Geschäft zwischen 6 Uhr abends und 8 Uhr morgens, an einem Tage von 9 Uhr abends bis 8 Uhr morgens geschlossen sein müßte. Die Höchstarbeitszeit für die Ladenangestellten beträgt 52 Stunden wöchentlich. Von Sonnabend mittag 1 Uhr bis Montag früh sind, sofern nicht etwa ein anderer Wochennachmittag als freier bestimmt worden ist, alle Läden geschlossen, ebenso wie an den übrigen Tagen von 5 Uhr oder 6 Uhr nachmittags ab fast nichts mehr geöffnet ist.

Es kann kaum überraschen, daß auch eines Tages eine Abordnung der neuseeländischen Dienstboten beim Ministerpräsidenten erschien und einen gesetzlich freien Nachmittag verlangte. Es soll Seddon nicht leicht gewesen sein, den Forderungen der stimmberechtigten Dienstmädchen und Köchinnen Widerstand zu leisten, aber über seine Versprechungen hinaus haben die Mädchen nicht viel erlangt. Tatsächlich jedoch genießen sie, wenn auch ohne Gesetz, einen halben freien Tag in der Woche und sind meistens auch von 7 Uhr abends ab frei.

Auf dem Gebiete der Jugendfürsorge hat sich Australien, wenigstens soweit als es die Jugendgerichtspflege betrifft, die Einrichtung einiger amerikanischer Unionsstaaten zum Vorbilde genommen. Aber in bezug auf den eigentlichen Kinderschutz übertrifft Australien die Vereinigten Staaten enorm, in welchen ja zum Teil noch ganz barbarische Kinderausbeutung herrscht. Und innerhalb Australiens ist es wieder Südaustralien, welches das schärfste Kinderschutzgesetz der Welt hat. Seit 1895 darf sich dieser Staat rühmen, eine Mustergesetzgebung eingeführt zu haben. Elternlose verwahrloste und verbrecherische Kinder werden nicht in Anstalten, sondern in Familien untergebracht. Der Überwachung dieser Waisen dient ein aus 12 Mitgliedern bestehender staatlicher Waisenrat, der unter dem Minister des Innern steht und sein Amt unentgeltlich ausübt.

Die Ernennung der Mitglieder wird vom Gouverneur bewerkstelligt. Dem Waisenrat zugeteilt sind Frauen und Mädchen, die als besoldete Beamte die Waisenpflege praktisch durchführen. Ich habe selbst Fürsorgedamen auf ihren Rundgängen zu solchen Kindern begleitet, bin mit ihnen in zahlreiche Häuser gegangen und habe mich über die Verhältnisse zu orientieren versucht, unter denen diese Kinder versorgt werden. Bei diesen Rundgängen hatte ich die beste Gelegenheit, mir die Wohnungen der Armen anzusehen. Aber Arme in unserem Sinne findet man in Australasien eigentlich gar nicht. Wenn sie überhaupt vorhanden sind, ist ihre Zahl so klein, daß man sie als Besucher nicht beachtet. Am meisten überrascht war ich über die Wohnverhältnisse der ärmsten Bevölkerung Adelaides. Diese südaustralische Hauptstadt ist eine wunderschöne Gartenstadt, die fast nur Einfamilienhäuser aufweist; und selbst die Ärmsten der Stadt wohnen in ihrem Häuschen allein, das mit einem größeren oder kleineren Gärtchen umgeben und an außerordentlich breiten Straßen gelegen ist. Man hat mit der Familienerziehung ausgezeichnete Erfolge gehabt, nicht nur bei den Waisenkindern, sondern auch bei den Kindern, die in Fürsorgeerziehung gegeben worden sind, weil sie entweder selbst gegen das Gesetz verstoßen hatten, oder weil ihre Eltern Verbrecher, Säufer oder sonstwie zur Erziehung ungeeignet waren.



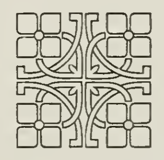
* Im Hafen von Lyttleton nahe Christchurch (Neuseeland)

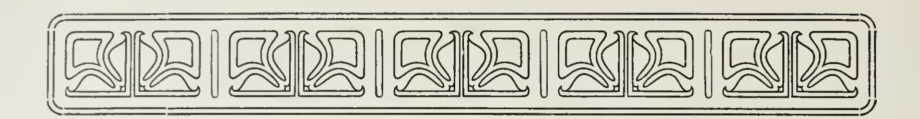
Bis zum 18. Lebensjahre, im einzelnen Falle sogar bis zum 21., stehen Knaben und Mädchen, welche in Fürsorgeerziehung genommen sind, unter Staatsaufsicht. Es ist überraschend zu sehen, wie willig diese erwachsenen Personen sich den Anordnungen der Aufsichtsdamen fügen. Für die Fürsorgezöglinge haben übrigens die Eltern nichts zu bezahlen. Bis zum 13. Lebensjahre werden die Kinder vollständig vom Staate erhalten, von da ab sorgt zwar ebenfalls der Staat für den Unterhalt, die Zöglinge werden aber zu Arbeiten herangezogen und verdienen so einen Zuschuß zu ihrem Unterhalt. Die Kinder unter 13 Jahren kosten den Staat im Durchschnitt etwa 5½ Mark pro Woche, die älteren dagegen noch keine 2 Mark.

Auch die gesundheitliche Fürsorge für alle überwachten Kinder ist sehr gut organisiert.

Es sind zum großen Teil nicht nur humane, sondern auch Gründe der Bevölkerungspolitik, welche den weitgehenden Kinderschutz in Südaustralien erklären, und man hat es denn auch erreicht, daß hier die Kindersterblichkeit, wie an anderer Stelle hervorgehoben wurde, die geringste der ganzen Welt ist.

So glänzend die südaustralischen Erfolge sind, so fraglich ist es aber auf der anderen Seite, ob, was für einen Staat mit einer viertel Million Menschen möglich ist, sich auch dort durchführen läßt, wo nicht eine viertel Million, sondern 62 Millionen Menschen wohnen.





## XX. Kapitel.

# Wie man Kapital und Arbeit in Australasien zu versöhnen sucht.

Das Kapitel der australasischen Sozialpolitik, von dem der europäische Nationalökonom wohl am meisten gehört hat, ist der seit noch nicht ganz zwei Jahrzehnten in verschiedener Weise unternommene Versuch, eine Versöhnung von Kapital und Arbeit, von Unternehmern und Arbeitern durch Zwangsschiedsgerichte für industrielle Streitigkeiten und durch staatliche Lohnämter herbeizuführen.

Daß gewerbliche Streitigkeiten auf dem Wege der Vermittlung aus der Welt geschafft werden sollen, ist durchaus keine Idee, die in Australien und Neuseeland zuerst aufgetaucht ist. Das Originelle, das Australien geliefert hat, ist die Einführung von Zwangsschiedsgerichten an Stelle der schon lange vorher auch in nicht australischen Staaten bekannten freiwilligen Schiedsgerichte.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß jeder Versuch, die gewerblichen Streitigkeiten zu beseitigen, unser höchstes Interesse finden muß. Aber man darf nicht erwarten, daß es ein gesetzgeberisches Radikalmittel zur Beseitigung der Streiks und Aussperrungen gibt. Es ist durchaus unrichtig und ungerecht, dem Gesetzgeber Vorwürfe zu machen, daß trotz seiner Maßnahmen die Streiks nicht aus der Welt geschafft worden sind. So wenig man daran denkt, das Völkerrecht zu beseitigen, weil es die Kriege nicht zu verhindern vermag, so wenig dürfte man die Beseitigung der Antistreikgesetze fordern, weil sie es nicht vermögen, die Entstehung aller Streiks hintanzuhalten. Das Völkerrecht hat seinen hohen kulturellen Wert

schon dadurch, daß es die Kriege seltener macht und humaner gestaltet, daß es bei untergeordneten Zwistigkeiten, die früher vielleicht Anlaß zu einem Kriege gegeben hätten, eine Einigung herbeiführt. Ebenso haben unter allen Umständen die australischen und neuseeländischen Schiedsgerichts- und Lohnausschußgesetze die Zahl der Streiks und Aussperrungen verringert; und das allein ist bereits ein Ruhmesblatt in der Geschichte der industriellen Gesetzgebung des fünften Erdteils.

Zwei verschiedene Einrichtungen sind es, die ursprünglich grundsätzlich wie in Einzelheiten sehr scharf voneinander abwichen, die sich aber immer mehr genähert und gegenseitig einzelne Vorzüge voneinander angenommen haben, so daß sie sich schließlich recht ähnlich geworden sind. Verfolgen sie doch an sich schon denselben Zweck mit ähnlichen Mitteln. Heute kommt auch nicht mehr der verschiedene Ausgangspunkt der beiden Einrichtungen so scharf zum Ausdruck. Während die Lohnausschüsse im Zusammenhang mit der Bekämpfung der sogenannten Schwitzindustrien entstanden sind und dem Interesse aller Arbeiter dienen, — seien sie organisiert oder unorganisiert, — sind die Schiedsgerichte eine nur im Interesse der Gewerkschaften geschaffene, einzig die organisierten Arbeiter fördernde Einrichtung.

Zunächst die Lohnausschüsse, oder besser gesagt die Ausschüsse zur Erwirkung von Minimallöhnen! Diese haben in Neuseeland nie bestanden, haben vielmehr ihre Heimat und Herrschaft in Australien, und zwar ist es Victoria, welches zuerst Lohnausschüsse einführte.

Das Goldfieber hatte eine große Menge Menschen nach Victoria gebracht, die bei weitem nicht alle in den Bergwerken Unterkommen und Auskommen fanden. Es entwickelten sich schnell und sprungweise in Victoria, namentlich in Melbourne, Fabrikbetriebe, welche eine große Bevölkerung gelernter Arbeiter an sich fesselten. Die Fabriken arbeiteten mit Hochdruck und überschütteten den Markt mit Produkten, bis eine ungeheure Überproduktion mit allen ihren für den Arbeiter bösen Folgen eintrat. Das ist der Augenblick, in welchem eine Reform der Fabrikgesetzgebung, die Einführung von Lohnausschüssen aufkam. Niemand hatte die Absicht, etwa an die Stelle der Privatindustrie ein staatliches Unternehmen treten zu lassen, man wollte

nur durch gute Gesetze Mißstände in den Privatbetrieben heben. Dazu gab u. a. Anregungen der Gewerkschaftskongreß von 1884 in Melbourne, welcher zuerst die Aufmerksamkeit auf die Mißstände in der Heimarbeit lenkte und die Gründung der Antisweating League 1885 durch philanthropische Unternehmer zur Folge hatte.

Aber erst in dem Gesetz vom 1. Oktober 1896, in dem Factories und Shops Act, wurde an Stelle einer schematischen, einheitlichen Festlegung von Minimallöhnen bestimmt, daß besondere Ausschüsse errichtet werden konnten, um Löhne für Arbeiter festzusetzen, welche innerhalb oder außerhalb von Fabriken in verschiedenen Schwitzindustrien tätig seien, namentlich in der Herren- und Knabenkonfektion, in der Tischlerei und Schuhmacherei.

Diese Ausschüsse bestanden aus mindestens vier und höchstens zehn Mitgliedern und einem Vorsitzenden mit einer Amtsdauer von zwei Jahren. Die Hälfte der Mitglieder mußte aus Unternehmer-, die andere Hälfte aus Arbeiterkreisen stammen. Die Mitglieder des Ausschusses konnten als Vorsitzenden auch jemand wählen, der nicht Mitglied des Ausschusses war. Diesen Ausschüssen wurde ausdrücklich das Recht eingeräumt, die Höhe von Zeitlöhnen wie Stücklöhnen zu regulieren, ebenso die Zahl der Arbeitsstunden und die Zahlungstermine. Bei der Festsetzung der Löhne sollte die Natur, Güte und Klasse der Arbeit in Betracht gezogen werden, außerdem die Art und Weise, in welcher die Arbeit verrichtet wird, das Alter und Geschlecht der Arbeiter u. dgl. mehr. Auch die Zahl der zu beschäftigenden Lehrlinge und die für diese zu zahlenden Löhne zu bestimmen, stets unter Beachtung von Alter, Geschlecht und Leistung, hatte die Kommission das Recht. Eine Herabsetzung der Minimallöhne für Arbeiter, die weniger Arbeit zu verrichten in der Lage sind, als bei Bestimmung des Minimallohnes vorausgesetzt worden war, war dem Oberinspektor gestattet.

Nachdem das Gesetz drei Jahre in Kraft war, konnte man als Ergebnis feststellen, daß die Verhältnisse in vier Schwitzindustrien sich gebessert hatten, während in den zwei übrigen ein Erfolg nicht zu verzeichnen war.

Zahlreiche Unternehmer waren mit den durch das Gesetz eingetretenen Folgen, zu denen nicht unerhebliche Lohnerhöhungen ge-

hörten, deswegen zufrieden, weil sie einen Schutz gegen unlauteren Wettbewerb darin erblickten, einen Schutz gegen solche Unternehmer, welche ihre Angestellten ausbeuteten und auf diese Weise billiger zu verkaufen suchten. Das Gesetz wurde zunächst auf weitere Industrien ausgedehnt. Heute kann mit Zustimmung des Parlaments der Gouverneur einen Lohnausschuß zur Bestimmung von Minimallöhnen und Maximalarbeitszeiten für jeden einzelnen Industriezweig



**Christchurch in Neuseeland,**
die Stadt der Rädchen und Mädchen

bestimmen, und eine stattliche Zahl von Lohnausschüssen ist in Victoria tatsächlich vorhanden. Mehr als zwei Drittel der Fabriken Victorias unterstehen jetzt den verschiedenen Lohnämtern.

Die Entscheidungen der Lohnausschüsse werden nach Unterzeichnung durch den Vorsitzenden rechtskräftig, falls sie nicht binnen 30 Tagen beim industriellen Appellgerichtshof angefochten werden.

Bei der Regulierung des Lohnes ist darauf zu achten, was der von einem ehrenhaften Unternehmer gezahlte durchschnittliche Lohnsatz an Angestellte von durchschnittlicher Fähigkeit beträgt. Der niedrigste Lohnsatz soll dem Durchschnitt dieser Lohnsätze

gleichkommen. Insofern haben die Lohnausschüsse also nur eine rechnerische Aufgabe.

Ich habe verschiedenen Sitzungen von Lohnausschüssen in Melbourne beigewohnt und war außerordentlich befriedigt von der Art und Weise, in welcher hier unter dem Vorsitz eines außerhalb des betreffenden Industriezweiges stehenden Kaufmanns die fünf Vertreter der Arbeiter und die fünf Vertreter der Unternehmer in fast kollegialem Tone über die Festsetzung neuer, höherer Stücklöhne berieten und durchweg schnell zu einer Einigung gelangten. Sowohl Arbeitgeber wie Arbeitnehmer waren mit dieser Vereinbarung der Lohnsätze zufrieden; aber es ist zu beachten, daß es sich bei den Verhandlungen durchaus nicht um einen vorhandenen oder drohenden Streik handelte, sondern lediglich um eine neue Lohnfixierung mitten im gewerblichen Frieden. Da war keine Leidenschaft angeregt, kein Lohnkampf entfacht, sonst wäre es, wie manche Beispiele beweisen, vielleicht weniger friedlich hergegangen. Stehen wirklich wichtige Interessen auf dem Spiel, Lebensfragen der Unternehmer oder der Arbeiter, so fegt zuweilen der Kampfesmut den Lohnausschuß hinweg, zumal es häufig an der Möglichkeit fehlt, die den Vorschriften der Schiedsgesetze zuwiderhandelnden Arbeitermassen die Strafe fühlen zu lassen, welche das Gesetz normiert.

Auch Südaustralien und Neusüdwales haben Lohnausschüsse.

Während diese Lohnämter ursprünglich wenigstens dazu dienen sollten, das Recht des Arbeiters auf einen zum Leben ausreichenden Lohn zu verwirklichen, hat das Schiedsgerichtsgesetz von Neuseeland und seine Nachfolger den viel weitergehenden Grundsatz durchzuführen gesucht, daß der Staat die Verteilung des privaten Unternehmergewinns zu regulieren habe.

Das Schiedsgerichtsgesetz geht von der Theorie aus, daß ein Arbeitsvertrag nicht zwischen zwei Individuen vereinbart werden dürfe, sondern nur zwischen den beiden Klassen der Arbeiter und Unternehmer, oder wenigstens zwischen größeren Gruppen dieser Klassen.

Ich hatte in Neuseeland Gelegenheit mit den Männern zu sprechen, welche bei der Einführung der Schiedsgerichtsgesetze mitgewirkt haben; und wir sind weiter durch ausführliche Schriften des

Ministers Reeves über die Ideen unterrichtet, welche die Schöpfer dieser wichtigen neuen Gesetzgebung gehabt haben.

Es war die Zeit des größten Streiks, den Neuseeland und Australien bisher gesehen hat, 1890. Aus ganz unbedeutenden Ursachen heraus war ein Aufstand der Seeleute ausgebrochen, der immer größeren Umfang annahm, Handel und Verkehr, Export und Import fast gänzlich lahmlegte und ungeheure Verluste für Unternehmer wie für Arbeiter und für die ganze Bevölkerung mit sich brachte. Der Streik ging ungünstig für die Arbeiter aus; sie unterlagen schmählich; aber diese Niederlage wurde ihnen zum Heil; denn sie brachte sie vor allem zu festen Organisationen. Dieser Streik und seine Folgen waren der Ausgangspunkt der ganzen sozial-politischen neuen Ära in Neuseeland und im Anschluß daran in Australien.

Weitblickende Politiker und Beamte in Neuseeland, in dem gerade das konservative Regiment gestürzt und die liberal-soziale Partei unter Ballance ans Ruder gekommen war, berieten sich über die Frage, wie man wohl in Zukunft ähnlichen, für das ganze Land verderblichen Arbeiteraufständen am zweckmäßigsten vorbeugen könnte und da meinte man: So wenig wie in gewöhnlichen bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten die eine Partei gewaltsam von der anderen das zu erlangen versucht, was sie für Recht hält, sondern sich in genau vorgeschriebenen Formen an ein Gericht wendet und dem Richterspruche sich beugt, wie in dieser Weise Prozesse über Millionen geführt werden, über Hab und Gut, über Leib und Leben der Menschen vom Richter geurteilt wird, so muß es doch auch möglich sein, Streitigkeiten über die Höhe des Lohnes, über die Dauer der Arbeitszeit und über andere Verhältnisse des Arbeitsvertrages unter Vermeidung von Gewalt auf dem Wege richterlicher Entscheidung beizulegen.

Aber so klar und logisch diese Auffassung war, und so geschickt für die damalige Zeit, welche ja keine Erfahrung auf dem Gebiete obligatorischer Schiedsgerichte hatte, so schwierig war doch die Durchführung der Idee, die der Arbeitsminister Reeves in Gesetzesform zu bringen suchte.

Reeves vertrat den Standpunkt, daß bei industriellen Streitfällen drei Parteien, und zwar Arbeit, Kapital und Staat in

höchstem Maße interessiert sind, und er forderte, — wie der Franzose Siegfried in seinem Buche über Neuseeland darstellt, — „mit jakobinerhafter Unerschrockenheit“ das Eingreifen des Staates. „Es handelt sich hier (nach einem Zitat bei Siegfried) um keinen Notbehelf, nicht um ein wohlwollendes Anerbieten einer höflichen Regierung Streitigkeiten zu schlichten, wenn die beiden Parteien so gut sind, eine Lösung zu wünschen und ruhig genug, um den Urteilsspruch eines Schiedsrichters freudig entgegenzunehmen; es handelt sich vielmehr um die Ausübung des Rechts und der Macht von seiten des Staates, die Differenzen zwischen dem Kapital und der organisierten Arbeit auszugleichen.“

1891 wurde der Kammer der erste Gesetzentwurf vorgelegt. Die Arbeiter waren mißtrauisch, die Konservativen abgeneigt, das große Publikum gleichgültig. Ziemlich unbeachtet blieb die prinzipiell so äußerst wichtige Gesetzesvorlage, welche drei Jahre lang in den beiden Parlamenten der neuseeländischen Kolonie hin und her debattiert wurde. Nach den Neuwahlen von 1893, bei denen das liberal-soziale Ministerium die Majorität erhielt, wurde das Gesetz endlich angenommen, und zwar unter der Bezeichnung: „Gesetz zur Förderung der Bildung von gewerblichen Vereinen und Verbänden zur Erleichterung der Beilegung von gewerblichen Streitigkeiten durch Einigungs- und Schiedsverfahren.“ Der Inhalt dieses Gesetzes ist, ebenso wie sein Titel, inzwischen geändert worden; zuletzt im Jahre 1908.

Wie der Titel des Gesetzes von 1894 andeutet, hatte es den doppelten Zweck, die Organisation von Arbeitern wie Unternehmern zu fördern und gleichzeitig in Verbindung hiermit gewerbliche Streitigkeiten auf friedlichem Wege zu beseitigen. Nur organisierte Arbeiter sollten der Wohltat des Schiedsverfahrens teilhaftig werden. Es ist für uns überraschend zu sehen, wie gleichgültig man dem Los der nicht organisierten Arbeiter gegenübersteht. Man ist der Auffassung, daß nur die Streitigkeiten zwischen den Arbeitgebern und den organisierten Arbeitern die Öffentlichkeit beunruhigen, die Industrie lahmlegen, Arbeitgeber wie Arbeiter mit ihren Familien ruinieren können. Man findet ferner die Auffassung vertreten, die Lage der Nichtorganisierten sei eine befriedigende, und wenn sie es

nicht sei, so sollten sie sich eben organisieren, um den Schutz des Staates zu erhalten.

Die ganze Kolonie Neuseeland wurde in Bezirke eingeteilt und für jeden Bezirk wurde auf Antrag ein Versöhnungsausschuß — Board of Conciliation — eingerichtet, der aus der gleichen Zahl von Unternehmern und Arbeitern bestand, mit einem unparteiischen Vorsitzenden. Es ist darauf zu achten, daß nicht wie bei den Lohnämtern ein solcher Ausschuß für ein jedes Gewerbe aus Sachverständigen des betreffenden Gewerbes zusammengesetzt war; hier haben wir keine berufliche, vielmehr nur eine örtliche Gliederung. Auf Antrag einer Partei erwuchs dem Bezirksausschuß die Pflicht, die andere Partei vor seinen Richterstuhl zu rufen, die Angelegenheit zu prüfen und eine Entscheidung zu fällen. Von dem Augenblick an, in welchem die Angelegenheit dem Ausschuß übergeben worden war, war Streik und Aussperrung streng verboten. Die Ausschüsse hatten eine weitgehende Vollmacht hinsichtlich der Beweisaufnahme. Ihr Spruch hingegen war nicht auf gesetzlichem Wege erzwingbar, sondern hatte lediglich die Natur eines wohlgemeinten Rates. Erklärten beide Parteien diesem Rat folgen zu wollen, so war die Angelegenheit erledigt, anderseits mußte sie dem Schiedsgerichtshof — Court of Arbitrations — zur Entscheidung unterbreitet werden. Der Versöhnungsausschuß konnte auch selbst eine Sache, wenn ihm die Versöhnung aussichtslos erschien, dem Schiedsgerichtshof überweisen. Dieser bestand und besteht auch heute noch aus einem Richter des obersten Gerichtshofs als Präsident und zwei Beisitzern, von denen der eine ein Vertreter der Unternehmerverbände, der andere ein Vertreter der Arbeiterverbände ist. Dieser Gerichtshof wird für jeweils drei Jahre ernannt und hat sehr weitgehende Befugnisse. Der Richterspruch des Schiedsgerichts ist nach dem Gesetz erzwingbar; wer ihn verletzt, hat eine Strafe bis zu zehntausend Mark zu bezahlen, und zwar haftet für diese Strafe die Gewerkschaft, welcher der oder die Arbeiter angehören. Reichen die Mittel der Gewerkschaft nicht aus, so können die Einzelmitglieder bis zu zweihundert Mark in Anspruch genommen werden. Der Schiedsspruch hat für höchstens zwei Jahre Gültigkeit.

Der Urheber des Gesetzes Reeves, war der Überzeugung, daß der Schiedsgerichtshof so gut wie gar nicht in Anspruch genommen werden würde, sondern daß die Streitigkeiten schon vor dem Versöhnungsausschuß beigelegt würden. In seiner Annahme hat sich Reeves aber vollständig getäuscht; und da seine Voraussetzungen nicht zutrafen, so bewährte sich dieses erste Gesetz keineswegs. Der eine Schiedsgerichtshof, der das ganze Jahr hindurch im Lande herumreiste, vermochte die gewerblichen Streitigkeiten des Landes nur sehr langsam zu erledigen; es dauerte oftmals ein Jahr oder länger, bis eine Streitigkeit vor sein Forum kam, und hiermit war man durchaus nicht einverstanden. So ist es nicht überraschend, daß das ursprüngliche Schema Reeves, verlassen wurde, und heute ist die Organisation des neuseeländischen Schiedsverfahrens eine vollständig andere. Auch sonst sind wichtigere Änderungen vorgenommen worden; beispielsweise können auch nichtorganisierte Arbeiter unter Umständen dem schiedsgerichtlichen Verfahren unterstellt werden.



* **Auf der neuseeländischen Postkutsche durch einen Fluß**
(Bullers Gorge)

Das herrschende neuseeländische Gesetz, das sich seit Anfang 1909 in Kraft befindet, ist das Ergebnis einer großen Reihe von Streiks, welche trotz der Schiedsgesetzgebung in den Jahren 1906 und folgende sich ereigneten. Der teilweise Mißerfolg der Gesetzgebung führte zur lebhaften Diskussion über das ganze Verfahren, namentlich deshalb, weil mehrere Schiedssprüche nicht vollstreckt werden konnten, da die Arbeiter sich weigerten, die Strafe zu bezahlen, eine Verhängung von Freiheitsstrafen jedoch praktisch undurchführbar war. Haftstrafen wurden zwar zur Erwirkung oder als Ersatz der Geldstrafen wiederholt verhängt, niemals aber verbüßt.

Die Hauptänderung, welche das gegenwärtige Gesetz gebracht hat, besteht darin, daß an die Stelle der bisherigen Versöhnungsausschüsse Versöhnungsräte getreten sind. Diese bilden ein Mittelding zwischen den früheren Versöhnungsausschüssen und einem Schiedsgericht; sie bestehen aus einem Versöhnungskommissar als Vorsitzenden und aus Beisitzern. Versöhnungskommissare gibt es vier in der ganzen Kolonie; jeder von ihnen hat einen bestimmten Gewerbebezirk. Entsteht ein industrieller Streit, so wendet sich die Partei an den zuständigen Kommissar und gibt an, wie viele und welche Vertreter herangezogen werden sollen, um an dem zu eröffnenden Einigungsverfahren teilzunehmen. Falls gegen diese Personen, welche Arbeitgeber oder Arbeitnehmer sein müssen, keine Einwendung vorliegt, werden sie von den Kommissaren zu Beisitzern ernannt. Die gleiche Zahl von Beisitzern werden von der Gegenseite herangezogen; sie alle zusammen bilden den Versöhnungsrat, der aus drei, fünf oder sieben Personen bestehen darf.

Treffen die Parteien vor dem Versöhnungsrat eine Vereinbarung, so ist damit das Verfahren erledigt, andernfalls gibt der Versöhnungsrat wenigstens eine vorläufige Entscheidung ab, welche bis zur endgültigen Erledigung durch die zweite und letzte Instanz in Kraft bleibt. Freilich ist diese provisorische Anordnung so wenig erzwingbar wie es die Vorschläge sind, welche das Versöhnungsamt machen konnte. Aber im Gegensatz zu den früheren Erfahrungen hat das Jahr 1909 gezeigt, daß nur in außerordentlich wenigen Fällen eine Einigung nicht schon vor den Versöhnungsräten zustande ge-

kommen ist, weil man äußerst geschickte Kommissare gefunden hat, die das Vertrauen beider Parteien genießen.

Hat das Verfahren in erster Instanz keinen Erfolg, so kommt die Streitsache vor das Schiedsgericht, dessen Verfassung die gleiche wie bisher geblieben ist.

Das neue Gesetz bemüht sich, dem Schiedsverfahren ein größeres Ansehen zu verleihen, indem es die Strafen von zweitausend auf viertausend Mark erhöht, welche denjenigen treffen, der in ungesetzlicher Weise eine Aussperrung vornimmt oder einen ungesetzlichen Streik anregt oder unterstützt.

Eine Anzahl von Gewerben, an denen die Öffentlichkeit ein besonderes Interesse hat, stehen unter Sondervorschriften. Hierzu gehören Gasanstalten, Wasserwerke, Elektrizitätswerke, Straßenbahnen, Eisenbahnen usw. Auch für die Versorgung mit Milch und Fleisch sind Vorkehrungen getroffen. Arbeiter dieser Betriebe nämlich, welche streiken, ohne die Absicht zu streiken spätestens 14 Tage vor Beginn des Streiks mitgeteilt zu haben, sollen bis zu fünfhundert Mark bestraft werden. Freiheitsstrafen einzuführen, wie der Entwurf es vor hatte, hat man auch hier unterlassen, weil sie doch nicht vollstreckbar sind. Hingegen hat man bestimmt, daß ein Gewerkverein, welcher in ungesetzlicher Weise gestreikt oder auch nur den Streik unterstützt hat, hinsichtlich seiner Registrierung bis auf zwei Jahre suspendiert werden kann; das bedeutet für ihn die Unmöglichkeit, während dieser Zeit die Vorteile des Schiedsverfahrens zu genießen. Ob sich freilich diese Vorschrift bewährt, ist eine offene Frage, weil es in der Macht der Arbeiter steht, wenn sie doch streiken wollen, ohne Nachteil davon zu haben, sich schon vorher in dem Register löschen zu lassen.

Die Entwicklung des ganzen Schiedsgerichtswesens hat übrigens einen völlig anderen Verlauf genommen als man voraussah, dadurch, daß die Instanzen nicht nur richterliche, sondern auch gesetzgeberische Funktionen erhielten. Die ursprüngliche Absicht der Gesetzgebung war, streitende Parteien zu einer Einigung zu bringen. Man wollte den privaten Arbeitsvertrag fördern, aber nicht aus der Welt bringen. Die bestehenden Rechtsverhältnisse sollten von dem Gerichtshof erläutert, ausgelegt und ihre Ausführung erzwungen

werden; neue Rechte wollte man gar nicht schaffen. Aber in der Praxis ist es ganz anders geworden.

Lohnausschüsse wie Schiedsgerichte stellen heute die denkbar schärfste Beschränkung der Vertragsfreiheit zwischen Unternehmern und Arbeitern dar. Die Entwicklung hat es, wenn auch ohne ursprüngliche Absicht der Gesetzgeber, dahin gebracht, daß heute alle nur irgendwie denkbaren Fragen des Arbeitsverhältnisses durch sie geregelt werden, nicht nur Löhne und Arbeitszeit, sondern auch alle übrigen Arbeitsbedingungen. Sie sind in erster Linie die Garantien für einen auskömmlichen, einen Minimalarbeitslohn: Living wage und eine angemessene, eine Maximalarbeitszeit; aber weiterhin haben sich folgende Vorteile des Schiedsgerichtsverfahrens der Lohnämter wie der Schiedsgerichte, zweifellos ergeben.

Sie schützen die anständigen, ihre Arbeiter gut bezahlenden Unternehmer gegen solche, welche unter Ausbeutung der Arbeitskraft ihrer Angestellten in unlauterem Wettbewerb ihre Produkte verschleudern.

Es wird auch eine größere Stetigkeit in der Kalkulation der Unternehmer dadurch ermöglicht, daß auf mehrere Jahre hinaus fest vereinbarte Lohnsätze und Arbeitszeiten maßgebend sind.

Es kann ferner kaum angezweifelt werden, daß Ausstände und Aussperrungen aus unbedeutenden Ursachen weit weniger als früher zustande kommen.

Ebenso ist es als ein Fortschritt zu begrüßen, daß Arbeiter wie Unternehmer sich in fest gefügten Organisationen zusammengetan haben, und so ein etwaiger Kampf immer mehr zwischen zwei großen starken Organisationen geführt wird, wodurch ein Streik oder ein Ausstand für den einzelnen weit eher erträglich wird als ehedem.

Die wohltätigste Wirkung der Gesetzgebung liegt in der Richtung ununterbrochener Beschäftigung und in kleinen Vorteilen wie Regulierung der Zahlungen für Überstunden und Feiertage.

Von Nachteilen des Schiedsgerichtswesens, der Lohnämter wie der Gerichte, liegt vor allem der eine klar zutage, daß der Export durch sie jedenfalls nicht gefördert wird. Nur soweit und solange die australasischen Staaten ihren heimischen Markt zu versorgen sich begnügen, ist die geschilderte Arbeiterpolitik möglich. So hängt auch

diese soziale Gesetzgebung aufs engste mit dem Schutzzollsystem zusammen. Eine freihändlerische australische Kolonie könnte schwerlich ähnliche soziale Maßregeln treffen.

Ein großer Nachteil ist ferner der Umstand, daß die Entscheidungen im Schiedsgerichtsverfahren gegen die Arbeiter, namentlich wenn diese in größerem Maße Widerstand leisten, nicht vollstreckt werden können, während die Unternehmer in dieser Beziehung viel übler daran sind, weil man von ihnen die Durchführung der Entscheidungen wohl ausnahmslos erzwingen kann.

Zu großen Mißständen kann auch die weitgehende Begünstigung der Organisationen der Arbeiter führen; da ist es nicht überraschend, wenn der neuseeländische Gesetzgeber von den Unternehmern fordert, dem organisierten Arbeiter einen Vorzug einzuräumen. Der Unternehmer ist gezwungen, einen nichtorganisierten Arbeiter, mit dem er zufrieden ist, eventuell zu entlassen und einen organisierten anzustellen. Diese preference of unionists erregt außerordentlich scharfe Opposition.

Die Lohnfestsetzung durch die Lohnämter oder Schiedsgerichte bewirkt, daß die Qualität der Arbeit abnimmt, insofern, als die ehemals guten Arbeiter weniger gut arbeiten, weil sie nicht immer für mehr Arbeitsleistung auch höhere Löhne erhalten. Der living oder minimum wage wird hier zum standard oder gar auch zum maximum wage. Ich habe wiederholt Anzeichen dafür gefunden, daß infolge der steigenden Löhne die Zahl der Arbeiter eingeschränkt wurde und man nur die tüchtigsten behielt, die weniger tüchtigen aber abzustoßen suchte. Der neuseeländische und australische Arbeiter englischen Ursprungs ist schon an sich nicht mit dem amerikanischen oder deutschen zu vergleichen, sondern weit behaglicher, weit weniger energisch. Sein Charakter, seine Natur werden treffend dadurch gekennzeichnet, daß man von dem australasischen Arbeiter sagt, er kämpfe für kürzere Arbeitszeit, von dem europäischen und amerikanischen aber, er kämpfe für höhere Löhne. Diese im australischen Arbeiter vorhandene Tendenz wird durch die Schiedsgesetze noch unterstützt.

Alle übrigen behaupteten Vorteile oder Nachteile sind ungewiß und bedürfen noch sehr der kritischen Erforschung und Sichtung.

Es ist meines Erachtens durchaus nicht einwandfrei nachgewiesen, welche Wechselwirkung zwischen Verteuerung der Lebensmittel und Gebrauchsgegenstände sowie der Miete, kurz der ganzen Lebenshaltung auf der einen Seite und der Erhöhung der Löhne auf der anderen Seite besteht. Ich glaube, daß ein allgemeines Urteil hierüber gar nicht zu fällen ist. Darin kann mich auch die Behauptung des neuseeländischen Arbeitsamtes, das Schiedsgerichtsgesetz habe keine besonderen Lohnsteigerungen gebracht, nicht beirren. Es ist ebenso falsch zu behaupten, daß durch das Schiedsverfahren die Löhne gestiegen und zufolge dieser Steigerung die Lebenshaltung eine teuere geworden sei, wie es unrichtig ist, den allgemeinen Satz aufstellen zu wollen, daß die Lebenshaltung sich zuerst verteuert habe und daraufhin notgedrungen die Löhne in die Höhe gegangen seien. Die Sache liegt, soweit ich sehen kann, in den einzelnen Gegenden und in den einzelnen Gewerben durchaus verschieden; bald mag das eine, bald das andere zutreffen.

Wenn behauptet wird, daß ohne die Zwangsschiedsgesetzgebung die Löhne noch mehr in die Höhe gegangen oder wenigstens hinter den jetzt erzielten nicht zurückgeblieben wären, so ist das auch eine — wenigstens allgemein — nicht nachweisbare Behauptung, die allerdings gelegentlich zutreffend sein mag. Es fehlt hier, wie überhaupt in der ganzen Materie, durchaus an gründlichen Einzelforschungen. Erst auf Grund solcher Spezialuntersuchungen wäre die Abgabe eines endgültigen Urteils möglich.

Nicht minder schwierig ist die Frage zu beantworten, wer letzten Endes die Kosten der ganzen Schiedsgerichtspolitik trägt. Wird der Gewinn der Unternehmer durch sie geschmälert, oder bekommen sie es fertig, die etwaigen höheren Produktionskosten auf die Konsumenten abzuwälzen?

Der Einfluß der ganzen Schiedsgerichtsgesetze nach der guten wie nach der bösen Seite hin ist, wie der Amerikaner Clark treffend ausführt, sehr übertrieben. Das ganze Wohl und Wehe Australasiens hängt in erster Linie davon ab, daß der Exportmarkt für gewisse Rohmaterialien des Landes, namentlich für Wolle und Nahrungsmittel, ein guter ist und die klimatischen Verhältnisse nicht ungünstig sind. Diese beiden Faktoren überragen alle anderen bei weitem. Dazu



* Am australischen Strande bei Newport

kommt, daß das Gedeihen des Landes in großem Umfange durch die Ausbeute an Mineral bedingt ist. Nirgendwo trifft auf den Kopf der Bevölkerung eine höhere Ernte an Gold und Silber. Wenn auch die Arbeitsbedingungen für alle Verhältnisse des Landes in Betracht kommen, so sind doch die Erkenntnisse der Schiedsgerichte kein Faktor, welcher das Gedeihen oder Nichtgedeihen des ganzen Landes nennenswert beeinflussen kann. Und obwohl Clark kein Anhänger der australischen Schiedsgerichte ist, so hebt er doch hervor, daß das Studium der australasischen Verhältnisse keinen Beweis dafür liefert, daß ein Land etwa durch staatliche Regulierung der Arbeit ruiniert werden könne. Ganz andere Faktoren spielen die ausschlaggebende Rolle für Blüte oder Verfall.

Selbst wenn aber die Nachteile des Schiedsverfahrens die Vorteile übertreffen würden, so ist doch an eine Beseitigung des obligatorischen gewerblichen Einigungswesens so wenig zu denken, wie an eine Aufhebung der sozialen Versicherungsgesetze in Deutschland. So wenig jedoch diese vollkommen sind, so sehr hier eine Reform an Haupt und Gliedern not tut, so wenig, wie wir mit der Erfahrung von drei Jahrzehnten etwas absolut Vollkommenes auf dem Gebiet

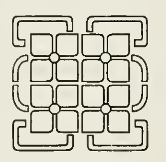
der Sozialversicherung leisten können, so wenig wir alles Elend durch sie aus der Welt zu schaffen vermögen, so wenig kann man verlangen, daß die Zwangsschiedsgerichte und Lohnausschüsse den bei dem heutigen Stand der Dinge wohl als unvermeidlich zu bezeichnenden natürlichen Kampf zwischen Kapital und Arbeit, zwischen geistiger Leistung und körperlicher Tätigkeit beseitigen werden. Ohne die sozialen Versicherungsgesetze wären Not und Elend weit schlimmer bei uns als heute, und ohne das gewerbliche Einigungswesen Australasiens wäre es zu ganz anderen, wahrscheinlich revolutionären Kämpfen zwischen Unternehmern und Arbeitern gekommen. Ich bin der festen Überzeugung, daß man es diesem Einigungswesen zum großen Teile zuschreiben muß, wenn Australasien kein revolutionäres, sondern ein evolutionäres soziales Experimentierland geworden ist.

Die neuen großen Streiks in den Silberbergwerken von Brockenhill Anfang 1909 und in den Kohlenbergwerken von Newcastle Ende 1909 beweisen für oder wider die australasische Gesetzgebung nicht mehr als die anderen Streiks, die unter ihrer Herrschaft stattfanden: daß Gesetze kein Radikalmittel sein können, und daß es unter den australischen Arbeitern genau wie unter den dem Völkerrecht unterworfenen Staaten solche gibt, die die Gesetze nicht achten und sie durchbrechen, wenn sie sich einen großen Vorteil daraus erhoffen.

Auch nach Europa und selbst nach Deutschland werden zweifelsohne einmal die australasischen Einrichtungen herüberkommen und deshalb ist es geradezu eine Notwendigkeit, daß wir die Erfahrungen jener Länder möglichst an Ort und Stelle fortgesetzt im Auge behalten und studieren.

Während ich den Streik in Brockenhill miterlebt habe, war ich leider bereits wieder in Europa eingetroffen, als von einem noch viel größeren Arbeiterausstand die Kunde eintraf, nämlich von dem Streik in Newcastle in Neusüdwales. Hier hat sich das Unerwartete gezeigt, daß zufolge der weit über das Ziel hinausschießenden Forderungen des linken Flügels der Arbeiter unter dem 17. Dezember 1909 eine Novelle zu dem Schiedsgerichtsgesetz erschien, deren scharfe Bestimmungen gegen die Streikenden wohl einzig dastehen; es wird nämlich bei Ausständen und Aussperrungen für die

Führer dieser Bewegungen eine Gefängnisstrafe bis zu $2^1/_2$ Jahren und für andere Beteiligte bis zu acht Monaten vorgesehen, eine Umwandlung in Geldbuße ist nicht gestattet. Tatsächlich wurde das Gesetz auch bei mehreren Arbeiterführern in aller Strenge in Anwendung gebracht und diese in die Gefängnisse von Neusüdwales geschickt. Selbstverständlich ließen es sich auch die deutschen Zeitungen, welche einseitig die Interessen der Arbeitgeber vertreten, nicht entgehen von einem „völligen Bankerott des Staatssozialismus in Australien" zu sprechen. Das ist eine vollkommen verfehlte Behauptung. Das Gegenteil ist der Fall. Denn der Streik war gleichzeitig ein heißer Kampf zwischen den auf dem Boden der Verfassung verharrenden Anhängern der Arbeiterpartei und den auf dem äußersten linken Flügel stehenden, den deutschen Sozialdemokraten verwandten Arbeitern. Der Ausgang des Streiks bedeutete den völligen Sieg der Reformer über die Radikalen unter den Arbeitern.



## XXI. Kapitel.

# Die Politik der Südsee-Demokraten gegen den Handel.

Australien sowohl wie Neuseeland bekennen sich, seit sie überhaupt eine Handelspolitik betreiben, fast ausnahmslos zum Schutzzoll. Der erste schutzzöllnerische Tarif stammt aus dem Jahre 1865. Was vorher an handelspolitischen Maßregeln, und zwar seit dem Jahre 1823, von welchem Jahre ab die australischen Kolonien eine selbständige Handelspolitik treiben durften, vorhanden war, ist unwesentlich; nur die beiden Staaten Neusüdwales und Viktoria kamen in Betracht, von denen der erste den größten Teil seiner Staatseinnahmen aus Zöllen — namentlich aus Spiritus- und Tabakzoll — deckte, während in Viktoria die Einnahmen aus Landverkauf und Verpachtungen die Einfuhrzölle überragten. Dazu kam 1851 ein Ausfuhrzoll auf Gold; alle Zölle vor 1865 waren Finanzzölle. Die protektionistische Ära beginnt 1865 und wird sofort dadurch populär, daß das Oberhaus sich gegen den Schutzzoll wandte, während die Arbeiter, von der Auffassung ausgehend, daß Schutzzölle der Industrie mehr Entwicklungskraft geben würden, die Protektion lebhaft begrüßten. So kann es nicht überraschen, daß schon im Jahre 1867 eine Erweiterung und Verschärfung des ersten Schutzzolltarifs erfolgte; und alle australischen Staaten mit Ausnahme von Neusüdwales folgten dem Vorgehen der viktorianischen Regierung. Immer mehr wurden die Einnahmen aus den Zöllen die Grundlage der Staatsfinanzen. Aber immer deutlicher, immer schärfer nahmen die Zölle in den einzelnen Kolonien den Charakter als Hochschutzzölle an. Das freihändlerische Neusüdwales belastete

lediglich Alkohol, Tabak, Zucker, Biskuit, Konfekt, Opium, Frucht, Konserven und Kerzen und war Ende der neunziger Jahre damit beschäftigt, schrittweise die meisten dieser Zölle, abgesehen von denjenigen für Alkohol, Tabak und Opium aufzuheben, welche lediglich einen finanziellen Charakter trugen.

Es war nicht leicht, bei der Zollverschiedenheit zwischen Neusüdwales und den übrigen australischen Staaten eine einheitliche Zollgesetzgebung zur Einführung zu bringen, als man den australischen Bundesstaat schuf. Aber so schwer auch das Unternehmen war, man setzte durch, daß die Verfassung des neuen Bundesstaates diese Zölle und indirekten Steuern als Bundesfinanzmittel überwies. Als Grundlage für den Zolltarif des Bundes nahm man den in seinen Sätzen niedrigsten von Südaustralien. Am 3. Oktober 1901 erhielt er Gesetzeskraft und seitdem ist eine Verschärfung des Schutzzolls bei der Revision des Tarifs immer wieder erfolgt.

Wie man in Australien die Demokratie mit neuem Geiste erfüllt hat, wie hier an die Stelle individualistischer Grundsätze sozialistische Eingang gefunden haben, so hat man es auch in Australien unternommen, eine neue Art Schutzzoll zu schaffen, und in der Lösung dieses Problems steckt man noch mitten drin.

Es ist das New Protektion-System, welches eine Harmonie der Interessen des ganzen Landes insofern herbeiführen soll, als nicht nur wie beim gewöhnlichen Schutzzoll die Industriellen begünstigt werden, sondern gleichzeitig mit den Fabrikanten auch die Arbeiter und die Konsumenten. Der australische Unternehmer wird begünstigt durch die hohen Zollabgaben, welche auf den aus dem Auslande eingeführten Produkten ruhen. Die Interessen des Arbeiters erhalten eine Förderung dadurch, daß der austcalische Fabrikant eine Abgabe zu zahlen hat, wenn er keinen angemessenen Lohn entrichtet. Dem Interesse des Konsumenten schließlich kommt die gesetzliche Anordnung der Höhe des Maximalpreises für die Fabrikate entgegen.

Einen praktischen Versuch hat man bisher mit diesem New Protektion-System unternommen: das Harvester Zollgesetz, zum Schutz der Herstellung landwirtschaftlicher Maschinen; es hat jedoch wenig Erfolg aufzuweisen gehabt.

In dem Tarifgesetz von 1906, das für Erntemaschinen einen Wertzoll von rund 28 Prozent brachte, war u. a. vorgesehen, daß, wenn die Maschinen nicht unter Lohnbedingungen hergestellt wurden, welche staatlich als ausreichend anerkannt worden waren, indirekte Abgaben von der Hälfte der Zollhöhe erhoben werden sollten. Die Feststellung der Preise erfolgte gesetzlich. Aber bald ergab sich, daß die Zwangspreisherabsetzung, welche zeigen sollte, daß die New Protektion in gleicher Weise Unternehmer, Arbeiter und Konsumenten zu schützen vermöge, als „eitel Blendwerk" zu betrachten war. Tatsächlich war durch das Gesetz nur der Unternehmer geschützt. Im einzelnen dies nachzuweisen würde hier zu weit führen.

Heute basiert das australische Zollwesen auf dem Tarif vom 3. Juni 1908. Dieser hat dem Wunsche der Industrie entsprechend alle wichtigeren Industriezweige mit einem Zollschutz beglückt, bzw. die vorhandenen Zölle bedeutend erhöht, so in der Eisenindustrie von 25 auf 30 Prozent, in der Textilindustrie von 20 auf 40 Prozent, in der Maschinenindustrie um das Dreifache, in der Klavierindustrie um das Doppelte, in der Holz- und Flechtindustrie, der Glasindustrie usw. um das Fünffache.

Daß Australien wie Neuseeland Waren englischer Herkunft Vorzugszölle einräumen, ist weiten Kreisen bekannt.

Mit dem Vorschlag der neuen Zölle waren die Landwirte so wenig zufrieden, wie die Interessenten des Bergbaues, weil die Maschinen ebenso wie das Holz verteuert wurden. Und ebenso wenig freuten sich die Industriellen mit dem Gesetz von 1908.

Im Gegensatz dazu waren die Arbeiter dem Tarif günstig gesinnt, aber sie fürchteten doch starke Preissteigerungen und beantragten daher zum Schutz der Verbraucher eine ständige Kommission einzusetzen, welche alle Preise im Inlande erzeugter Güter untersuchen und darüber berichten sollte.

Die Idee der New Protektion ist nun trotz des erwähnten Mißerfolges mit dem Harvester Gesetz durchaus nicht etwa untergegangen, sie scheint vielmehr gerade deswegen erörtert zu werden, weil bei dem heutigen Stand der Dinge jedenfalls nicht auf Grund des Schutzzollsystems eine Garantie für angemessene Löhne und niedrige Preise vorhanden ist.

Auf das engste verbunden mit der Schutzzollpolitik Australiens ist die Antikartellgesetzgebung und die Prämienpolitik. Während die Schutzzölle wie eine Mauer die Einfuhr fremder Waren hintanhalten und dadurch die heimische Produktion schützen, suchen staatliche der Industrie zuerteilte Prämien die inländische Produktion anzuregen und zu fördern. Ein solches Prämienwesen ist gerade in einem Lande wie Australien, in welchem die Kapitalisten sich nur



* Der Hawkesbury Fluß nahe Sydney

sehr schwer entschließen, Geld für industrielle Unternehmungen wegzugeben, durchaus verständlich. Und so haben es in den letzten Jahrzehnten alle australischen Kolonien mit Prämien versucht, mit einmaligen wie mit periodisch wiederkehrenden Staatsunterstützungen. Bald hat man eine Belohnung auf die Entdeckung von Kohlenfeldern ausgesetzt, bald auf das Auffinden von Gold. Ein Staat hat die Errichtung von Woll-, Papier-, Glas- und Lederfabriken durch Verleihung von Staatsprämien an die Gründer zu fördern gesucht, ein anderer Staat die Verfertigung von Drahtnetzen oder die Einfuhr von neuen Pflanzen und Samen oder die der Be-

pflanzung der Äcker mit Obstbäumen. Namentlich war es der Zuckerrübenbau, dem man eine Förderung mit Staatsmitteln zuteil werden ließ.

Aber durchweg hatte man geringen oder gar keinen Erfolg. Es zeigte sich nur zu oft, daß es nicht möglich war, den prämiierten Industrien zu dauerndem Bestand zu verhelfen, so daß die ganze Prämienpolitik, abgesehen von günstigen Wirkungen im Obst- und Weinbau sowie in der Milchwirtschaft, als ein sehr teueres und unzweckmäßiges Verfahren bezeichnet werden muß. Einen besonders in die Augen fallenden Mißerfolg stellt die Prämienpolitik dar, welche man in Queensland zur Hebung der Baumwollzucht einführte. Heute ist kein Acker Baumwolle mehr in dem ganzen Lande zu finden.

Besondere Beachtung verdient ein Gesetz vom 28. November 1907, welches fast 7 Millionen Mark zur Unterstützung der Produktion gewisser Güter vorsieht. Dabei handelt es sich teilweise um Weckung der Landwirtschaft, teilweise um Förderung der Weiterverbreitung inländischer Produkte. Aber die Auszahlung der Prämien ist abhängig von der Erfüllung gewisser sozialpolitischer Leistungen. Es dürfen nämlich nur weiße Arbeiter Verwendung finden und die Löhne dürfen nicht unter den herrschenden Sätzen sein, welche an Ort und Stelle der Dienstleistung in allgemeiner Übung sind. Wir haben hier also eine Verbindung von New Protektion und Prämienpolitik, und in dieses Gebiet gehört es auch, wenn z. B. die viktorianische Regierung den Beschluß gefaßt hat, alle Aufträge des Staates an Industrien, welche in Australien selbst heimisch sind, zu erteilen, auch wenn der Preis um ein Drittel höher ist.

Es gibt wohl wenig Länder in der Welt, in denen der Hochschutzzoll eine so unumschränkte Anerkennung gefunden hat wie in Australien. Der Freihandel hat so gut wie völlig ausgespielt, er hat keine Presse und keine Politiker, die den Schutzzöllnern die Stirne bieten können. Am eifrigsten gefördert wird aber der Protektionismus durch England, welches gegen den deutschen und amerikanischen Wettbewerb in dieser Weise vorgeht. „Australien,“ so sagt der gründliche Erforscher Australasiens, der Jenenser Professor Schachner, in seinem Werk „Australien“ — „wird das Land der

experimentalen Gesetzgebung genannt. Auf dem Gebiet der Sozialpolitik weist es darin glänzende Taten auf, auf dem Gebiete der Handels-, Gewerbe- und Gütererzeugungspolitik hat seine Gesetzgebung wenig Erfolge errungen und trotzdem ist der Glaube an ihre Macht nicht geschwunden ... Nationalgefühl ist ein idealer Boden für eine Wirtschaftspolitik, wenn es aber so fortreißend wirkt auf allen Bahnen, die nur immer ihm zu dienen geeignet scheinen, dann kann es für das Wirtschaftsleben selbst gefährlich werden."

In Neuseeland sehen wir von Anfang an hohe Finanzzölle, welche die Kosten der Maori-Kriege ersetzen mußten. Ende der achtziger Jahre findet sich auch hier die Schutzzollpolitik; sie steht im engsten Zusammenhange mit der ganzen wirtschaftlichen Depression der damaligen Epoche des Landes. Man hoffte durch Schutzzölle die Auswanderung zu dämmen, die Einwanderung zu fördern, die Arbeitslosigkeit zu beseitigen. Von vornherein nimmt also in Neuseeland die Schutzzollbewegung einen sozialpolitischen Charakterzug an. Ohne Mühe setzte sich die Bewegung durch, man blieb auf der einmal betretenen Bahn, welche von den Arbeitern wie von den Industriellen gern gesehen wurde, während die Landwirte naturgemäß immer wieder freihändlerische Vorstöße machten. Ministerpräsident Seddon nahm eine Neuerung des Tarifs von solchen Finanzzöllen vor, welche die Konsumtion der Arbeiter belasteten, namentlich setzte er den Zoll auf Tee, Kaffee, Kakao usw. herab. Von seinem weiteren Vorhaben, die ganze indirekte Besteuerung bedeutend zu vermindern und den Ausfall durch eine durchgreifende Landsteuer wett zu machen, hielt ihn sein Tod ab. Dagegen konnte er sich des Erfolges freuen, daß den Ländern britischer Oberhoheit dadurch ein Vorzug eingeräumt wurde, daß fremdländische Erzeugnisse mit Zuschlagszöllen belegt wurden.

Der herrschende Zolltarif von 1907 geht in seinen Ideen auf Seddon zurück; der britische Handel hat hiernach weitere Begünstigungen durch hohe Belastung nicht britischer Waren erhalten. Eine Anzahl britischer Waren sind zollfrei, andere insofern begünstigt, als die gleichen Waren nicht britischer Herkunft 20 bis 100 Prozent Zollzuschlag zu zahlen haben. Eine Reihe Nahrungs- und Genußmittel sowie Gebrauchsgegenstände, welche für die Arbeiterbevölkerung in

Betracht kommen, wurden niedriger belastet als in den früheren Tarifen. Aber der ganze neuseeländische Tarif zeigt eine nicht unerheblich geringere Schutztendenz als der australische Tarif.

Eine Prämienpolitik hat Neuseeland nur ganz vorübergehend gehabt; eine Bekämpfung der Monopole in Handel und Gewerbe kennt die neuseeländische Gesetzgebung nicht.

Dem Kampf gegen ausländische, namentlich deutsche Waren dient auch das „Gesetz zur Bewahrung australischer Industrien und zur Unterdrückung gefährlicher Monopole.“ Dieses australische Gesetz ist aber noch aus anderen Gründen höchst beachtenswert und charakteristisch für das Land und seine Gesetzgeber. Man hat die direkte Förderung der Interessen von Arbeitern und Käufern verbunden mit den der Bekämpfung der Monopole dienenden Bestimmungen.

Aber weiterhin hat man auch die Interessen der australischen Unternehmer trotz Bekämpfung der Kartelle zu gewinnen gewußt, indem man nämlich in dasselbe Gesetz sehr interessante Paragraphen aufnahm, welche der Bekämpfung des sogenannten „Dumping“



* **Sydney.** Rathaus und Georgestreet

dienen sollten. Unter Dumping ist der von nichtaustralischen Unternehmern nach Australien erfolgende Verkauf von irgendwelchen Waren zu Preisen unter den Herstellungskosten zu verstehen, also mit Verlust, oder mindestens zu Preisen, welche keinen Gewinn übrig lassen, um auf diese Weise die Konkurrenz zu beseitigen. Ein derartiger Wettbewerb nichtaustralischer Produzenten mit australischen gilt als unlauter, jedoch nur insoweit, als es sich um einen Wettbewerb mit australischen Industrien handelt, deren Schutz den entscheidenden Verwaltungs- oder Gerichtsbehörden als vorteilhaft für Australien erscheint.

Das Gesetz ist im Jahre 1906 erlassen und 1908 ergänzt worden. Es setzt eine Strafe von 50 £ gegen alle Personen, Korporationen und Firmen fest, deren Wirksamkeit in irgend einer Weise mit bewußter Absicht darauf ausgeht, die gewerbliche oder kommerzielle Tätigkeit zum Nachteil des Publikums einzuschränken bzw. mittels unredlichen Wettbewerbs die Erhaltung irgend einer für Australien vorteilhaften Industrie, welche auf die Interessen der Produzenten, Arbeiter und Verbraucher schuldige Rücksichten nimmt, zu gefährden. Als ein unlauterer Wettbewerb wird es u. a. angesehen, wenn tatsächlich oder mit großer Wahrscheinlichkeit eine unangemessene Entlohnung der Arbeiter zufolge des Wettbewerbs zu erwarten ist. Als unangemessene Entlohnung gelten aber unzureichender Geldlohn, zu lange Arbeitszeit oder sonstige ungebührliche nachteilige Arbeitsbedingungen bzw. Beschäftigungsverhältnisse. Es gilt weiter als unlauterer Wettbewerb, wenn tatsächlich oder mit großer Wahrscheinlichkeit durch ihn eine Desorganisation der australischen Industrien hervorgerufen oder Arbeiter um ihre Beschäftigung gebracht werden können.

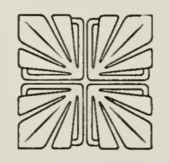
Die näheren Umstände, unter denen bis zum Beweis des Gegenteils ein Wettbewerb nach Australien eingeführter Güter als unredliches Dumping zu betrachten ist, sind höchst detailliert angegeben. Als Dumping gilt z. B. ein Wettbewerb, falls er unter den gewöhnlichen Geschäftsverhältnissen wahrscheinlich dazu führen müßte, daß die australische gleichartige Ware nicht länger erzeugt oder vom Markte zurückgezogen würde oder nur mittels einer ungenügenden Entlohnung der Arbeiter ohne Verlust erzeugt werden könnte; als

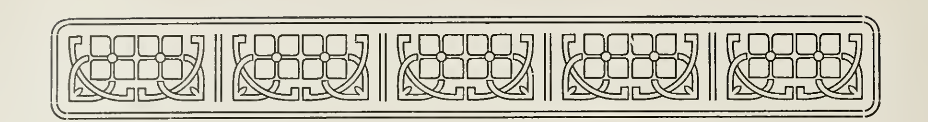
Dumping gilt ferner u. a. ein Wettbewerb, der tatsächlich oder voraussichtlich eine ungenügende Entlohnung der Arbeiter der betreffenden australischen Industrie bewirken müßte usw. Sobald irgend einer dieser Tatbestände vorliegt, kann eine Anklage wegen Dumping erhoben werden.

Von dem Ausfall der richterlichen Entscheidung hängt es ab, ob dann von seiten des Justizministers ein Einfuhrverbot für die betreffenden Waren ergeht, oder ob die Güter, welche Anlaß zu dem Prozeß gegeben haben, nur noch unter bestimmten Bedingungen eingeführt werden dürfen.

Einen schärferen Schutz der heimischen Industrie kann man sich kaum vorstellen.

Daß aber die Antikartellgesetzgebung in Australien nicht nur Anhänger, sondern auch Gegner hat, weil sie die Preise ungemein verteuert, bedarf kaum der Hervorhebung; allein es dürfte nicht nur in den bereits angeführten, sondern auch in einem dritten Punkte eine gewisse Verwandtschaft mit dem amerikanischen Anti-Trust-Laws bestehen: die scharfen Bestimmungen scheinen, wenn mich nicht viele Eindrücke täuschen, sehr häufig nur auf dem Papier zu stehen, in Wirklichkeit aber umgangen oder von dem Gericht nicht ausgeführt zu werden. Auf alle Fälle bildet aber das australische Kartellbekämpfungsgesetz ein treffliches Beispiel, um den ganzen Geist zu begreifen, der die Wirtschafts-, Handels-, Zoll- und Sozialgesetzgebung der australischen Experimentierländer beherrscht.





## XXII. Kapitel.

# Das Dorado der alten Leute.

In den modernen Staaten haben sich auf dem Gebiet der Volkswohlfahrt seit einigen Jahrzehnten Bestrebungen geltend gemacht, welche darauf hinauslaufen, die Fürsorge für die mittellos Erwerbsunfähigen zu reformieren. Man hat erkannt, daß die früheren Methoden, welche die mittellos Erwerbsunfähigen ihrer naturgemäß unzureichenden Selbsthilfe, der nur selten richtig organisierten Mildtätigkeit Privater, oder der auch nicht gerade idealen Armenversorgung überließen, zum mindesten unzulänglich sind. Man hat namentlich in der Bismarckschen Ära in Deutschland eingesehen, daß das Ignorieren dieser mittellos Erwerbsunfähigen zu einer Gefahr für den herrschenden Staat werden kann. So haben die Furcht vor den politischen Folgen und der immer mehr wach werdende humane soziale Geist zur Folge gehabt, daß erst bei diesem, dann bei jenem Volk eine moderne, menschenwürdigere und politisch zweckmäßigere Form der Fürsorge für die Arbeiterbevölkerung und die ihnen nahestehenden Volkskreise zur Entstehung gelangte. Es wurde zum herrschenden Dogma, daß — wie es in der Begründung des ersten deutschen Arbeiterversicherungsgesetzentwurfs von 1881 heißt, — der Staat sich in höherem Maße als bisher seiner hilfsbedürftigen Mitglieder annehmen müsse.

Nicht bloß als eine Pflicht der Humanität und des Christentums, von welchen die staatlichen Einrichtungen durchdrungen sein sollen, sondern auch als eine Aufgabe staatserhaltender Politik, die das

Ziel zu verfolgen hat, auch in den besitzlosen Klassen der Bevölkerung, welche zugleich die zahlreichsten und am wenigsten unterrichteten sind, sei die Anschauung zu pflegen, daß der Staat nicht bloß eine notwendige, sondern auch eine wohltätige Einrichtung sei. „Zu dem Ende", heißt es weiter, „müssen sie durch erkennbare, direkte Vorteile, welche ihnen durch gesetzgeberische Maßregeln zuteil werden, dahin geführt werden, den Staat nicht als eine lediglich zum Schutz der besser situierten Klassen der Gesellschaft erfundene, sondern als eine auch ihren Bedürfnissen und Interessen dienende Institution aufzufassen".

Diese Erwägungen, welche zurückzuführen sind auf den von bekannten Nationalökonomen stark beeinflußten Bismarck, führten zum Erlaß der sozialen Versicherungsgesetze, auf Grund deren heute viele Millionen unserer Bevölkerung, namentlich die Arbeiter, bei Krankheiten, Unfällen, im Alter und bei Invalidität feste Rechtsansprüche auf ärztliche Hilfe und Unterstützung mit Geld genießen; und dazu kommt demnächst eine Versorgung der Witwen und Waisen.

Zwangsweise werden daher Arbeiter wie Unternehmer in unsere imposante Versicherungsorganisation hineingebracht. Hier liegt wirklich einmal der Fall vor, daß „Deutschland in der Welt voran" war. Es hat etwas vollkommen Originelles mit seiner Zwangsversicherung der minderbemittelten Bevölkerung geschaffen; und da sich im großen und ganzen die Einrichtung sehr bald als in zahlreichen Beziehungen segensreich herausgestellt hat, so konnte es nicht ausbleiben, daß auch andere Staaten Deutschland mehr oder minder nachgefolgt sind, neuestens Frankreich. Aber nicht überall hat man die Form der eigentlichen Versicherung mit Beiträgen von seiten der Arbeiter wie von seiten der Unternehmer als die richtige zur Lösung des Problems einer rationellen Fürsorge für die mittellos Erwerbsunfähigen, namentlich die Hochbetagten, gehalten.

Neben das deutsche System einer Zwangsversicherung der Arbeiter trat um die Wende des vorigen Jahrhunderts das neuseeländisch-australische System einer allgemeinen Staatsbürgerversorgung unter Vermeidung des eigentlichen Versicherungs-

prinzips, also ohne Beiträge — sei es der Arbeiter, sei es der Unternehmer. Überraschend schnell hat der Old Age Pension Act vom 1. November 1898 Schule gemacht; er wurde 1900 in Neusüdwales, 1901 in Victoria nachgeahmt und hat schließlich 1909 ganz Australasien erobert, ja, was noch vor kurzer Zeit niemand für möglich gehalten hätte, er ist hinübergedrungen in das englische Mutterland; und auch dieses hat, wenn gleich in sehr verdünnter Form, sich zum Prinzip der neuseeländisch-australischen Staatsbürgerversorgung bekannt.

Wie ist diese eigenartige Kategorie der Versorgung unbemittelter alter Personen, diese zwischen Armenwesen und sozialer Versicherung stehende moderne Form entstanden und was bestimmen im einzelnen die australisch-neuseeländischen Gesetze?

Ich folge bei ihrer Darstellung meinem 1908 erschienenen Buch über die Arbeiterversicherung in Australien und Neuseeland sowie den persönlichen Eindrücken, die ich an Ort und Stelle an den verschiedensten Teilen Australasiens gewonnen habe.

Trotz der auch in geistiger Beziehung bestehenden großen Isoliertheit Neuseelands war doch durch englische Zeitungen die Einführung der deutschen Sozialversicherung bekannt geworden, und man hatte, wenn auch nur ganz dürftig, davon Kunde bekommen, daß in Dänemark eine Versorgung der Greise außerhalb der Armenpflege existierte. Wenigstens hatte Seddons politischer Adjutant, Edward Tregear, wie er mir selbst mitgeteilt hat, von diesen Dingen gehört; und diese Tatsache bewirkte es, daß Gedanken bei Seddon zur Reife gebracht wurden, die wohl auch schon früher bei ihm Wurzel geschlagen hatten, nämlich, daß man für die ihres hohen Alters wegen nicht mehr erwerbsfähigen Bürger des Staates im Interesse der ganzen Kolonie sorgen müsse. Diese Idee kommt klar zum Ausdruck in dem neuseeländischen Altersrentengesetz vom 1. November 1898, das mit den Worten beginnt: „Weil es der Billigkeit entspricht, daß rechtschaffene Personen, welche während der produktiven Zeit ihres Lebens mitgeholfen haben, die öffentlichen Lasten der Kolonie durch die Zahlung von Steuern zu tragen und ihre Hilfsquellen durch ihre Arbeit und Fähigkeit zu erschließen, in ihrem Alter von der

Kolonie eine Rente erhalten, so wird hiermit das folgende Altersrentengesetz erlassen".

Höchst dramatisch war es, wie die demokratische Kolonie Neuseeland unter Leitung ihres sozialen Despoten Seddon das außerordentlich gewagte, finanziell folgenreiche Experiment auszuführen übernahm. — Dreimal mußte der Ministerpräsident seinen Versuch,



* **Großmolkerei an der Nordküste von Neusüdwales**

die von ihm abgefaßte Altersrentenvorlage durchzubringen, erneuern. Es dauerte von 1896 bis 1898 ehe der Old Age Pension Act, welcher zweimal vom Parlament zurückgewiesen bzw. umgeändert worden war, Annahme fand. Es war auch ein gutes Stück körperlicher Arbeit, das Seddon bei der Vertretung seines sozialen Gesetzentwurfs zu leisten hatte, denn nicht weniger als neunzig Stunden dauerte die letzte Sitzung der Parlamentskommission, in der die Opposition verzweifelte Versuche machte, die Vorlage zu Fall zu bringen, und nicht weniger als 1400 Reden wurden über den

Gesetzentwurf gehalten, wobei ein Mitglied 93Mal sprach. Aber unverdrossen hielt der robuste, auch körperlich seinen Gegnern überlegene Ministerpräsident Seddon stand, und so gelang ihm die Annahme des Gesetzes, welches eine soziale Fürsorge von außerordentlicher Tragweite gebracht hat.

Bei dem Stand der Arbeiterbewegung in Australasien und in Anbetracht des Umstandes, daß die Verfassung des neuentstandenen australischen Bundes diesem das Recht einräumte, die Altersversorgung gesetzlich zu regeln, ist es nicht erstaunlich, daß das bald auftauchende Bestreben, auch Australien mit Altersrentengesetzen zu beglücken, Erfolg hatte. Am 10. Juni 1908 gelangte mit Gültigkeit für den ganzen australischen Kontinent das „Gesetz zur Einführung der Zahlung von Invaliden- und Altersrenten und für andere Zwecke" — wie es wörtlich heißt — zur Annahme.

So wenig wie das ursprüngliche neuseeländische Gesetz unverändert geblieben ist, vielmehr durch eine ganze Reihe von Novellen abgeändert und durchweg verbessert wurde, so haben auch die Gesetze in Neusüdwales und Victoria, zu denen dann noch kurz vor Einführung des Bundesgesetzes ein solches in Queensland kam, nicht unerhebliche Abänderungen erfahren, die im einzelnen für den sozialpolitischen Forscher viel des Interessanten bieten. Hier dürfte es genügen, wenn wir außer dem herrschenden neuseeländischen das neueste, also das australische Bundesgesetz kennen lernen, welches den Vorteil hat, für ein weit größeres Gebiet zu gelten, als das neuseeländische, und das außerdem auch insofern über das neuseeländische hinausragt, als es nicht nur wie jenes Altersrenten, sondern auch Invalidenrenten bewilligt.

In Neuseeland erhält jede Person im Alter von mindestens 65 Jahren eine Rente von höchstens 26 Pfund Sterling jährlich oder 10 Schilling wöchentlich, wenn sie ihren dauernden Wohnsitz, von vorübergehender Abwesenheit abgesehen, seit wenigstens 25 Jahren in dem Dominium gehabt hat; in dieser Zeit darf sie nicht mehr als fünf Jahre, in den letzten zwölf Jahren nicht mehr als vier Monate Freiheitsstrafe erduldet, in dieser Zeit darf ein Rentenanwärter auch Frau und Kind nicht verlassen haben; erfordert wird weiter im letzten Jahre ein nüchternes, ordentliches Leben; schließlich

aber muß das jährliche Einkommen der Rentenanwärter unter 60 Pfund Sterling, das Vermögen unter 260 Pfund Sterling betragen, wobei selbstverständlich Erfordernis ist, daß ein Anwärter nicht, um die Rente erlangen zu können, sich eines Einkommens- oder Vermögensteils entäußert hat. Die volle Rente erhalten nur Personen, die nicht mehr als 34 Pfund Sterling Einkommen oder nicht mehr als 10 Pfund Sterling Vermögen haben; wer darüber besitzt, dem wird eine Teilrente gewährt, und zwar sinkt die Vollrente um je 1 Pfund Sterling im Jahr für jedes volle Pfund Sterling Einkommen über 34 Pfund Sterling sowie um je 1 Pfund Sterling für jede volle 10 Pfund Sterling Vermögen.

In den sechs Staaten des australischen Bundes ist man in einigen Beziehungen noch weiter gegangen. Nach dem Gesetz vom 10. Juni 1908, das am 1. Juli 1909 in Kraft trat, ist der Höchstbetrag der Rente zwar derselbe wie in Neuseeland, aber das Minimalalter für rentenberechtigte Frauen ist auf 60 Jahre herabgesetzt, auch Männer bekommen schon mit 60 Jahren eine Rente, wenn sie dauernd arbeitsunfähig sind, im übrigen (wie in Neuseeland) erst fünf Jahre später. Die Vermögensgrenze ist weiter hinaufgerückt: man darf bis zu 310 Pfund Sterling Eigentum besitzen. Die Einkommensgrenze wird anders bestimmt, indem angeordnet ist, daß Einkommen und Rente zusammen 52 Pfund Sterling nicht übersteigen dürfen; die volle Rente wird also hier nur denen gewährt, welche nicht mehr als 26 Pfund Sterling Einkommen haben. Ein Strafenmaximum erwähnt das australische Bundesgesetz nicht, fordert aber guten Charakter; dagegen sind in Australien wie in Neuseeland Fremde und Asiaten ausgeschlossen, dort auch die Urbewohner, während hier die Maoris den Weißen gleichstehen. Rentenberechtigt ist eine Person nur, wenn sie in Australien ihren Wohnsitz hat und seit mindestens 25 Jahren gehabt hat; sie darf ferner, wenn es sich um eine verheiratete Person handelt, während der letzten fünf Jahre ohne berechtigten Grund ihren Gatten zwölf Monate hindurch nicht verlassen, oder ohne berechtigten Grund dem Gatten oder den Kindern unter 14 Jahren einen angemessenen Lebensunterhalt zu gewähren nicht verabsäumt haben.

Wenn diese, wie ersichtlich, nicht sehr schweren Voraussetzungen erfüllt sind, dann erhält der Antragsteller eine Rente, deren Höhe von den Einkommensverhältnissen abhängt. Es soll nämlich, wie schon angedeutet, der Rentenbetrag in keinem Falle den Betrag von 520 Mark im Jahre übersteigen, noch so hoch sein, daß das Einkommen des Rentners den Betrag von 1040 Mark jährlich übersteigt. Man bekommt also bei großer Bedürftigkeit wöchentlich 10 Schilling.

Einfach und selbstverständlich wie diese natürlich hier nicht in allen Einzelheiten zu erwähnenden gesetzlichen Bestimmungen ist die ganze Verwaltung, das Verfahren der Rentenbewilligung und Rentenauszahlung. Wer eine Rente beansprucht, füllt ein kurzes Formular aus, um darzutun, daß er die gesetzlichen Anforderungen erfüllt, und schickt dieses Formular als Rentenantrag an den Registerführer seines Distrikts. Der Registerführer veranlaßt eine Prüfung der Verhältnisse des Antragstellers, um zu ermitteln, ob die Angaben auf Wahrheit beruhen. Er kann jedermann ersuchen, ihm über die Verhältnisse des Antragstellers Auskunft zu geben; die Verweigerung einer solchen Auskunft oder die Erteilung einer falschen wird mit einer Geldstrafe bis zu 100 Pfund oder bis zu sechs Monaten Gefängnis bestraft. Nach Abschluß seiner Untersuchung schickt der Registerführer den Antrag nebst einem Bericht über die Ergebnisse der von ihm angestellten Untersuchung dem Gericht. Der Antragsteller wird, wenn es sein Gesundheitszustand gestattet, vom Richter in der Regel vorgeladen, in öffentlicher Verhandlung über etwa vorhandene zweifelhafte Punkte noch befragt und nimmt den Ausspruch des Richters entgegen, demzufolge entweder der Richter die Verwerfung des Antrags anrät, oder eine weitere Beweiserhebung als notwendig bezeichnet, oder schließlich den Rentenantrag ganz oder teilweise zu genehmigen empfiehlt. In letzerem Falle bescheinigt der Richter auf dem Antrag die Befürwortung und schickt ihn an den Registerführer zurück. Dieser übermittelt die gesamten Papiere dem sogenannten Vizekommissar, welcher in der Regel, wenn alles in Ordnung befunden ist, dem Antrage des Richters entsprechend, die Auszahlung der Renten anordnet.

Jede Rentenrate wird vierzehntägig auf einem in dem Rentenschein namhaft zu machenden Postamt ausgezahlt.

Die Rente ist unveräußerlich, sie darf nicht abgetreten und nicht verpfändet werden, auch ist eine Zwangsvollstreckung in sie nicht möglich.

In allen seinen Stadien habe ich das Verfahren dieser Altersrentengewährung beobachtet, und immer von neuem war ich wieder erstaunt, wie glatt und einfach die Untersuchungen und Verhandlungen verlaufen, wie entgegenkommend die Beamten sich gegen die alten Antragsteller benehmen, wie ein Minimum von bureaukratischem Geist auf allen Behörden waltet und wie die Antragsteller, ja, die ganze ärmere Bevölkerung mit dem System überaus zufrieden sind.

Während das Gesetz, soweit es die Altersrenten betrifft, seit Mitte 1909 in Gültigkeit ist, tritt der Teil, welcher die Invalidenrenten betrifft, erst zu einem späteren, noch festzusetzenden Termine in Kraft.

Zum Bezug einer Invalidenrente berechtigt ist jede Person, die das Alter von 16 Jahren überschritten und infolge eines Unfalls oder wegen Invalidität dauernd arbeitsunfähig ist und keine Altersrente bezieht. Die übrigen Voraussetzungen sind fast ganz analog den schon bei den Bestimmungen über die Altersrente angeführten.

Es ist selbstverständlich, daß nicht jeder Neuseeländer und jeder Australier ein begeisterter Anhänger der Altersrentenversorgung ist; ich bin aber außerordentlich überrascht gewesen, zu bemerken, wie sehr selten man ein ungünstiges Urteil über diese unsere deutsche sozialpolitische Fürsorge teilweise erheblich überschreitende, wesentlich teurere Einrichtung hört. Von Arbeitern wie von Unternehmern, von Farmern wie von Fabrikanten, in der Stadt wie auf dem Lande, von Beamten wie von Politikern habe ich fast niemals die Prinzipien der Gesetzgebung angreifen hören. Ehe die Gesetze angenommen worden waren und in der ersten Zeit ihrer Durchführung wurden genau dieselben Vorwürfe gegen die Altersrenten laut, wie sie bei uns gegen die soziale Versicherung vorgebracht worden sind und noch vorgebracht werden. Es sind die üblichen

Vorwürfe, die man da hört: daß die Renten den sozial wichtigen Trieb, für sich selbst zu sorgen, zurückdrängen, daß wenn der Staat auf einem Gebiete eine Fürsorge einführe, es kein Halten gäbe und man fortgesetzt auf anderen Gebieten sein Eingreifen verlange, daß die Intensität der Arbeit nachlasse u. dgl. m. Vorwürfe, die teilweise sicherlich etwas Wahres an sich haben. Merkwürdig selten hört man in Australasien den Vorwurf, die finanziellen Lasten, welche die Gesetzgebung auferlege, seien zu hoch, wie überhaupt die ganze finanzielle Seite des Problems den Australiern auffallend wenig Kopfzerbrechen gemacht hat oder zurzeit macht.

Einige Zahlenangaben dürften von Interesse sein. Man rechnet damit, daß im Gebiet des australischen Bundes die Zahl der Rentner im Alter von 65 Jahren und darüber im laufenden Jahre etwa 52 300 beträgt, für welche einschließlich der Verwaltungskosten Rentenauszahlungen im Gesamtbetrage von nahezu 29 Millionen Mark in Betracht kommen. Die Zahl der Rentner wie die Höhe der Ausgaben wird naturgemäß von Jahr zu Jahr wachsen. 1917 erwartet man 63 500, 1926 über 84 000 Rentnern Pensionen zahlen zu müssen, die sich auf 35 bzw. 46 1/2 Millionen Mark belaufen sollen. Nicht eingerechnet sind hierbei die voraussichtlich sehr hohen Beträge für Invalidenpensionen.



* Weizenernte in Neusüdwales

Die Hauptunterschiede zwischen dem Seddonschen System und der Bismarckschen Altersversicherung fallen sofort auf: unter jenes fallen alle Bürger, unter diese nur vom Gesetz fixierte unselbständige Arbeiterkreise. Bei uns wird rentenberechtigt nur, wer Beiträge geleistet hat, während bei unseren Antipoden weder der Rentenberechtigte noch seine etwaigen Arbeitgeber jemals anders als in der Form der allgemeinen Steuern Beiträge leisten. Ebenso wie von unserer Arbeiterversicherung ist das neuseeländisch-australische Schema verschieden von der Armenverpflegung; denn wenn die aufgezählten Voraussetzungen zutreffen, so hat man ein Recht auf die Rente, welche in einem genau und zweckmäßig geregelten Gerichtsverfahren bewilligt wird; der Rentenbezug entehrt auch in keiner Weise und macht den Empfänger keines politischen oder sonstigen Rechts verlustig. Beide Systeme, das deutsche wie das australische, haben denselben obersten Grundsatz, wie schon eine Vergleichung der Gesetzesbegründungen Seddons und Bismarcks deutlich ergibt; nur war jener ein Vollblutdemokrat, der das Gesetz ohne jeden Druck von außen und ohne jede politische Nebenabsicht aus rein humanen Motiven heraus gab, während bei der deutschen Sozialversicherung bekanntlich, ursprünglich wenigstens, gerade die politischen Nebenabsichten eine maßgebende Rolle spielten. Diesseits wie jenseits des Äquators sollten auch die Fürsorgegesetze die Armenpflege entlasten; und hier wie dort haben sie es erreicht, wenn das auch nicht leicht statistisch nachweisbar ist. Dasselbe Für und Wider findet sich in den Debatten des deutschen Reichstags und in denen der Parlamente zu Wellington oder Melbourne. Aber im Deutschen Reich wie in Neuseeland sind die wenigsten der üblen Folgen wirklich eingetroffen, welche man vorausgesagt hat. Man hat behauptet, eine Altersfürsorge unterbinde den Spartrieb. Bei uns zeigt sich das gerade Gegenteil, wenigstens insofern, als unsere Sozialversicherung weite Kreise für die Versicherungsidee neu gewonnen hat; denn anders wäre der enorme Zuwachs namentlich der privaten Volksversicherung in Deutschland kaum zu erklären. Diese wirtschaftliche Erziehung des deutschen Arbeiters ist nicht hoch genug zu veranschlagen. Das australische Versorgungssystem entbehrt dieser pädagogischen Wirkung und fördert die in den australischen De-

mokratien sehr stark vorherrschenden Tendenzen staatlichen Eingreifens ganz ungemein. Aber auch wir sehen ja das Drängen nach Staatsunterstützung bei den mannigfachsten Versicherungsprojekten.

Daß die Staatsbürgerversorgung an sich für den Staat weit teurer sein muß als die Versicherung, zu der der Staat nichts oder nur wenig beiträgt, liegt auf der Hand. Aber ist es im Endergebnis wirklich ein finanzieller Unterschied, ob die Kosten der Altersrenten wie bei uns, oder wie in Neuseeland aufgebracht werden? Der Arbeiter wälzt die Last auf den Unternehmer, dieser auf den Konsumenten, und zwar in den meisten Fällen auf den einheimischen ab. Konsumenten sind alle Einwohner; und sie tragen letzten Endes die deutsche Versicherungs- wie die neuseeländische Versorgungslast, in Neuseeland in Form der direkten und indirekten Steuern, bei uns in Form eines erhöhten Verkaufspreises der Waren: also nur ein anderer wirtschaftlicher Zirkulationsprozeß.

Trotz der im Verhältnis zu den neuseeländischen Ziffern mageren Ergebnisse der deutschen Altersversicherung steht das deutsche System außerordentlich viel höher als jenes. Denn Neuseeland und Australien haben nichts anderes als ihre Old Age Pensions! Dortzulande hat also erst der Fünfundsechzig- bzw. Sechzigjährige ein ein Recht auf Rente. Nur das Alter verschafft es ihm. Aber keinen Anspruch gegen den Staat haben der Kranke, der Verunglückte, weder die Witwen noch die Waisen. Die Altersversorgung ist, namentlich wenn die Altersgrenze allgemein auf 60 Jahre herabgesetzt wird, eine ganz hervorragende soziale Einrichtung; aber sie ist nur die Krönung eines Gebäudes, zu dem in Australasien recht mangelhafte Fundamente vorhanden sind. Ein Äquivalent für unsere soziale Krankenversicherung ist in den fernen Ländern höchstens für den geringen Prozentsatz der Arbeiter vorhanden, welche in leistungsfähigen Gewerkvereinen und Hilfskassen sich aus eigenen Mitteln versichern. Für Unfallrenten ist fast nur durch Haftpflichtgesetze gesorgt, die in vielen Beziehungen die schweren Mängel unserer nun seit einem Vierteljahrhundert aufgegebenen Unternehmer-Haftpflichtgesetzgebung an sich tragen. Invalidenversorgung aber hat man in Neuseeland überhaupt noch nicht, während, wie erwähnt,

das australische Bundesgesetz, dem Vorbild von Neusüdwales und Victoria folgend, vorgesehen hat, daß von einem noch festzusetzenden Termin ab außer Altersrenten auch Invalidenrenten gewährt werden sollen. Eine Witwen- und Waisenversicherung ist kaum jemals ernstlich zur Diskussion gekommen. Dagegen hat man in einzelnen australischen Kolonien und in Neuseeland die Einführung einer Arbeitslosenversicherung von Staats wegen ins Auge gefaßt, da seit Mai 1909 das Gespenst der Arbeitslosigkeit allen sozialen Experimentiergesetzen zum Trotz recht bedrohlich aufgetreten ist.

Auch andere Versicherungsprojekte erörtert man in Neuseeland, vorläufig freilich noch nicht in der großen Öffentlichkeit. Doch binnen kurzer Frist dürften gerade diejenigen ihre Landsleute mit kühnen Sozial-Assekuranzplänen überraschen, von denen man es am wenigsten erwartet hätte: die neuseeländischen Arbeitgeber. Die New Zealand Employers Association zu Wellington, welche wohl die Hälfte aller Arbeitgeber und alle bestehenden lokalen Arbeitgeberverbände umfaßt, und seit kurzem von einem eminent tüchtigen Generalsekretär Pryor geleitet wird, hat die Absicht, das Parlament zu veranlassen, die hier erwähnten Lücken der neuseeländischen Sozialgesetzgebung auf dem Gebiet der Versicherung auszufüllen, und zwar soll eine wenn möglich in einem einzigen Gesetz kombinierte, von einer staatlichen Zentralbehörde geleitete Kranken-, Unfall- und Invalidenversicherung eingeführt werden, zu der die Unternehmer wie die Arbeiter und der Staat Beiträge zu leisten gezwungen sein sollen. Ein etwa an unser Unfallversicherungs-Gesetz erinnernder Vorschlag ist übrigens bereits zu Beginn dieses Jahres von dem Sprecher des Abgeordnetenhauses Guineß der öffentlichen Kritik unterbreitet worden und hat, soweit ich fand, allgemeinen Beifall geerntet.

Die deutsche Sozialversicherung wird überhaupt mit großem Interesse in Neuseeland und in den australischen Staaten verfolgt. Nur weiß man zu wenig von ihr und hat zu wenig bequeme Informationsmöglichkeiten. Wäre für sie im fünften Erdteil auch nur ein Bruchteil der Propaganda entfaltet worden, welche man auf den Weltausstellungen in Paris und St. Louis von Reichs wegen

gemacht hat, so hätte man hier unser deutsches Vorbild wohl schon befolgt. Denn wohin ich kam, sei es in ein Ministerium oder zu einem Gewerkschaftsführer oder zu einem Großindustriellen, überall wollte man genaueste Aufklärung über unsere Sozialversicherung. Unseren Konsulaten hier draußen sollten einige Tausend Exemplare des trefflichen Zacherschen Leitfadens der deutschen Sozialversicherung zur Verteilung übersandt werden, aber in englischer Sprache; denn polyglott ist man bei unseren Antipoden durchaus nicht.

Wenn nun in absehbarer Zeit Australasien, freilich mit mehr oder minder vielen Änderungen, zu seiner Staatsbürgerversorgung unsere deutsche Sozialversicherung hinzunimmt, sollten wir dies dann nicht erwidern und Seddons Old Age Pension Act mit dieser oder jener Modifikation bei uns einführen? Selbst vorausgesetzt, das Reich hätte die Mittel hierzu (und es könnte einen erheblichen Teil derselben von den bisher die Armenlasten aufbringenden, dann aber bedeutend entlasteten Kommunen einziehen), so sprechen doch gewichtige Argumente gegen ein solches Verfahren. Zwar habe ich mit Bewunderung in verschiedenen Gegenden Australiens wie Neuseelands die einfache, wenig Beamte erfordernde, billige Verwaltung des Altersrentensystems kennen gelernt, habe auch die feste Überzeugung gewonnen, daß alle Kreise damit zufrieden sind, Rentenempfänger wie Arbeitgeber und Regierungen, und habe die großen Wohltaten gesehen, welche Seddons und Tregears epochemachendes Werk vielen Tausenden bringt, ohne daß ich irgend welche Mißstände hätte feststellen können. Allein man bedenke, daß die gesamten Verhältnisse jener Länder völlig andere sind als die unsrigen, daß eine außerordentlich spärliche Bevölkerung auf ungemein weiten, zum großen Teil noch nicht urbar gemachten Landstrecken wohnt (in ganz Australien, das Europa an Größe nahekommt, nicht viel mehr Bewohner als Deutschlands Armee im Kriege Soldaten zählt), daß vor allem aber die Old Age Pensions zu einer Zeit eingeführt wurden, in der jene Länder noch gar keine sozialen Versicherungsgesetze hatten, wie wir sie seit bald einem Menschenalter besitzen. Es muß ferner dem Befürworter der Staatsbürgerversorgung zu denken geben, daß schon unter Seddon und neuestens in Australien

manche Stimme laut wurde, welche das deutsche System der Beitragspflicht befürwortete. Wenn man es aber doch noch nicht übernommen hat, so mag der Hauptgrund darin liegen, daß man einerseits weder die Arbeiter noch die Unternehmer für sozial reif genug oder gewillt hielt, die allzu oft und allzu deutlich fühlbaren erzwungenen



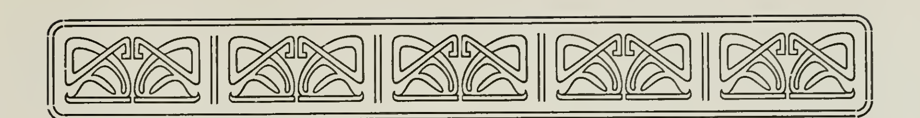
* Blick auf Wellington

Abgaben zu Versorgungszwecken zu leisten, die unser deutsches System, das Klebegesetz namentlich, in gewissen Kreisen unpopulär gemacht haben, daß man andererseits aber auch mangels ausreichender Armenfürsorge diejenigen alten Personen gleichzeitig sicherstellen wollte, welche nicht Arbeiter gewesen waren. Erst nachdem dieses geschehen ist, vermag man an die Nachahmung unseres Systems heranzugehen.

Trotz alledem sollten wir aber dreierlei von Neuseeland und Australien lernen. Einmal, daß der Staat ohne Widerstand der Bevölkerung auch sehr hohe Opfer für soziale Zwecke bringen kann,

wenn nicht Spezialabgaben, wie bei unseren Versicherungen, sondern die allgemeinen Staatseinnahmen zur Deckung verwendet werden, weil man dann die Last weniger und seltener merkt; dann aber, daß die soziale Fürsorge nicht auf die besser gestellten Klassen der Bevölkerung ausgedehnt werden darf, so lange nicht die Ärmsten in besserer und menschenwürdiger Weise versorgt sind, als unsere entehrende Armenpflege es vermag; schließlich aber zeigt uns das ferne Land der staatssozialistischen Experimente, daß die soziale Hilfe durch den Staat aus anderen Beweggründen hervorgehen kann und soll als aus politischen, aus Parteirücksichten.





## XXIII. Kapitel.

# Allerlei Soziales und Finanzielles.

Zur Frage der Arbeitslosigkeit und deren Bekämpfung in Australasien noch einige Worte! Die ganze ökonomische Struktur der australasischen Kolonien, ihre geringe Bevölkerungsziffer vor allem bringt es mit sich, daß selbst in ungünstigen Jahren die absolute Zahl der Arbeitslosen eine geringe ist, während sie relativ betrachtet gelegentlich doch immerhin Beachtung verdient. Viele Jahre hindurch war die Arbeitslosigkeit in Australasien etwas fast unbekanntes. Sie hat sich erst gerade während meines Besuchs in Neuseeland, namentlich aber auch auf dem australischen Kontinent erschreckend stark gezeigt. Da blickte man nach Europa und studierte die Systeme der Bekämpfung der Arbeitslosigkeit, welche wir hier auf unserem alten Kontinent haben. Man denkt, wie erwähnt, in Australien und Neuseeland an eine Arbeitslosenversicherung, und ich selbst wurde über eine solche von den verschiedensten Ministern befragt. Zu einer Entscheidung, was man tun will, ist man jedoch noch nicht gelangt.

Die Vorbedingung für eine Arbeitslosenversicherung, die Arbeitsvermittlung, ist namentlich in Neuseeland ausgezeichnet organisiert. Hatte doch die Errichtung des Arbeitsamtes für Neuseeland 1891 gerade die Aufgabe, die damals vorhandene Arbeitslosigkeit zu beseitigen, genau wie das 1891 in Neusüdwales eröffnete Departement of Labour, welchem dann in den anderen Staaten ähnliche Ämter gefolgt sind. Aber nur zu häufig scheiterten die Bemühungen einfach daran, daß man die Menschen noch weniger als fest eingewurzelte Bäume von irgend einem Ort an einen anderen

verpflanzen kann. Der in der Stadt Arbeitslose war und ist nicht auf das Land zu bringen. In großem Maße beschäftigt man daher die Arbeitslosen bei öffentlichen Arbeiten, beim Wegebau, beim Eisenbahnbau usw. Alsdann versucht man die sich arbeitslos Meldenden bei privaten Unternehmern unterzubringen. Die staatlichen Arbeitsämter sind hier vollständig Stellenvermittlungsbureaus, welche die Arbeitslosen auch zunächst kostenlos auf den Bahnen befördern. Haben die Arbeiter Anstellung gefunden, so werden ihnen später die Kosten der Beförderung vom Lohn abgezogen. Auch Notstandsarbeiten hat man namentlich zur Winterszeit wiederholt im Interesse der Arbeitslosen unternommen.

Besonders günstige Erfolge werden dem Gruppenakkordsystem nachgerühmt, unter welchem in Neuseeland zahlreiche öffentliche Werke hergestellt worden sind.

Wie sich in Deutschland und namentlich auch in Belgien Einrichtungen bei öffentlichen und privaten Versicherungsanstalten finden, um der Arbeiterbevölkerung mit Hilfe der Versicherung passende Wohnungen zu verschaffen, so sind auch in Neuseeland ähnliche Bestrebungen vorhanden, welche durch das Gesetz über Arbeiterwohnungen vom 30. Oktober 1905 in feste Bahnen gebracht worden sind. Jeder Arbeiter kann das freie Eigentum an seinem Wohnhaus nach verschiedenen Methoden erwerben.

Ganz eigenartig berührt es uns aber, daß das in bezug auf Versorgung seiner Arbeiterklasse die alten Länder so sehr übertreffende Neuseeland nebst den fortgeschrittenen australischen Staaten so gänzlich rückständig geblieben ist in bezug auf Versorgung der Staatsbeamten, und man kann es kaum glauben, daß erst am 25. November 1907 ein Pensionsgesetz für die Staatsbeamten (Public Service Superannuation) in Neuseeland erlassen worden ist.

Das in Neuseeland für die Pensionierung der Staatsbeamten gewählte System entspricht aber in keiner Beziehung etwa dem unsrigen. Die neugegründete Pensionskasse ist keine Zwangskasse. Es bleibt jedem Beamten überlassen, sich eine Pension zu sichern. Der Staat leistet einen jährlichen Zuschuß zur Pensionskasse aus den allgemeinen Staatsmitteln in Höhe von 20 000 Pfund Sterling und ist ferner verpflichtet, falls die Mittel der Fonds nicht ausreichen, diese entsprechend zu ergänzen.

Charakteristisch für die ganze neuseeländische Auffassung ist der Leitartikel, mit welchem die New Zealand Times vom 21. November 1907 das neue Gesetz begrüßten. Es heißt da: „In einer Nation, welche an der Spitze der Welt steht (which leads the world), wie es Neuseeland tätsächlich tut, soweit es sich um Bestrebungen handelt, unter den Staatsbürgern möglichst gute Beziehungen herzustellen und eine humanere Lebensauffassung, als sie in früheren Zeiten vorhanden war, einzuführen, ist es eine Anomalie, daß keine umfassende Staatsbeamtenversorgung vorhanden ist".

Bei der Betrachtung der Sozialpolitik Australasiens darf man auch das Staatsschuldenwesen der Kolonien nicht außer Betracht lassen. Da ist es immerhin nicht unbedenklich, konstatieren zu müssen, daß gerade die Kolonie die ungünstigsten Finanzverhältnisse hat, welche sozialpolitisch am fortgeschrittensten ist, nämlich Neuseeland.

Die sechs den Australischen Bund bildenden Staaten werden zusammen mit Neuseeland deswegen als die am höchsten verschuldeten Länder bezeichnet, weil hier auf den Kopf der Bevölkerung weit mehr Staatsschulden kommen als anderswo, nämlich nach dem Stand vom 30. Juni 1908 zwischen 850 und 1544 Mark. Allein diese Berechnung ist durchaus irreführend, denn sie läßt den wichtigen Umstand nicht erkennen, daß das noch ungeheuer entwicklungsfähige Australien nahezu den Umfang Europas, aber nur eine Bevölkerung von vier Millionen hat, während Neuseeland, dessen Umfang Italien gleicht, nur eine Million Bewohner aufweist. Es wäre nicht schwieriger, ebenfalls auf den Kopf der Bevölkerung gerechnet, nachzuweisen, daß Australiens Bewohner auch die reichsten sind. Für die richtige Beurteilung der australischen Staatsfinanzen kommt eine ganze Reihe von Punkten in Betracht, die erst bei näherem Studium der wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse des jüngsten Erdteils klar zutage treten und die oft sehr scharf kritisierte Finanzpolitik Australasiens in ein günstigeres Licht zu rücken vermögen.

Ein Blick auf die Finanzlage Australiens wäre gerade jetzt nicht ohne Interesse, denn auch hierzulande hat man eine Reichsfinanzreform durchzuführen, die deshalb eine gewisse Ähnlichkeit mit der deutschen aufweist, weil auch in Australien die Konkurrenz der Interessen zwischen Bundesstaat und Einzelstaaten vorhanden ist. Doch dazu ist hier kaum der Ort.



* **Olivenplantagen bei Magid, einer Vorstadt Adelaides**

Das auch für die Sozialpolitik wichtigste Problem, die Übernahme der Schulden auf den Bund war bereits in der Verfassung von 1900 vorgesehen. Und gerade der Umstand, daß man durch eine Konsolidierung der gesamten australischen Schulden eine große Zinsersparnis in den Einzelstaaten erwartete, war eines der leitenden Motive für die Gründung des Commonwealth.

Es handelt sich nach dem Stand vom 30. Juni 1908 um insgesamt rund 4875 Millionen Mark Staatsanleihen, von denen etwa 320 Millionen Schatzanweisungen sind. Gegenüber 1901 ist die Gesamtschuld um 800 Millionen Mark gewachsen. Dabei ist es interessant, festzustellen, daß, während 1901 nur 14% der Schuld in Australien untergebracht war, der Prozentsatz 1908 sich auf 25% beläuft; der ganze Rest ist in London untergebracht. Der Zinssatz für die australischen Schulden ist durchaus günstig zu nennen: für den größten Teil der Anleihen, nämlich 2082 Millionen Mark, werden $3\frac{1}{2}$% bezahlt, für 3 Millionen $3\frac{1}{4}$%, für 960 Millionen nur 3%, für den Rest $3\frac{3}{4}$, 4 bzw. für geringe Beträge $3\frac{1}{2}$, 5 und 6%. Die gesamte Zinsenlast beträgt jährlich 175 Millionen Mark oder 41,3 Mark auf den Kopf der Bundesbevölkerung. Die australischen Anleihen haben, mit Ausnahme von 10,3 Millionen Mark Neusüdwalesanleihe, einen festen Rückzahlungstermin, der zwischen 15 und 50 Jahren variiert; die Schatzanweisungen sind in ein bis fünf

Jahren rückzahlbar. Wie auf dem Londoner Markt die Anleihen eingeschätzt werden, geht deutlich daraus hervor, daß die 3 1/2 prozentigen Anleihen der Einzelstaaten, die zwischen 1915 und 1940 rückzahlbar sind, im Jahre 1908 Ende März zwischen 98 1/2 und 100, Ende Juni zwischen 98 1/2 und 100 1/2, Ende September zwischen 99 und 100, Ende Dezember zwischen 97 1/2 und 99 gestanden haben. Die prozentuale Höhe der Schulden der australischen Staaten auf der einen, ihre Wertschätzung in London auf der anderen Seite ist daraus zu erklären, daß es sich um Schulden in sehr jungen, hoffnungsvollen Kulturländern handelt, die in kurzer Zeit große Summen zur wirtschaftlichen Erschließung, also produktiv angelegt haben. Dabei ist zu beachten, daß viele Dinge, für welche bei uns die Kommune zu sorgen und zu zahlen hat, in Australien vom Staat erledigt werden; so sind die Straßenbahnen Sydneys Staatseigentum, ebenso die Wasserwerke in Viktoria; Hafen, Brücken, Wege u. v. a. werden durchweg auf Kosten der Staaten gebaut. Von den Gesamtschulden kommt der bei weitem größte Posten, 2882 Millionen Mark, auf Eisenbahnen und Straßenbahnen, 634 Millionen kommen auf Bewässerung, die für das trockene Australien von größter Bedeutung ist, 372 Millionen sind für Hafenanlagen, Flußregulierungen und Leuchttürme geliehen worden, 206 Millionen für öffentliche Bauten, 142 Millionen für Wege- und Brückenbau, 74 Millionen für Telephon- und Telegraphenanlagen; 77 Millionen Mark Anleihen hat man zur Förderung der Einwanderung verwendet, 60 Millionen zum Ankauf von Land für Ansiedler; für militärische Zwecke hat man nur 48 Millionen der gesamten Anleihen benötigt. (Die Ausgaben des Bundes für diese und andere Zwecke sind dabei nicht berücksichtigt, da es sich hier um eine Zerlegung der Schulden handelt, welche lediglich von den Einzelstaaten aufgenommen werden.)

Bei alledem ist zu beachten, daß die Ausgaben für Heer, Flotte, Armee, diplomatischen Dienst, Pensionen für Beamte usw., wenigstens bis in die neueste Zeit, so gut wie gar nicht das Budget belasteten.

Nach diesen Erläuterungen wird man das australische Schuldenwesen etwas weniger kritisch betrachten, als wenn man lediglich die Kopfquote ins Auge faßt. Jedenfalls ist es nicht so riskant, sein

Geld in australischen Staatspapieren anzulegen wie in den Aktien mancher australischen Bergwerke. Aber man ahnt gar nicht, wie leichtsinnig gerade kleine Leute in Deutschland Geld in australischen Minenwerten investieren, ohne sich über die finanzielle Lage der betreffenden Minen am geeigneten Orte orientiert zu haben.

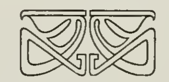
Freilich sind auch die australischen Staaten nicht gegen schwere Erschütterungen gefeit. Im Gegenteil, sie sind gewissen Gefahren vielleicht mehr als alle anderen Länder ausgesetzt. So gibt es wohl kaum ein anderes Land, dessen Gedeihen so sehr vom Regen abhängt als Australien. Ein trockenes Jahr bedeutet viele Millionen Verluste, wie ein regenreiches enorme Gewinne bringt. Aber außer der klimatischen Gefahr droht Australien eine soziale. Der große politische Einfluß der Arbeiterpartei zeigt sich in den zahlreichen und sehr kostspieligen Sozialreformen, die zwar von manchem Gesichtspunkt aus sehr zu begrüßen sind, in bezug aber auf die finanzielle Lage des Landes durchaus nicht immer günstig wirken, indem sie die Produktionskosten verteuern und so die Konkurrenz

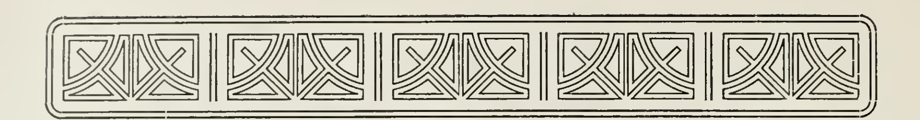


* Perth, die Hauptstadt Westaustraliens

australischer Erzeugnisse mit denen aus anderen Ländern, immer mehr erschweren.

Wenn die australischen Staaten in zahlreichen Beziehungen eigene Unternehmungen ins Leben gerufen haben, so hängt diese Erscheinung nur in ganz beschränktem Umfange mit der politischen Arbeiterbewegung zusammen. Die Staaten haben öffentliche Unternehmungen zu einer Zeit notgedrungen begründen müssen, noch ehe überhaupt irgend eine Arbeiterbewegung vorhanden war. Denn es war ja der Staat, welcher die ganze Kultivierung, die ganze Erschließung des Landes vornahm. Der Staat baute die Wege, der Staat hatte ein Interesse an der Einrichtung von Telegraphen und Telephon, wie am Bau von Eisenbahnen; und selbst wenn der Staat Agrarbanken einrichtete und in den verschiedensten anderen Formen die Ansiedler materiell unterstützte, so waren doch alle diese Maßnahmen von seinem eigensten Interesse diktiert, Kronland zu verkaufen. Schon in den ersten Zeiten der Kolonisation mußte der Staat für Docks und Werften sorgen, weil er ohne diese seine Transporte nicht ausführen konnte. Wenn Neuseeland ein staatliches Kohlenbergwerk hat, so ist die Rechtfertigung dafür der Umstand, daß die Eisenbahnen staatlich sind und der Staat der Hauptkonsument von Kohlen in der Kolonie ist. Die staatliche Lebensversicherung in Neuseeland hat die Aufgabe, die Prämienausgaben im Lande zu halten, anstatt daß sie ausländischen Gesellschaften zukommen. Manche Unternehmungen öffentlicher Art haben den Zweck, private Monopole zu brechen. Die öffentlichen Unternehmungen Australasiens sind aber fast sämtlich unrentabel. Sie machen jedoch den Staat so wenig bankerott, vernichten den privaten Unternehmungsgeist so wenig, wie sie allein imstande sind, eine Nation der Glückseligkeit näher zu bringen.





## XXIV. Kapitel.

# Vom Glück der Menschen im sozialen Wunderlande.

Sind denn nun aber die Menschen dort drüben glücklicher als bei uns? Ist insbesondere Neuseeland wirklich als eine Insel der Glücklichen zu bezeichnen? Die Beantwortung dieser schwierigen Frage hängt davon ab, was man als das Ideal eines Volkes ansieht. Ist es besser für einen Staat eine nur sehr geringe, aber glücklichere Bevölkerung zu haben, oder eine weniger glückliche, aber umso größere Bevölkerung aufweisen zu können? Ist es richtiger und besser, daß die lebende Generation sorglos und beschaulich genießt, ohne daß man dabei sehr viel an die künftige Generation denkt, oder ist es besser und richtiger, wenn die lebende Generation weniger egoistisch handelt und auch für die Zukunft ihres Landes, ihres Staates sorgt?

Je nachdem man diese Vorfragen beantwortet, wird man Neuseeland für die Insel der Glücklichen halten oder nicht. Aber selbst, wenn man zu einer Bejahung käme, so ist damit noch keineswegs gesagt, daß nun auch alle die Länder glücklich würden, welche die neuseeländischen Einrichtungen bei sich einführten. Damit diese von gleich gutem Erfolge begleitet wären, müßten auch die natürlichen Voraussetzungen Neuseelands auf die anderen Länder übertragen werden können. Das ist aber unmöglich.

Von vornherein wußte man und leugnet es auch heute noch nicht, daß alle radikalen Neuerungen, wie das obligatorische Schieds-

verfahren in Arbeitsstreitigkeiten mit den Minimallöhnen und seiner kurzen Arbeitszeit, welche es brachte, ein Versuch waren und zum großen Teil über dieses Stadium nicht herausgekommen sind. Aber wie ist hier auch die Arbeitsmethode des Gesetzgebers! Irgend jemand wirft irgend eine Anregung in die öffentliche Erörterung, schreibt einen mit Namen unterzeichneten Artikel darüber an eine der vielen großen Zeitungen des Landes, die, abgesehen von ihrer Unkenntnis der Dinge jenseits des Stillen Ozeans, ausgezeichnet geleitet werden; die Idee wird von einer anderen Zeitung aufgegriffen, empfohlen oder verworfen; ein Abgeordneter oder Minister nimmt sich ihrer an, und überraschend schnell liegt ein Gesetzentwurf vor. Er wird in der Presse natürlich erörtert und, wie alles neue, auch hierzulande scharf kritisiert, vom Abgeordneten- oder Oberhaus oder beiden Häusern abgelehnt. In der nächsten Session kehrt der Entwurf wieder und bekommt ein paar Stimmen. Ein drittes und vielleicht ein viertes Mal, immer wieder abgeändert, erscheint er und wird, ohne daß man sich noch stark aufregt, weil man in der jahrelangen Diskussion allmählich mit dem Gedanken vertraut wurde, Gesetz. Aber das Gesetz zeigt nicht etwa die sorgfältige, gründliche Redaktion eines modernen deutschen Reichsgesetzes. Warum auch? Man kann es ja immer wieder abändern, verbessern. Und so kommen zu fast allen sozialen Gesetzen Neuseelands und Australiens nahezu alle zwei, drei Jahre Nachträge, Korrekturen. Genau so spielte sich die Gesetzgebung über die Altersrenten ab, über das Frauenwahlrecht, über die Bekämpfung des Alkohols, über die Arbeiter-Schiedsgerichte und vieles andere. Immer fertig, nie vollendet: das ist das Charakteristikum der Versuchsgesetze des Landes.



* Maorikunst (Holzschnitzerei)

Es trifft allerdings eine ganze Anzahl eigenartiger Verhältnisse zusammen, welche insbesondere Neuseeland dieses Gesetz-

gebungsverfahren erlauben. Noch keine Million Einwohner zählt es ja heute; als Seddon ans Ruder kam, waren es ihrer gar nur $^{7}/_{10}$ Millionen. Das Land hatte dazu unter Seddons Herrschaft eigentlich nur eine einzige Partei: die am Ruder befindliche vereinigte Partei der Liberalen und Arbeiter. Die Opposition war fast ganz erlahmt und einflußlos. Einem Seddon vermochte man nicht zu widerstehen. Das fabelhafte Glück des Landes während seiner Regierung, die Tatsache, daß alle Experimente glückten, von denen man in der Opposition die schlimmsten Folgen vorausgesagt hatte, daß Handel und Wandel, Industrie und Landwirtschaft stetig in die Höhe gingen wie die Löhne der Arbeiter, daß die Lebenshaltung aller Kreise besser wurde, weil das Einkommen wuchs, entwaffnete alle Gegnerschaft, die übrigens sehr selten auf politischem, sondern fast stets auf wirtschaftlichem Gebiete lag. Seddon war absoluter Volkstyrann im besten Sinne des Wortes.

So wurde es in den Jahren von 1891 bis kurz nach 1906 zur allgemeinen herrschenden Überzeugung, daß den Sozialgesetzen des verehrten Seddon Blühen und Gedeihen der Kolonie zu verdanken sei. Ohne daß man sich übermäßig anstrengte, lebte man behaglich und auskömmlich, gewöhnte sich an abstimmende Frauen und frühen Ladenschluß, an einen Mindestlohn von acht Schillingen bei einem Arbeitstag von höchstens acht Stunden, an die Arbeitsruhe des Sonntags und noch dazu eines Nachmittags in der Woche, an die Schließung mancher beliebten Bar und — an die enorm wachsende Schuldenlast des Staates, dem die Millionen für die Sozialexperimente zu billigem Zinssatz aus London zuströmten, wenn man sich nur ein klein wenig darum bemühte.

Aber eine große Gefahr droht, wie schon angedeutet, der fortschreitenden Sozialpolitik der australasischen Staaten, je mehr diese in den internationalen Handelsverkehr hineinwachsen und auf zunehmenden Export angewiesen sind. Sie werden nämlich immer mehr die Konkurrenz der Länder fühlen, die keine sozialpolitischen Lasten zu tragen haben und daher billiger produzieren, billiger exportieren können. Es ist vor allem Ar-

gentinien, dessen Wolle und dessen Fleisch, dessen Butter und Käse usw. den australasischen Produzenten sehr zu denken gibt. Wäre Australien, wäre Neuseeland von einer Mauer umgeben, produzierten sie ihren ganzen Konsum, konsumierten sie ihre sämtlichen Produkte, dann könnten sie in der Sozialisierung so weit gehen, wie sie wollten. Aber den Zustand wirtschaftlich unabhängiger, isolierter Staaten werden sie nie erreichen können, und so werden die Gesetze des Weltmarktes notgedrungen der unbegrenzten Ausbreitung der Sozialpolitik in absehbarer Zeit Halt gebieten.

Vorläufig wird man aber auf dem Gebiet der radikalen Sozialreform fortfahren: Herabsetzung der Altersgrenze für die Old Age Pensions, Einführung von Versicherungsgesetzen nach deutschem Muster, Arbeitslosenversicherung, weitere Verkürzung der Arbeitszeit, weitere Erhöhung der Löhne sind Punkte, welche man bald in Angriff nehmen wird.

Aber alle Experimentierarbeit zur Gesundmachung des sozialen Körpers wird dessen Krankheiten so wenig völlig heilen, wie die Medizin den menschlichen Körper. Und hat man das Rezept zur Heilung eines Leidens herausgefunden, so zeigen sich plötzlich neue bisher nicht bekannte Krankheiten. Das ist eine der Wahrheiten der Sozialpathologie, die man vielleicht nirgendwo so gründlich wie in Australasien erkennt. Andererseits lehrt dieses Land aber auch, daß die Arbeiterfrage nicht nur eine Geldfrage ist. Der demokratische Geist, der dort herrscht, hat viel dazu beigetragen, Arbeiter und Unternehmer im allgemeinen sehr viel näher zu bringen, als es bei uns der Fall ist. Ein weiteres aber sollten unsere Arbeiter von den australischen Arbeitern lernen: daß es keiner revolutionären Bestrebungen oder Worte bedarf, um sozialpolitische Fortschritte zu erzielen!

Bei einem Vergleich zwischen deutscher und australasischer Sozialpolitik, wenn man frägt, was wir von der Gesetzgebung unserer Antipoden adoptieren sollten oder könnten, muß man auf viele Dinge achten, welche in diesem Werke schon wiederholt zur Sprache gekommen sind. Dort drüben die verhältnismäßig große Unabhängigkeit vom Weltmarkte, die Isoliertheit der Lage,

die Möglichkeit, wenigstens in gewissem Umfange eine Art geschlossener Handelsstaat zu sein, bei uns hingegen die eiserne Notwendigkeit fortgesetzt auf tausend Dinge des internationalen




**Auf der Heimfahrt
an Bord des Norddeutschen Lloyddampfers
„Seydlitz"**

Handels und Verkehrs Rücksicht zu nehmen und die Abhängigkeit schon aus dem Grunde, weil wir ringsum nicht vom Meere, sondern von anderen Staaten umgeben sind. Dort drüben ganz junge, der Kultur seit knapp hundert Jahren zugänglich gemachte Länder ohne Tradition, ohne Geschichte, ohne Klassen- und Rassenunterschiede,

bei uns ein übertriebener Kastengeist, eine alte Geschichte, welche unzählige Einrichtungen versteinert, das ewige Rücksicht nehmen und nehmen müssen auf schon lange Vorhandenes; aber durch unsere Geschichte auch eine hohe geistige Kultur, eine Blüte der Wissenschaft und Kunst, während von alledem in dem freilich recht jungen Australasien herzlich wenig zu merken ist. Dort drüben auch nur eine schwach entwickelte Industrie, während bei uns die Großindustrie das Ausschlaggebende ist und die Landwirtschaft immer mehr verdrängt. Den weiten australischen Landstrecken mit ihrer lächerlich geringen Bevölkerung steht bei uns eine äußerst große, stark anwachsende Bevölkerung auf einem nur engen Gebiete gegenüber; und schon diese Bevölkerungsmenge allein bringt große soziale Extreme mit sich, während bei unseren Antipoden diese Gegensätze, man kann wohl sagen, so gut wie gar nicht vorhanden sind. In welchem Umfange die soziale Experimentierarbeit Australasiens zur Verwischung dieser Extreme beigetragen hat, ist schwer zu sagen. Jedenfalls aber steht das eine fest, daß die Motive der dortigen Sozialpolitik rein humane gewesen sind, während die unseren doch in erster Linie nichts anderes waren, als ein Produkt der Angst und Hand in Hand damit der politischen Klugheit eines großen Kanzlers. Und wenn wir irgendetwas lernen und annehmen können, so ist es der humane, soziale Geist, der jenseits von Kastenhochmut und Klassendünkel Australasiens Bürgertum auszeichnet.

Aber trotz aller auf diesen Seiten gerühmter Vorzüge, namentlich auf sozialpolitischem Gebiet, haben Australien und Neuseeland doch nicht, was nach meiner festen Überzeugung Deutschland hat, und um dessentwillen man uns selbst im Lande der unbegrenzten sozialpolitischen Möglichkeiten beneidet: eine große Zukunft. Wir haben diese und wir haben auch eine Vergangenheit, auf die wir stolz sein dürfen, Australasien aber besitzt weder die eine noch die andere, sondern nur eine Gegenwart! . . . . .

* * *

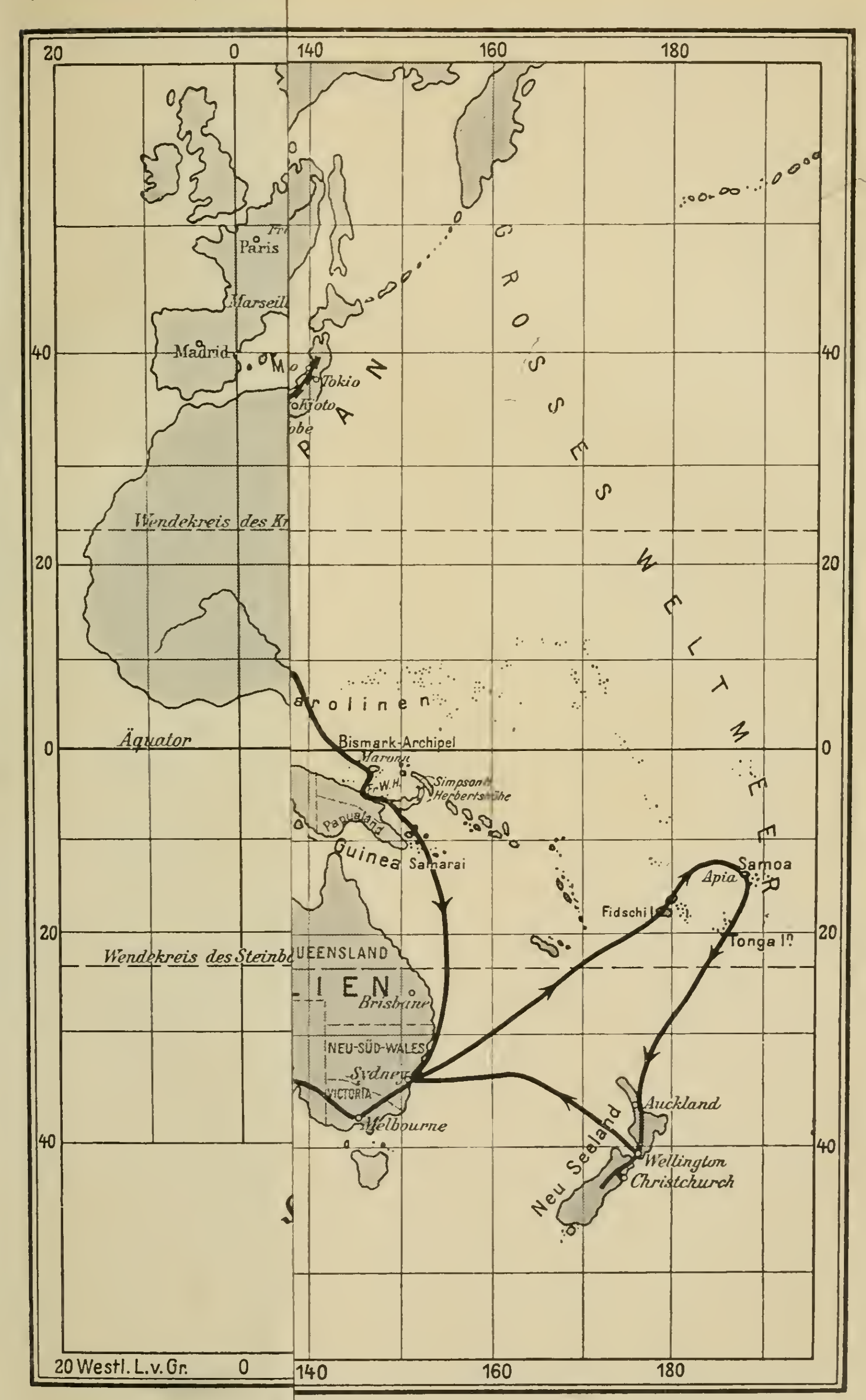
Als ich meine weite Fahrt antrat, hatte ich nur den einen heißen Wunsch: eine Weltreise zu machen. Nun bin ich mit drei neuen Wünschen zurückgekommen: noch zu drei Weltreisen möchte ich hinausziehen. Es geht die Sage, daß Rom wiedersieht, wer aus einem altberühmten Brunnen dort Wasser getrunken hat. Eine ähnliche Wirkung scheint das Wasser zu haben, mit dem getauft wird, wer den Äquator zum ersten Male überschreitet. Die Sehnsucht, immer wieder nach den Tropen und den Ländern jenseits des Äquators zurückzukehren, kommt dann über jeden. Und auch ich hoffe, wenn ich zwischen allen den Reisetrophäen, Büchern, Parlamentsberichten, Statistiken und Gesetzen in meinem Arbeitszimmer sitze, die schönen und interessanten Länder Australasiens recht bald wiederzusehen! . . . . . .



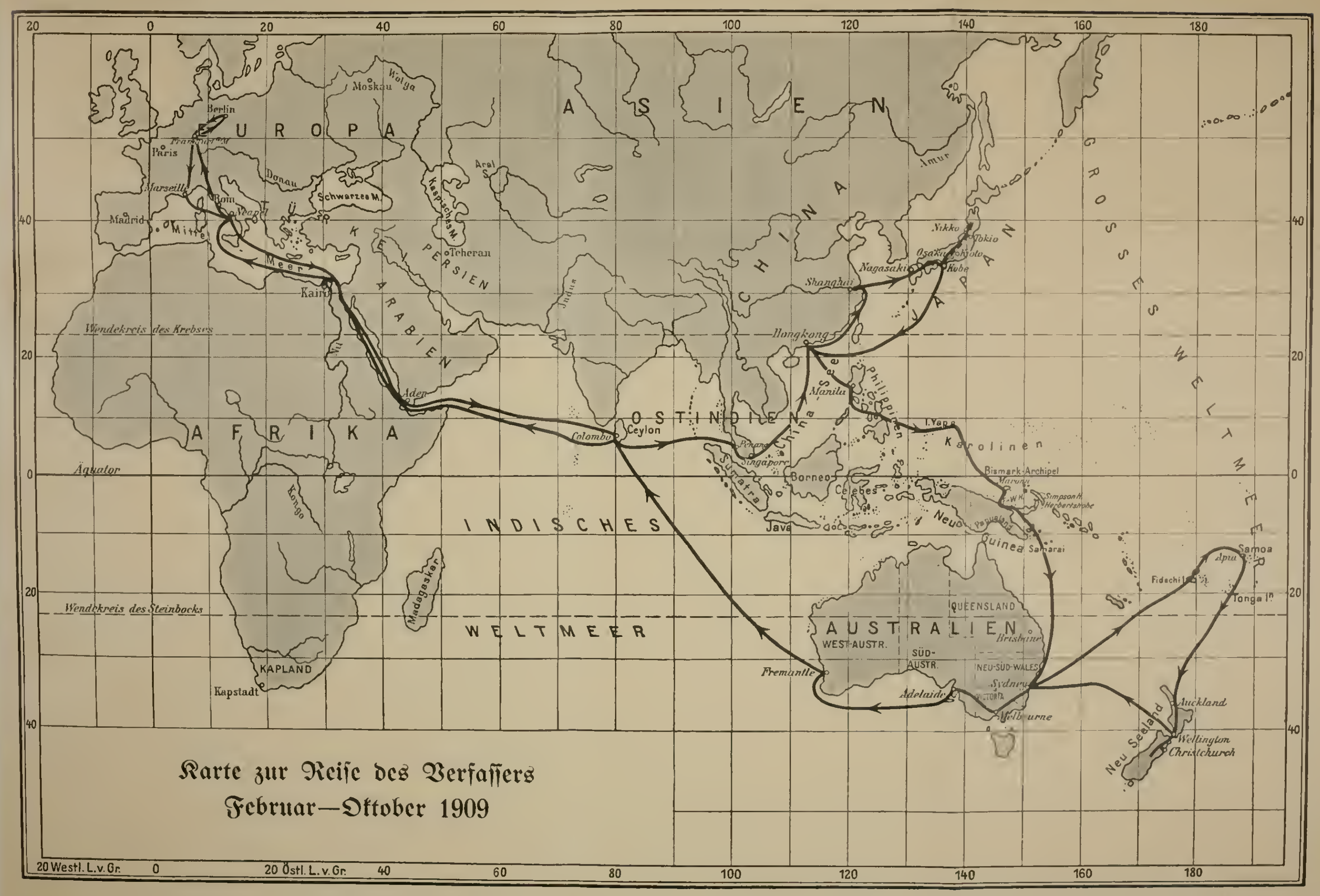
**Wieder in Europa!**
**Pompeji mit Vesuv.**

Gedruckt in der Königl. Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW 68.

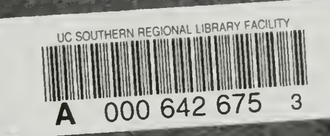
Zu: A. Manes, Ins L




Hofbuchhandlung von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW 68.




Verlag der Königlichen Hofbuchhandlung von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW 68.


UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
A 000 642 675 3